

# Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

## Historische Tage zu einem Konflikt in globaler Dimension

GESCHICHTE

Der Siebenjährige Krieg, dem sich die Historischen Tage 2022 widmeten, gilt als erster Konflikt globaler Dimension. Gekämpft wurde auf vier Kontinenten und sowohl unter Soldaten wie auch Zivilisten forderte er einen hohen Blutzoll. Gar nicht zu unterschätzen sind die Folgen des Krieges, die entscheidend waren

für weitere säkulare Ereignisse. Die Entstehung der USA und Kanadas sowie das Schicksal Indiens in den folgenden 200 Jahren sind ohne den Siebenjährigen Krieg nicht erklärbar. Nicht zuletzt bildeten die enormen finanziellen Kriegslasten eine frühe Voraussetzung für die Französische Revolution.

## Die Welt in Flammen

### Konflikte zwischen England und Frankreich in Nordamerika, Indien und Afrika von Marian Füssel

**D**er Siebenjährige Krieg (1756–1763), der heute gern als frühmoderner ‚Weltkrieg‘ gehandelt wird, war in der Tat ein Konflikt mit globalen Dimensionen und verband Kriegsschauplätze und Konfliktlinien in Europa, Nord- und Südamerika, der Karibik, Afrika und Südasien. Je nach nationalem Blickwinkel steht er allerdings für zwei verschiedene Kriege des 18. Jahrhunderts. So begann der Siebenjährige Krieg für die einen im Juli 1755 im Ohio Tal, für die anderen im August 1756 mit dem Einmarsch preußischer Truppen in Sachsen. Der Siebenjährige Krieg steht damit für zwei ganz unterschiedliche Konflikte des 18. Jahrhunderts: den Kampf Großbritanniens mit Frankreich und die Rivalität zwischen Preußen und Österreich. Beide Konfrontationen gingen auf ungelöste Rivalitäten des vorangegangenen Krieges zurück, der als Österreichischer Erbfolgekrieg ebenfalls globale Ausmaße angenommen hatte und als 1. und 2. Schlesischer Krieg die Konflikte zwischen Preußen und Ös-

terreich umfasste. Österreich und Preußen hatten zwar in Dresden 1745 einen Frieden geschlossen, doch war der Raub Schlesiens durch Friedrich II. in Wien



**Prof. Dr. Marian Füssel**, Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftsgeschichte an der Universität Göttingen

keineswegs akzeptiert. Auch der Frieden von Aachen 1748 konnte die anglofranzösische Rivalität in den Kolonien kaum wirklich beilegen, gerade in Frankreich galt der Friede als großer Fehler. Im Folgenden steht mit den Auseinandersetzungen zwischen Großbritannien und Frankreich die globale Seite des Konfliktes im Mittelpunkt, doch wird stets zu fragen sein, wie diese mit denen der anderen Kriegsparteien und Schauplätzen verflochten war. So lag der räumliche Knotenpunkt in Kurhannover, dessen Verteidigung gegen Frankreich die Briten zum Engagement in dem seit 1714 durch Personalunion verbundenen Territorium des Alten Reiches zwang. Für das, was die Historiker\*innen heute Verflechtung nennen, bemühten die Zeitgenossen Bilder überspringender Flammen, angesichts der hohen Stadtbrandgefahr im vormodernen Europa eine lebensweltlich unmittelbar evidente Metaphorik.

Aber auch wenn Preußens und Österreichs Konflikt völlig unverbunden mit dem Krieg zwischen Großbritan-

nien und Frankreich gewesen wäre, würde dies an der globalen Dimension wenig ändern, denn der Konflikt zwischen den beiden maritimen Kolonialmächten fand auf mindestens sechs Schauplätzen statt, von denen im Folgenden diejenigen außerhalb Europas eingehender behandelt werden. In Großbritannien und Frankreich wird der Siebenjährige Krieg als Konflikt um die Vorherrschaft in Europa und auf den Weltmeeren erinnert, der mit der Hegemonie des



Der Ausgang der Schlacht von Quebec 1759 war schon eine Vorentscheidung über die Macht auf dem nordamerikanischen Kontinent. Großbritannien war der Sieger, der kommandierende General James Wolfe ließ allerdings sein Leben.

Britischen Empire endete. In den USA ist er unter dem Namen *French and Indian War* eine Vorstufe zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. In Kanada firmiert der Siebenjährige Krieg nicht nur als *French and Indian War*, sondern auch als *Guerre de la Conquete*, als ‚Krieg der Eroberung‘ mit dem Resultat eines endgültigen Endes der Nouvelle-France. Für Indien ist er als dritter Krieg im Karnatik und Konflikt in Bengalen ein Kapitel auf dem Weg zur britischen Kolonie. Fragt man danach, um was für einen gesellschaftlichen Ort es sich jeweils handelte, wer die Kriegsparteien waren, welche Formen der Kriegführung vorherrschten und um welche Ressourcen gerungen wurde, zeigen sich im Vergleich zu Europa einige signifikante Unterschiede.

In Nordamerika und in Indien hatte man es jeweils mit einem triangulären Konkurrenzverhältnis zu tun: in Nordamerika die europäischen Siedler beider Nationen und die Native Americans, in Indien die europäischen Handelskompanien und die lokalen Gewalten in der Nachfolge des ehemaligen Mogulreiches. In der Karibik und in Afrika haben wir es vor allem mit Konflikten der europäischen Kriegsmarinen und lokaler Milizionäre zu tun. Auf allen Schauplätzen ging es um wirtschaftliche Ressourcen: in der Karibik um Zucker, in Kanada um Pelze, im Ohiotal um Land, in Westafrika um Gummi Arabicum und in Indien unter anderem um Salpeter und lokale Steuerhoheiten. Auch die Art der Kriegführung

unterschied sich je nach Kriegsparteien und lokaler Umwelt. In den Wäldern Nordamerikas dominierte der kleine Krieg und die Belagerung fester Plätze, in Afrika und der Karibik herrschten amphibische Operationen, also Belagerungs- und Landungsoperationen der Seestreitkräfte vor, und in Indien dominierten Belagerungen und einige wenige, kaum mit den europäischen vergleichbare Schlachten. Zusätzlich angefacht wurde die britisch-französische Rivalität durch konfessionelle Motive, die zur ideologischen Radikalisierung beitragen konnten und das nicht nur unter den christlichen Europäern, sondern auch mit Blick auf die Indigenen: Den Native Americans begegnete man als ‚Heiden‘ mit besonderer Härte, und auch die südasiatische Religionsvielfalt mit Muslimen und Hindus bot zusätzlichen Konfliktstoff. Die globale religiöse Verflechtung, wie sie unter anderem über Missionare und Orden vermittelt wurde, unterstützte jedoch auch Informationsflüsse innerhalb eines frühmodernen Medienkrieges. Bereits aus diesem groben Überblick wird erkennbar, dass es sich neben geopolitischen Kalkülen der europäischen Machtzentren in London und Paris ganz wesentlich um Akteure vor Ort mit modern gesprochen privatwirtschaftlichen Interessen handelte und dass Armeen und Kampfweisen zum Teil deutlich vom europäischen Ideal abwichen. Die globale Ausdehnung europäischer Mächterivalitäten als solche war nicht neu, auch der päpstsche, spanische und österreichi-

sche Erbfolgekrieg hatte jeweils seine außereuropäischen Schauplätze. Einen nachhaltigen geopolitischen Unterschied machte jedoch der Ausgang des Siebenjährigen Krieges.

### Für einige Äcker voller Schnee? Kanada und die nordamerikanischen Kolonien

In Nordamerika hatte der Aachener Frieden 1748 die Rivalitäten, die zwischen Neufrankreich und den britischen Kolonien von Virginia bis hoch nach

Neufundland schwelten, nicht beendet. Am Zusammenfluss von Allegheny und Monongahela, den „Forks of the Ohio“ in der Nähe des heutigen Pittsburgh eskalierte die Gewalt im Scharmützel von Jumonville Glen im Mai 1754 – einer französischen Niederlage – und der Niederlage der Briten in der Schlacht am Monongahela am 9. Juli 1755. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob der schleichende Ausbruch des Krieges im Ohiotal die europäischen Mächte, ohne dass diese es wollten, in einen globalen Konflikt gezogen hätte: Im Mai 1756 erklärte Großbritannien Frankreich offiziell den Krieg.

Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich rasch längerfristiges geopolitisches Kalkül sowohl auf Seiten Großbritanniens wie auch Frankreichs. In Großbritannien unterschieden sich die beiden Lager der „blue water policy“ und des „continental commitment“ besonders deutlich. Während die einen die Expansion auf den Weltmeeren befürworteten, standen für die anderen der

---

Sowohl Frankreich wie auch Großbritannien verfolgten mit ihrer Teilnahme am Siebenjährigen Krieg ein längerfristiges geopolitisches Kalkül. Beide wollten sowohl in Europa als auch in Übersee zusätzlichen Einfluss gewinnen.

---

Schutz Kurhannovers und ein Eingreifen auf dem europäischen Festland im Vordergrund. Die Debatte spielte sich in einer relativ modern gearteten politischen Öffentlichkeit ab, denn neben der Krone stand das Parlament als Entscheidungsinstanz, und die Presse konnte wesentlich freier publizieren als auf dem Kontinent. Angesichts des schwelenden Konflikts in Nordamerika bemühte sich Frankreich in der europäischen Öffent-

**Das quantitative Verhältnis beider Mächte in Nordamerika gestaltete sich höchst ungleich. 10.000 französische Soldaten standen mehr als 40.000 Mann auf britischer Seite gegenüber. Von diesen waren allerdings ein Großteil Milizionäre aus den Kolonien.**

lichkeit das Bild einer britischen Aggression zu verbreiten. Ein wichtiges außenpolitisches Ziel war es, die Niederlande aus einer möglichen antifranzösischen Koalition herauszuhalten. In Paris rivalisierten ähnliche Fraktionen wie in London: Während die einen eine politische Fokussierung auf den Kontinent propagierten, forderten andere ein Engagement für die Kolonien.

In einem Brief an seinen Freund Nicolas-Claude Thieriot (1697–1772) schrieb Voltaire am 29. Februar 1756 die berühmten Worte: „Ich weiß nicht, ob in diesem Bild viele für die Menschheit schmachvollere Züge sind als zwei aufgeklärte Nationen zu sehen, die sich gegenseitig den Hals abschneiden für einige Morgen von Eis und Schnee in Amerika.“ In seinem berühmten *Candide* griff er die Formulierung 1759 wieder auf, als dieser fragt, ob die Menschen in England genauso närrisch wie in Frankreich seien und zur Antwort erhält: „Sie wissen doch, daß diese beiden Völker wegen ein paar Schneefeldern gegen Kanada Krieg führten und daß sie für diesen hübschen Krieg mehr ausgaben, als ganz Kanada wert ist.“ Das war aber nur eine, vergleichsweise extreme Position unter vielen. So hegte die französische politische Elite keineswegs eine allgemeine Skepsis gegenüber den kolonialen Initiativen. Während die einen den reinen Seekrieg forderten, setzten

die anderen auf eine Besetzung Hannovers und der österreichischen Niederlande. Jedoch herrschte auch unter den Befürwortern der Kolonialpolitik keineswegs Einigkeit. Einige bevorzugten vor allem das Mississippi-Tal und Louisiana, andere machten dezidiert Werbung für Kanada.

Das quantitative Verhältnis beider Mächte in Nordamerika gestaltete sich höchst ungleich: Rund 2 Millionen Bewohnern der britischen Kolonien standen nur etwa 60.000 französische Bewohner gegenüber. Auch die Streitkräfte waren entsprechend ungleich aufgestellt, hier waren etwa 10.000 reguläre französische Land- und Marinetruppen mit 42.000 Regulären und Milizionären auf britischer Seite konfrontiert. Aufgrund dieser Asymmetrie waren vor allem die Franzosen auf indigene Verbündete, wie unter anderen die Abenaki, Algonquin, Lenape, Ottawa oder Shawnee, angewiesen. Die Briten hingegen waren zeitweise mit der Irokesen Konföderation oder der Nation der Cherokee verbündet, woher der Konflikt den Namen Franzosen und Indianer-Krieg erhielt. Mit den Native Americans veränderten sich auch die Praktiken europäischer Kriegführung, was aus europäischer Sicht immer wieder als Entgrenzung wahrgenommen wurde, auch wenn gerade die europäische Kriegführung gegenüber den Stämmen besonders rücksichtslos ablief. In den zeitgenössischen Medien erregten Praktiken wie das Skalpierten Aufsehen und immer wieder erschienen Berichte von vermeintlichen Gräueltaten der ‚Indianer‘. So etwa ein als ‚Massaker‘ medialisierter Vorfall bei der Einnahme des britischen Fort William Henry im August 1757, bei dem etliche der abziehenden Briten getötet wurden. Literarische Berühmtheit erlangte das Ereignis vor allem durch James Fenimore Coopers Historienroman *Der letzte Mohikaner* von 1826.

1757 war die Situation für die Franzosen zunächst von Erfolgen geprägt. Die britische Führung war noch unorganisiert und im Kleinkrieg um die Forts im Ohiotal bewährte sich die französische

Taktik. Eine Expedition auf Louisbourg im heutigen Nova Scotia scheiterte am Entsatz durch eine französische Flotte. Doch nun begann sich das Blatt strukturell zu wenden. Die britische Seeblockade griff zunehmend und schnitt die Franzosen von der Versorgung mit Truppen und Ressourcen aus dem Mutterland ab, die Ernte fiel 1757 in Kanada schlecht aus, der für die Heeresversorgung verantwortliche Intendant überzog das gewöhnliche Maß an Korruption, die verbündeten Stämme litten vielfach unter Pockeninfektionen und die Briten konnten im Gegenzug erfolgreich Truppen mobilisieren. 1758 fiel das belagerte Louisbourg an die Briten, zudem gewannen sie die Kontrolle über das Ohio Tal. Doch die eigentliche Wende erfolgte mit der spektakulären Eroberung Quebecs im September 1759. Nach einer gewagten Landung an der Steilküste vor der Stadt kam es zur Schlacht auf den Abrahamsfeldern, mit rund einer Stunde eine der kürzesten, aber folgenreichsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Beide Kommandeure, der britische General James Wolfe und der französische General Louis Montcalm fielen in Folge der Schlacht, während die aus Milizionären und Linieninfanterie gemischten Reihen der Franzosen rasch in Auflösung gerieten. In der Folge musste die eingeschlossene Stadt alsbald kapitulieren. Die wichtigste französische Bastion in Kanada war verloren, als letzte große Stadt war allein Montreal in französischer Hand. Angesichts einer Armee von rund 18.000 britischen Regulars und Kolonialtruppen ergab sich Gouverneur Vaudreuil mit seinen 4.000 verbleibenden Männern am 8. September 1760 kampflos den überlegenen Angrei-



Dr. Katharina Weigand, Historikerin und Akademische Oberrätin am Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München, hatte wieder die Leitung der Historischen Tage übernommen.

fern. Binnen weniger Wochen gelangte anschließend die gesamte Provinz unter britische Herrschaft. Auf dem kanadisch-nordamerikanischen Schauplatz war der Siebenjährige Krieg als *French and Indian War* damit beendet. Eine kleinere französische Expedition gegen Neufundland 1762 blieb Episode. Die Native Americans verloren mit den Franzosen einen mächtigen Verbündeten, und obwohl es zunächst so aussah, als ob dem Vormarsch der europäischen Siedler westlich der Appalachen mit der königlichen Proklamation Georgs III. vom Oktober 1763 Einhalt geboten würde, blieb die Grenzziehung weitgehend wirkungslos, und mit dem Pontiac Krieg 1763–1766 schloss sich gleich der nächste Konflikt an.

### Indien: Eine Handelskompanie auf dem Weg zur Territorialmacht

Indien war nach dem Tod des Moguls Aurangzeb im Jahr 1707 von zahlreichen Erbfolgekonflikten geprägt, ein Zustand, den man negativ als Zerfall des Mogulreiches beschreiben kann oder positiv als „segmentäre Staatsbildung“ (Michael Mann). In jedem Fall öffnete die Schwäche der über Jahrhunderte zentrale Macht ausübenden muslimischen Dynastie auswärtigen Akteuren vielfältige Möglichkeiten der Bündnispolitik. Aus den lokalen Rivalitäten ließen sich immer wieder Vorteile für Dritte generieren. Anders als auf dem amerikanischen Kontinent oder in Europa wurde der Konflikt in Indien von europäischer Seite jedoch nicht von regulären Armeen oder lokalen Milizen, sondern von den jeweiligen Handelskompanien geführt. Die britische *East India Company* (EIC) und die französische *Compagnie des Indes* (CdI) hatten allmählich die Niederländer und Portugiesen als wichtigste europäische Handelsnationen auf dem indischen Subkontinent abgelöst und steuerten auf eine militärische Konfrontation zu. Im Vergleich zu Nordamerika waren in Südasien jedoch beide Parteien auf lokale militärische Unterstützung angewiesen. Als erste reagierten die Franzosen systematisch auf den Bedarf an Soldaten und rekrutierten lokale Krieger, die sogenannten Sepoys, welche sie nach europäischen Mustern drillten, uniformierten und bewaffneten, alsbald adaptierten auch die Briten diese Rekrutierungsstrategie und über-

flügelten langfristig ihre französischen Rivalen darin. Die Briten besaßen drei besonders wichtige Handelsniederlassungen auf dem indischen Subkontinent: An der Westküste in Mumbai (kolonialsprachlich Bombay), an der Südostküste in Madras und in Kalkutta im Nordosten in Bengalen. Nördlich von Kalkutta befand sich jedoch der französische Stützpunkt in Chandannagar und in räumlicher Nachbarschaft von Madras das französische Pondicherry. Eine direkte Konfrontation war also naheliegend, zumal die Franzosen mit Joseph Francois Dupleix einen ambitionierten Gouverneur eingesetzt hatten. Ähnlich wie Nordamerika waren die Expansionsbestrebungen der Europäer auf lokale Kooperationspartner angewiesen, so dass sich auch hier trianguläre Bündnisstrukturen mit den lokalen Mächten ergaben. Ein Konfliktpunkt mit den lokalen Fürsten in der Nachfolge des indischen Mogulreiches lag immer wieder in der Berechtigung, lokale Forts zu errichten und zu befestigen, befanden sich die europäischen Händler doch stets auf fremdem Territorium und waren nur geduldet. Sie nutzten jedoch geschickt eine Politik der Versicherheitlichung, das heißt eine Situation wurde als unsicher und den Handel bedrohend beschrieben, was Maßnahmen zur Sicherheit erforderte, die sich letztlich jedoch auch gegen die lokalen Gewalten richten konnten.

Im Falle von Fort William in Kalkutta eskalierte diese Politik 1756 zu einem offenen Konflikt mit dem Nawab von Bengalen, Fürst Siraj ud-Daulah (1733–1757). Die Truppen des Nawabs nahmen im Juni Fort William ein, und die verbliebenen Briten – der Kommandeur hatte sich abgesetzt –, deren Zahl in den Berichten ca. zwischen 40 und 145 schwankt, wurden in einem kleinen Wachraum des Forts inhaftiert. Diese Nacht im „Black Hole of Calcutta“ überlebte die Mehrheit der Inhaftierten nicht, was in der Folge medial zu einem der Mythen des britischen Empire aufgebaut wurde. Der Authentizitätsgehalt des einzigen schriftlichen Zeugnisses eines Überlebenden, John Zephaniah Holwell, das bereits zeitnah auch in deutscher Übersetzung erschien, gilt als umstritten, der Wirkmächtigkeit des Schwarzen Lochs für das britische Bild indischer Despotie stand dies jedoch nicht im Wege.

Als die Nachricht des Verlustes der Niederlassung in Kalkutta Madras erreichte, ergriff die Company unter Führung von Colonel Robert Clive rasch die Initiative zu einem Gegenangriff, der sich jedoch aufgrund der Verkehrslogistik zunächst bis Dezember verzögerte. Kalkutta wurde Anfang Januar 1757 mehr oder weniger kampflos eingenommen, doch die Konfrontation mit dem Nawab endete in einer Art Pattsituation, zumal dieser Angriffen aus Afghanistan ausgesetzt war und nicht an zwei Fronten gleichzeitig agieren konnte. Die Briten nutzten die Pause, um sich gegen das französische Chandannagar zu wenden, das am 23. März an die Truppen Clives fiel. Strategisch bedeutete das nicht nur den Verlust französischen Einflusses in Bengalen, sondern hatte auch weitere logistische Konsequenzen für die französische Niederlassung auf Mauritius.

Am 26. Juni kam es bei Plassey, 150 Kilometer nördlich von Kalkutta, zu einer Kanonade der Truppen Clives und der Armee Siraj du-Daulahs, die als

---

**Obwohl auf dem indischen Kriegsschauplatz Frankreich und seine Verbündeten in der Überzahl waren, konnten sich die Briten durchsetzen. Auch weil es ihnen gelungen war, regionale Herrscher zum Abfall von der französischen Seite zu bewegen.**

---

Entscheidungsschlacht im Ringen um die britische Vorherrschaft erinnert wird. Die Zusammensetzung der Parteien ist signifikant für die Asymmetrie des ganzen Konflikts. Rund 50.000 Mann auf Seiten des Nawab standen rund 3.000 Mann auf Seiten Clives gegenüber, darunter allein 2.100 Sepoys. Die Artillerie des Nawab wurde zudem von 50 französischen Artilleristen unterstützt. Mehrere Faktoren machten das Ereignis zu einem Debakel für den Nawab. Einer seiner Gefolgsleute Mir Jafar Ali Khan, Befehlshaber einer Armee von 15.000 Mann, konspirierte gegen den Nawab und griff nicht in den Kampf ein, ein Monsunregen hatte das

Pulver der indischen Seite durchnässt, während es die Briten mit Zeltplanen trocken halten konnten. Zwei der drei wichtigsten Kommandeure des Nawab wurden schon während einer frühen Phase des Gefechts getötet. Die Briten verloren rund 80 Mann an Toten und Verwundeten, die Inder hingegen an die 500. Einer der größten Nutznießer des Sieges war Mir Jaffir, der von Clive als der neue „Nabob von Bengalen“ begrüßt wurde. Der immer wieder siegreiche Clive wurde zu der Heldenfigur des indischen Kriegsschauplatzes schlechthin. Man verlieh ihm zur Belohnung den Titel „Clive of Plassey“, in die Geschichtsschreibung ging er jedoch später als „Clive of India“ ein. Mit der siegreichen Schlacht von Wandiwash 1760 und der Eroberung Pondicherrys im Jahr 1761 sicherten sich die Briten schließlich endgültig die Vorherrschaft in Indien. Eine Entscheidung, die für die Geschichte Indiens von kaum zu überschätzender Bedeutung war. Durch den sukzessiven Erwerb von Steuerprivilegien und das weitere Gegeneinander-ausspielen der lokalen Fürsten wandelte sich die Rolle der EIC in Bengalen vom

---

## Mit der siegreichen Schlacht von Wandiwash 1760 und der Eroberung Pondicherrys im Jahr 1761 sicherten sich die Briten schließlich für fast zwei Jahrhunderte die Vorherrschaft in ganz Indien.

---

Handelspartner zum territorialen Herrschaftsakteur. Dies erforderte auch immer mehr politisches Engagement der britischen Krone und ebnete langfristig den Weg zum British Raj des 19. und 20. Jahrhunderts.

### An den Küsten Afrikas, Südamerikas und der Karibik

Globale Verflechtung bedeutete aus Sicht der Kabinette immer auch ein Abwägen von Gewinnen und Verlusten. So zeigte Frankreich insgesamt deutlich weniger Interesse an seinen Territorien in Nordamerika, die vor allem für den Pelzhandel relevant waren, als an den wesentlich lukrativeren Zuckerinseln in der Karibik. Das wusste

auch London, und so zielte einer der maritimen Strategien des britischen Außenstaatssekretärs Willam Pitt darauf, den französischen Handel auf den West-Indischen Inseln zu treffen. Eine Expedition gegen Martinique Ende 1758 scheiterte zunächst, doch in der Folge kam es im Mai 1759 zur Eroberung Guadeloupes. Ein Ereignis, das erst in jüngerer Zeit in diesem Zusammenhang auch mit Bezug auf den Siebenjährigen Krieg gewürdigt wurde, ist der unter dem Namen Tacky's Rebellion erinnerte Sklavenaufstand auf Jamaika vom April 1760 bis zum Oktober 1761. Angeführt von einem versklavten Afrikaner namens Tacky kam es zu einem der größten Sklavenaufstände der Zeit, während dessen blutiger Niederschlagung mehrere hundert schwarze Menschen getötet wurden. Ein Vorgehen, das britische militärische Kräfte band und die strategische Lage in der Karibik beeinflusste. Nachdem die großen Truppenverbände in Nordamerika nach 1760 für andere Aufgaben verfügbar waren, entsandte man Teile von ihnen zum erneuten Versuch der Einnahme von Martinique, der im Februar 1762 Erfolg hatte, rasch gefolgt von der Eroberung von Saint Lucia, Grenada and Saint Vincent. Das war wirtschaftlich ein harter Schlag für die französische Krone, doch für die Plantagenbesitzer öffneten sich mit der damit endenden britischen Blockade auch wieder die Märkte.

An zwei weiteren, heute wohl in der historischen Erinnerungskultur Europas nur noch wenig präsenten, britischen Operationen in Afrika und Lateinamerika wird insbesondere die Wirkmächtigkeit privatwirtschaftlicher Initiativen für die globale Verflechtung ersichtlich. Im Jahr 1758 überzeugte ein New Yorker Quäker und Kaufmann namens Thomas Cummings Pitt von dem Projekt, den französischen Handel mit Gummi arabicum an sich zu ziehen und eine Expedition an die Küste Westafrikas zu entsenden. Gummi arabicum ist aus dem Wundsaft bestimmter afrikanischer Akazienbäume (u. a. *Senegalia senegal*) gewonnenes Harz, das im 18. Jahrhundert unter anderem zum Binden von Farben, dem Kattundruck (*Calico printing*) und bei der Seidenverarbeitung verwendet wurde. Heute ist es beispielsweise ein wichtiger Bestandteil von Coca-Cola.

Von Plymouth machte sich am 9. März 1758 eine kleine Flotte von vier Kriegsschiffen unter dem Kommando von Henry Marsh auf den Weg nach Afrika. Ihr Ziel war das 1659 gegründete französische Sklaven-Fort St. Louis an der Mündung des Senegal. Am 23. April erreichten die Briten die Flussmündung und nahmen das Fort ohne Gefechte rasch ein. So für weitere Eroberungen motiviert, nahmen sie Kurs auf den 100 Meilen südlich gelegenen französischen Inselstützpunkt Gorée (von niederländisch „Goede Reede“ sicherer Hafen), einem zentralen Umschlagplatz des atlantischen Sklavenhandels. Doch der Angriff blieb erfolglos, so dass man mit 400 Tonnen erbeutetem Gummi arabicum die Heimreise antrat. Pitt sah das als einen Erfolg und entsandte sogleich eine noch umfangreichere Flotte unter Kommando von Captain Augustus Keppel (1725–1786), die bereits am 22. Oktober von Spithead wieder Richtung Afrika aufbrach. Diesmal verlief die Fahrt jedoch weniger reibungslos. Eines der Schiffe erlitt vor Marokko Schiffbruch, mit dem Ergebnis, dass 130 Männer ertranken und 220 weitere zu Gefangenen der Mauren wurden. Die übrige Flotte ging am 28. Dezember 1758 bei Dakar vor Anker. Diesmal gaben die Franzosen rasch auf, die Gefechte kosteten 30 Franzosen und 16 Briten das Leben, weitere 300 französische Soldaten wurden nach Europa verbracht, um sie gegen gefangene Briten einzutauschen. Die Bewohner des Alten Reiches erhielten die Nachricht von der Eroberung Ende Januar 1759, konnten damit aber meist wenig anfangen. Der strategische Wert der britischen Einnahmen war begrenzt. Sie waren jedoch Teil einer Strategie Pitts, die französische Ökonomie zu schädigen, und stellten eindrucksvoll unter Beweis, zu welcher globaler Schlagkraft die britische Navy in der Lage war.

Eine weitere Ausweitung erfuhr der Krieg in Folge des Bourbonischen Familienpaktes zwischen Frankreich und Spanien, mit dem sich der Konflikt 1762 auch auf koloniale Territorien Spaniens und Portugals ausweitete. So kam es neben Kuba und den Philippinen auch in Lateinamerika zu Kämpfen. In Nicaragua erfolgte ein britischer Angriff auf die Festung Immaculata Concepción, am Rio de la Plata kam es um Buenos Aires zu Kämpfen der Briten und Portugiesen gegen die Spanier, in Brasilien

kämpften Spanier und Portugiesen in der Provinz Mato Grosso und um Colonia del Sacramento. An dieser Stelle sei nur eine kurze Episode erwähnt, die auf wiederkehrende Muster der britischen Seekriegsführung verweist. So startete 1762 John MacNamara, ein ehemaliger Offizier der East India Company, eine private Initiative gegen die spanischen Siedlungen an der Mündung des Rio de la Plata. Mit einem Syndikat aus Plymouth segelte er mit den drei Fregatten Gloria, Ambuscade und Lord Clive gegen Colonia del Sacramento. Den Spaniern gelang jedoch die erfolgreiche Verteidigung des direkt gegenüber von Buenos Aires liegenden Forts. Das nach dem in Indien so erfolgreichen Robert Clive benannte Flaggschiff fing Feuer, und in der Folge wurden sowohl Kommandeur MacNamara als auch ein Großteil der Besatzung getötet. Anders als im Senegal war den Briten hier kein Erfolg beschieden.

## Zwei Frieden und eine neue Weltordnung

Bereits Ende 1759 zeigten sich erste Anzeichen für einen möglichen Frieden. Man plante einen europäischen Friedenskongress in Augsburg im Jahr 1761, der jedoch nie zustande kam. Hier hätte sich für alle Parteien die Möglichkeit ergeben, die Teilkonflikte des Siebenjährigen Krieges in einem gemeinsamen großen Friedenswerk zu beenden. Stattdessen schloss man 1763 zwei Frieden: Am 10. Februar 1763 erfolgte der Friedensschluss zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal in Paris und am 15. Februar im sächsischen Hubertusburg der zwischen Preußen, Österreich und Sachsen. Von einem sofortigen Ende des Krieges kann jedoch kaum gesprochen werden, er endete ähnlich schleichend, wie er begonnen hatte. Bis alle Armeen die gegnerischen Territorien verlassen hatten, vergingen noch Monate, und im globalen Maßstab verhinderten die langen Kommunikationswege ohnehin ein zeitgleiches Handeln. Manche Siegesnachricht traf erst nach dem Friedensschluss in Europa ein. Schon am 3. November 1762 war in Fontainebleau der Vorfrieden des Pariser Friedens unterzeichnet worden.

In Großbritannien war der Frieden nicht unumstritten. Gerade aus Sicht der siegreichen Partei sahen einige noch

## Am 10. Februar 1763 erfolgte der Friedensschluss zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal in Paris und am 15. Februar des selben Jahres in sächsischen Hubertusburg der zwischen Preußen, Österreich und Sachsen.

nicht genug Vorteile darin erreicht. Umstritten waren u. a. die Rückgabe der französischen Zuckerinseln, Zugeständnisse bei den Fischereirechten in Neufundland oder die Folgen des Rückzugs aus dem Reich für den preußischen Bündnispartner. Doch das *House of Commons* stimmte dem Frieden schließlich mit überwältigender Mehrheit zu.

Am 10. Februar 1763 kam es im Hotel des englischen Botschafters in Paris zur Unterzeichnung des 27 Haupt- und 3 Separatartikel beinhaltenden Vertrages. Zu den folgenreichsten Vereinbarungen zählte die vollständige Abtretung von französischen Gebietsansprüchen in Nordamerika. Damit war das Ende Neu-Frankreichs, der *nouvelle France*, besiegelt. Die französischen Bewohner Kanadas erhielten Religionsfreiheit und bestimmte Rechte auf Fischfang, Louisiana wurde entlang des Mississippi geteilt und Spanien erhielt den westlichen, Großbritannien den östlichen Teil. Besser stand es für Frankreich in der Karibik wo es u. a. die Inseln Guadeloupe, Marie-Galante, Désirade und Martinique zurückerhielt, während Grenada an Großbritannien ging, das auch St. Vincent, Dominique und Tobago behielt. Während das an der westafrikanischen Küste gelegene Gorée zurück an Frankreich fiel, erhielten die Briten den Senegal. In Südindien stellte man den französischen Besitzstand an Faktoreien des Jahres 1749 wieder her, während im Nordosten, in Bengalen, den Franzosen fortan jede Form militärischer Aktivität verboten war; Chandanagar und Pondicherry fielen zurück an Frankreich. Auch Belle-Île ging zurück an Frankreich, Menorca wiederum an Großbritannien. Die territorialen Verschiebungen waren gewaltig und führten zu einer nachhaltigen Neuaus-

richtung der imperialen Ausrichtung Frankreichs und Großbritanniens.

Der Krieg hatte nicht nur unterschiedliche Schauplätze miteinander verknüpft, sondern auch viele Verbindungen gekappt. Frankreich suchte nach neuen Einflusszonen etwa im Norden Lateinamerikas (Französisch-Guyana) und vor allem in Afrika. Großbritannien war zu einem Weltreich geworden, dessen enorme Ausdehnung jedoch mittelfristig auch zum Problem werden sollte. Die Kosten des Krieges mussten beglichen werden, und die dazu notwendige Besteuerung wollten etwa die nordamerikanischen Kolonien nicht ohne politische Teilhabe mittragen. Der Franzosen und Indianer-Krieg gilt daher auch als wichtige Vorstufe zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, in den sich dann auch die einstigen Rivalen Frankreich und Spanien auf Seiten der ‚Rebellen‘ einschalteten. Zu den Folgen des Verlustes der nordamerikanischen Kolonien zählte eine stärkere Konzentration der Briten auf Indien, womit sich erneut die globalen Interdependenzen einer Welt in Flammen herausstellten. Es hing auch im 18. Jahrhundert nicht alles mit allem zusammen, doch ist der Siebenjährige Krieg ein eindrucksvolles Beispiel für die globale Dynamik eines Krieges, der Effekte auf weit entfernte Regionen ausüben konnte. Effekte, die sich geopolitischer Planbarkeit zum Teil bereits rein technisch weitgehend entzogen, ohne damit einen imperialen Willen gegenüber den Aktivitäten der Akteure vor Ort als irrelevant zu erachten. Kennzeichnend für diesen Krieg war vielmehr, dass er sich mit gängigen Etiketten wie dem Kabinettkrieg kaum beschreiben lässt und von einer komplexen Gemengelage wirtschaftlicher, territorialpolitischer, konfessioneller und patriotischer Motive geprägt war. Motive, die zahllose menschliche Opfer gefordert haben, die nicht nur in Kampfhandlungen, sondern auch an Krankheiten und Hunger verstarben und damit dem Jahrhundert der Aufklärung blutig den Spiegel vorhielten. So beklagte Voltaire 1764, dass man Hunger und Seuchen der Vorsehung verdanke, den Krieg als deren zusätzlichem Motor aber allein „der Einbildungskraft von drei- oder vierhundert Personen, die unter dem Namen Fürsten oder Minister über den ganzen Erdball verteilt“ seien. ■

# Die europäische Dimension des Krieges

## Die „diplomatische Revolution“ in der europäischen Außenpolitik und das Reich als Kriegsschauplatz

von Wolfgang Burgdorf

**I**n der Ankündigung des Beitrages hieß es noch „Die diplomatische Revolution“. Diese Formulierung wurde 1939 von dem NS-Historiker Peter Richard Rohden geprägt. Es ist daher besser, den 1844 von Simonde de Sismondi und 1896 von Richard Waddington eingeführten Begriff „renversement des alliances“, die „Umkehrung der Allianzen“, weiter zu benutzen.

Der Siebenjährige Krieg war als Dritter Schlesischer Krieg letztlich eine Folge des Ersten Schlesischen Krieges. Dessen Ausbruch erklärt sich zunächst aus einem Zufall, dem unerwarteten Aussterben der Habsburger in männlicher Linie am 20. Oktober 1740, als Karl VI. mit 56 Jahren, überraschend, starb. Das war für die europäischen Mächte wie eine Einladung, sich am Erbe Maria Theresias zu vergreifen. Auch der junge, 28jährige, erst am 31. Mai 1740 auf den Thron gelangte Friedrich von Brandenburg-Preußen sah die Chance und eröffnete, in der Frühen Neuzeit unüblich, im Winter, am 16. Dezember 1740, mit dem Überfall auf Schlesien, den Österreichischen Erbfolgekrieg. Das Risiko war enorm. Friedrich wäre verloren gewesen, hätten sich nicht weitere Mächte wie Sachsen, Bayern, Kurpfalz, Kur-

köln, Neapel, Spanien und Frankreich, entschlossen, sich ebenfalls am habsburgischen Erbe zu bereichern.

Was bewog Friedrich zu diesem unkalkulierbaren Risiko? Er ist vorrangig aus der Besonderheit Friedrichs II. als defizitärer Monarch zu erklären. Er war ein dysfunktionaler Dynast, da er sich früh entschlossen hatte, die Dynastie nicht fortzusetzen, weil er gleichgeschlechtlich veranlagt war. Dies war im dynastischen Zeitalter, dem Zeitalter der Erbfolgekriege von größter politischer Bedeutung. Die Dynastien der Valois in Frankreich, der Medici in Florenz, der

Oranier in England, der Wittelsbacher in Schweden starben aus, weil ihre letzten Repräsentanten gleichgeschlechtlich orientiert waren.

Friedrich war sich bewusst, dass er einer der vorrangigsten königlichen Pflichten, der Erhaltung der Dynastie, nicht nachkommen konnte. Er versuchte dies mit Eroberungen zu kompensieren, um dennoch als großer König in die Geschichte einzugehen. Egozentrisch war er bereit, Preußen für seinen persönlichen Ruhm, schlimmstenfalls für sein ei-

genes glorioses Ende, zu opfern. Am 27. April 1745 schrieb er an seinen Minister Podewils: „Ich habe es mir zur Ehrensache gemacht, mehr denn ein anderer meines Hauses Macht zu erhöhen [...] Ich bin durchaus entschlossen, dafür einzustehen, und koste es mich Glück und Leben. [...] ich habe einmal den Rubikon hinter mir und will nun meinen Machtbesitz behaupten, oder es mag alles zugrunde gehen und bis auf den preußischen Namen mit mir begraben werden.“ Während des ganzen Krieges trug er eine kleine Dose mit tödlichem Gift bei sich, seine „Trösterin“, um sich jeder Zeit der Verantwortung zu entziehen. Was Jürgen Luh seine „Ruhmsucht“ nennt, führte zu „kompensatorischen Taten“, welche die Mit- und Nachwelt von seiner als Defizit empfundenen Veranlagung ablenken sollte.

Die ständigen Vorhaltungen seines Vaters, er sei unfähig sein Nachfolger zu werden, führten bei Friedrich zu kompensatorischen Handlungen, die in den gewagten Schritt von 1740 mündeten, sein ganzes weiteres Leben dominierten, die deutsche und mitteleuropäische Geschichte durch den preußisch-österreichischen Dualismus bis über 1866 hinaus beeinflussten und ihm im Siebenjährigen Krieg fast das Leben und seinem Staat beinahe die Existenz kosteten.

### Die Veränderung der Mächtekonstellation zu Beginn des globalen Krieges in Europa

Der Siebenjährige Krieg ist als erster Weltkrieg bezeichnet worden. Diese Bezeichnung gebührt jedoch eher dem Österreichischen und noch mehr dem Spanischen Erbfolgekrieg, die ebenfalls in Europa, auf den Weltmeeren und in den überseeischen Kolonien ausgetragen wurden.

Nachdem die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Großbritannien in Nordamerika seit 1754 eskalierte, drohten auch in Europa Kriegshandlungen. Die Weigerung Österreichs, auf britischen Wunsch, seine Truppen in den Niederlanden zu verstärken, führte zur Auflösung des österreichisch-britischen Bündnisses am 16. August 1755. Großbritannien suchte neue Verbündete und stellte Russland im Vertrag von Sankt Petersburg am 30. September 1755 hohe Subsidien für die Stationierung von Truppen an der preußischen Grenze in Aussicht. Das mit Frankreich verbündete Brandenburg-Preußen sollte so davon abgehalten werden, die Stammlande des Königs von Großbritannien, Hannover, zu besetzen.

Friedrich II. war alarmiert und sandte seinen Jugendfreund General Hans Karl von Winterfeldt zu Verhandlungen nach London. Dieser schloss am 16. Januar 1756 die Konvention von Westminster. Sie sah den gemeinsamen Schutz Norddeutschlands vor, für den nun Friedrich II. hohe Subsidien erhielt. Der Vertrag mit Russland wurde von Großbritannien nicht ratifiziert. Der Konvention löste den Umsturz der Bündnisse aus.



Prof. Dr. Wolfgang Burgdorf, apl. Professor für Neuere Geschichte an der LMU München

Ludwig XV. wollte Hannover als Faustpfand besetzen und sah sich nun durch seinen preußischen Verbündeten hingetang. Dies führte zum Abschluss des ersten Vertrages von Versailles am 1. Mai 1756 als Defensivbündnis zwischen Frankreich und Österreich. Gleichzeitig verhandelte Österreich mit Zarin Elisabeth über ein gemeinsames Vorgehen gegen Preußen. Als die Franzosen im April 1756 die seit dem Spanischen Erbfolgekrieg britische Insel Menorca besetzten und auf Korsika landeten, erklärte Großbritannien Frankreich am 17. Mai 1756 den Krieg.

### Etappen des Krieges mit dem Reich als Kriegsschauplatz

Von der Nachricht über vermeintliche Kriegsvorbereitungen seiner Gegner beunruhigt, entschloss Friedrich sich zum Präventivkrieg und marschierte am 29. August 1756 – ohne Kriegserklärung – in Sachsen ein. Die sächsische Armee wurde in Pirna eingeschlossen. Friedrich II. hatte die Situation, vor der er sich fürchtete, durch diesen Rechtsbruch selbst herbeigeführt. Am 10. Januar 1757 trat Russland dem Bündnis von Frankreich und Österreich bei. Der Dritte Schlesische Krieg war entfesselt. Das Verhältnis der Bevölkerung der gegnerischen Parteien betrug 80 Millionen gegen vier Millionen Preußen.

Durch den Überfall auf Sachsen hatte Friedrich auch den Reichslandfrieden gebrochen. Kaiser Franz I. erreichte am Reichstag in Regensburg am 17. Januar 1757 die Reichsexekution gegen Preußen. Auch das Reich stellte eine Armee ins Feld. Am 1. Oktober wendete sich Friedrich gegen den Vormarsch der österreichischen Armee unter Feldmarschall Browne, die den eingeschlossenen Sachsen bei Pirna zu Hilfe kommen wollte. Friedrich schlug ihn am 1. Oktober 1756 bei Lobositz an der Elbe in Böhmen. Daraufhin kapitulierte die sächsische Armee am 16. Oktober. Die einfachen Soldaten wurden in die preußische Armee eingereiht, desertierten aber später massenhaft.

Das Jahr 1757 begann nicht gut für Friedrich. Im März schlossen sich Schweden und bald auch Sachsen und Spanien den Alliierten an. Am 1. Mai änderten Österreich und Frankreich ihr Defensivbündnis durch den zweiten Versailler Vertrag in eine Offensivallianz mit dem Ziel der Zerschlagung Preußens. Brandenburg-Preußen sollte auf den Stand von 1614 reduziert werden. Statt der bisherigen 24.000 sagte Frankreich nun 100.000 Mann und Subsidien für Österreich zu. Im Falle der Eroberung Schlesiens verlangte Frankreich die Abtretung der Österreichischen Niederlande an die bourbonischen Nebenlinie Bourbon-Parma und vier Barrierefestungen direkt an Frankreich. Parma sollte an Österreich gehen.

Am 6. Mai 1757 siegte Friedrich jedoch bei Prag über das Heer Karl Alexanders von Lothringen. Es war ein teurer Sieg, mit dem Verlust von 12.500 Gefallenen erkaufte. Mit seinen verbliebenen 50.000 Männern versuchte Friedrich Prag einzuschließen und auszuhungern. Friedrichs Triumph währte nur kurze Zeit. Von Osten rückte der österreichische Feldmarschall Daun schnell mit einer Armee zum Entsatz Prags an. Dauns Armee war Österreichs letztes Aufgebot. Friedrich wollte Dauns Eintreffen nicht abwarten und zog ihm mit einem Teil der nach dem verlustreichen Sieg ver-

bliebenen Truppen entgegen. Er fand ihn in einer sehr günstigen Stellung auf den Hügeln von Kolin. Friedrichs Berater rieten von einer Schlacht ab.

Friedrich hoffte jedoch am 18. Juni 1757 in Kolin die Entscheidung des Krieges herbeizwingen zu können. Er hatte die Absicht, die eine österreichische Armee bei Kolin zu schlagen, die andere in Prag gefangen zu nehmen, Frieden mit Österreich zu schließen und die Franzosen über den Rhein zu drängen. Vor allem wollte er Österreich aus dem antifriederizianischen Bündnis herausbrechen, bevor Russland und Schweden aktiver in das Kampfgeschehen eingriffen. Der Plan scheiterte. Fast 14.000 Preußen blieben auf dem Schlachtfeld.

Prinz Heinrich drängte auf sofortigen Rückzug. Friedrich erklärte er sei unfähig, Anordnungen zu treffen, worauf Heinrich die Reste der Armee zurückführte. Jedem war bewusst, die Belagerung Prags musste aufgehoben werden. Böhmen, Teile Schlesiens und die Lausitz mussten geräumt werden. Das war schlimm, weil man bei begrenzten eigenen Ressourcen darauf angewiesen war, den Krieg aus den Mitteln des besetzten Landes zu führen. In Westdeutschland siegten die Franzosen am 26. Juli unter Marschall Le Tellier bei Hastenbeck über die hannoversche Armee unter dem Herzog von Cumberland.

Mentalitätsgeschichtlich war entscheidend, dass Friedrich bei Kolin den Nimbus der Unbesiegbarkeit verlor. Die Lagebeurteilung Friedrichs und der Österreicher deckten sich. Ein preußischer Sieg wäre wahrscheinlich kriegsentscheidend gewesen. Doch Friedrich unternahm den Versuch, geschwächt von seinem Sieg bei Prag, dessen Belagerung er gleichzeitig aufrechterhielt, mit unzureichenden Mitteln. In seiner Umgebung wurde befürchtet, dass er Selbstmord begehen würde.

Karl Alexander von Lothringen und Daun verfolgten die Preußen bis nach Sachsen. In der Oberlausitz beim Dorf Moys unweit von Görlitz kam es am 7. September zum nächsten größeren Gefecht. Durch die Niederlage von Moys war die Verbindung zwischen der Lausitz und Niederschlesien unterbrochen. Auch aus dem Westen kamen keine guten Neuigkeiten. Nach der Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli 1757 musste sich die hannoversche Observationsarmee unter stetiger französischer Verfolgung, zurückziehen. Aufgrund dänischer Vermittlung kam es am 10. September zu einem regionalen Waffenstillstand, der Konvention von Kloster Zeven. Die Franzosen unter ihrem neuen Befehlshaber, dem Herzog von Richelieu, besetzten Hannover und pressten es wie die preußischen Besitzungen am Rhein und in Ostfriesland aus. Das Hauptkriegsziel der Franzosen auf dem Kontinent war erreicht. Großbritannien war aus dem kontinentalen Krieg ausgeschieden.

Am 30. August 1757 siegte die russische Armee unter Feldmarschall Apraxin in der Schlacht bei Groß-Jägersdorf in Ostpreußen. Die Lage der Preußen war verzweifelt. Der Krieg schien seinem Ende nahe. Der Triumph der siegreichen

---

Am 16. Oktober gelang es dem österreichischen General von Futak mit einer Husarenabteilung für einen Tag Berlin zu besetzen. Demoralisierung griff bei den Preußen um sich.

---

Franzosen, Österreicher und Russen schien vollständig. Am 16. Oktober gelang es dem österreichischen General von Futak mit einer Husarenabteilung, für einen Tag Berlin zu besetzen. Gegen Zahlung von Kontributionen verzichtete er auf Plünderungen. Demoralisierung griff bei den Preußen um sich.

Seit August rückten die Reichsarmee unter dem Herzog von Sachsen-Hildburghausen und die französische Armee unter Charles de Rohan, prince de Soubise, in Thüringen gegen Sachsen vor. Friedrich eilte aus Schlesien herbei. Bei Roßbach westlich von Leipzig wurde er am 5. November 1757,

während er mit seinen Generälen speiste, vom Erscheinen der Franzosen und der Reichsarmee überrascht. Friedrich Wilhelm von Seydlitz rannte als erster hinaus und ließ die Kavallerie aufsitzen. Einen Schlachtplan gab es nicht. Der Sieg bei Roßbach war letztlich dem planenden Eingreifen Prinz Heinrichs zu verdanken.

Die strategischen Auswirkungen der Schlacht von Roßbach waren eher gering. Zwar siegten die Preußen, aber die französische Armee

drangsalierte in Thüringen weiter die Bevölkerung. Dennoch: 22.000 Mann hatten 41.000 in die Flucht geschlagen. Europa staunte. Roßbach wurde zu einem entscheidenden Bestandteil des Friedrich-Mythos. Nun glaubten viele, man müsse sich als Deutscher entscheiden, zwischen Österreich oder Preußen. Der Sieg bei Roßbach führte dazu, dass Großbritannien sein kriegerisches Engagement auch auf dem europäischen Kontinent wiederaufnahm.

Während Friedrich in Sachsen operierte, sollte der Herzog von Braunschweig-Bevern Schlesien sichern. Daun nutzte seine Überlegenheit und belagerte ab dem 14. Oktober Schweidnitz, das sich am 13. November 1757 ergab. Nun richtete Karl Alexander von Lothringen sich gegen das Zentrum der preußischen Macht in Schlesien, Breslau. Es kapitulierte am 25. November. Schlesien, das viele Rekruten für den Krieg stellte und erheblich zu den finanziellen Lasten beitrug, war fast vollständig verloren.

Um zu retten was noch zu retten war, eilte Friedrich aus Sachsen herbei und vereinigte sich am 2. Dezember mit den Resten der schlesischen Armee. Am 5. Dezember kam es bei Leuthen in Niederschlesien zur Schlacht. Die überragende Bedeutung der bevorstehenden Operation betonte Friedrich vor der Schlacht in einer Ansprache an seine Generäle. Er appellierte an ihren Mut und Vaterlandsliebe und erklärte, die Lage sei so verzweifelt, dass es nur die Alternative zwischen Sieg und Tod gäbe. Zudem forderte er die Anwesenden auf, allen Soldaten den Inhalt seiner Ansprache bekannt zu machen. Hier zeigt sich der neue friderizianische Führungsstil. Rhetorik wird zum Mittel der Politik und der Truppenführung und zwar in Form eines Appells an die Ehre und die Vaterlandsliebe, nicht nur der Offiziere, sondern auch jedes einfachen Soldaten. Dadurch traten sie in eine neue Beziehung zum Monarchen. Die Alternativen, die der König anbot, waren extrem: siegen oder untergehen. Aber gerade dieser

extreme Gegensatz verlieh der Ansprache die rhetorische Durchschlagskraft und damit dem möglichen „Tod fürs Vaterland“ etwas vermeintlich Erhabenes.

Am 6. Dezember 1757 stießen die Heere aufeinander. 10.000 Österreicher blieben tot zurück, 12.000 wurden gefangen. Die auf dem Schlachtfeld verbliebenen, siegreichen, erschöpften preußischen Kämpfer sangen nach ihrem blutigen Tagewerk den Choral „Nun danket alle Gott“. Der numerisch unwahrscheinliche Sieg bei Leuthen, eingerahmt durch diese Ansprache und das spontane Singen des Chorals auf dem Schlachtfeld, aber auch die schnelle propagandistische Publikation dieses Ensembles von Ansprache, gewonnener Schlacht und Choral, machten die Schlacht von Leuthen zu einem Ereignis, das weltweit Beachtung fand und zum Teil des Friedrichmythos wurde.

Trotz des Desasters bei Kolin hatte Friedrich wieder auf die schiefe Schlachtordnung gesetzt. Gegen den Hauptfeind Österreich wurde ein bedeutender Erfolg errungen. Schlesien, wirtschaftlich und strategisch von entscheidender Bedeutung, war wieder fast gänzlich preußisch. Der Feind musste sich seine Winterquartiere im eigenen Land suchen. Friedrich verbrachte den Winter in Breslau.

Im Mai 1758 rückte er bis Troppau vor und begann am 20. Mai die Belagerung des stark befestigten Olmütz. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz besiegte Herzog Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel die Franzosen am 12. Juni 1758 bei Rheinberg und erneut am 23. Juni 1758 bei Krefeld und kontrollierte zum Jahresende fast das gesamte rechtsrheinische Gebiet.

Weniger glücklich verlief es für Friedrich im Osten. Die Belagerung von Olmütz musste abgebrochen werden, weil ein Konvoi von mehr als 3.000 Fuhrwerken mit Proviant, Belagerungsgerät, Munition, Geld und 18.000 frischen Soldaten, nahezu 30 Kilometer lang, Ende Juni fast vollständig verloren ging. Derweil wurden die brandenburgischen Kernländer von einer russischen Invasion bedroht. Das russische Heer unter Wilhelm von Fermor näherte sich der Oder, es drohte seine Vereinigung mit den Österreichern. Friedrich musste eine der beiden Mächte schlagen, bevor es dazu kam. Er entschied sich für die Russen, deren militärische Fähigkeiten er geringschätzte.

Am 25. August 1758 griff Friedrich sie mit unterlegenen Kräften bei Zorndorf in der Neumark an. Er siegte, doch der Triumph war so verlustreich, dass auch die Russen das Treffen als Sieg feierten. Fermor wich jedoch bis zur Weichsel zurück. Während der Schlacht riskierte Friedrich sein Leben, stieg vom Pferd, ergriff die Fahne eines Infanterieregiments und führte die fliehenden Haufen erneut dem Feind entgegen. Lange schien das russische Fußvolk als unüberwindbar. Die Schlacht schien verloren. Wiederholt befahl Friedrich seinem Reitergeneral Seydlitz einen Angriff. Seydlitz jedoch wartete auf einen günstigen Augenblick. Friedrich erkannte dies nach der Schlacht als richtig an.

---

**Friedrich II. musste die Belagerung von Olmütz aufgeben, weil ein Konvoi von mehr als 3.000 Fuhrwerken mit Proviant, Belagerungsgerät und Munition fast vollständig verloren ging.**

---

Nachdem die Schlacht um den Preis 30.000 Gefallener gewonnen war, schrieb Friedrich abends, auf einer Trommel sitzend, Briefe. Diese Szene wurde durch zeitgenössische Kupferstiche zum festen Bestandteil der Friedrichfolklore. Die Russen zogen sich zunächst nach Osten zurück. Friedrich wandte sich erneut gegen die Österreicher.

Am 10. Oktober marschierte er während eines dichten Nebels in vier Kolonnen nach Hochkirch. Als der Nebel sich auflöste, erkannte man, dass die feindliche Armee gegenüber lagerte. So errichtete er ein Lager bei Hochkirch. Daun und Laudons Angriff in der Nacht zum 14. Oktober war überwältigend. Diesmal waren sie Friedrich zuvorgekommen, der am nächsten Tag die Schlacht anbieten wollte.

Dass es noch zu einem halbwegs geordneten Rückzug kam, war Ziethen und Sydltitz zu danken. Sie fühlten sich in so exponierter Stellung gegenüber den mit 78.000 Mann mehr als doppelt so starken Österreichern unwohl. Entgegen Friedrichs Anweisung hatten beide die Pferde ihrer Regimenter nachts gesattelt gelassen. Von den 30.000 Preußen waren ungefähr 9.000 gefallen. Friedrich hatte mit dieser Niederlage die Fähigkeit zur offensiven Kriegsführung verloren.

Der österreichische Sieg bei Hochkirch schien entscheidend, doch für Frankreich zeichneten sich für das Jahr 1759 auf den europäischen und überseeischen Kriegsschauplätzen stärkere Belastungen ab. Man entschied die Ressourcen gegen Großbritannien zu konzentrieren. Im dritten Versailler Vertrag vom 30. Dezember 1758 bekräftigte Frankreich zwar das Bündnis mit Österreich und Russland, widerrief jedoch seine Versprechungen in Bezug auf Schlesien, reduzierte seine militärischen und finanziellen Hilfen für die Verbündeten und verzichtete im Gegenzug auf seine Ansprüche auf die österreichischen Niederlande.

Friedrich versuchte, seine verbliebenen Kräfte zu schonen. Es kam ihm entgegen, dass der Feldzug 1759 spät eröffnet wurde. Alle warteten auf die Russen, die sich bei Posen unter Feldmarschall Saltykow sammelten und sich erst Anfang Juli Richtung Schlesien bewegten. Friedrichs Lage war wenig hoffnungsvoll. Seine Gegner verfügten zusammen über ungefähr 330.000 Mann, denen Friedrich kaum 150.000 entgegenstellen konnte. Davon waren viele sehr jung, minderjährig, unausgebildet; viele seiner erfahrenen Offiziere waren in den verlustreichen Feldzügen der vergangenen Jahre gefallen. An ihre Stelle traten immer jüngere, oft bürgerliche Offiziere, ohne viel Praxis. Der Feldzugsplan für 1759 sah vor, zunächst die Russen zu schlagen.

Nach der eher unentschiedenen als gewonnenen Schlacht bei Zorndorf und einer Reihe weiterer Niederlagen waren weite Teile Preußens wie Ostpreußen von Feinden besetzt. Geld, Männer, Pferde, Ausrüstungen und Munition für die

Fortsetzung des Krieges waren immer schwieriger aufzutreiben. Unweit Frankfurts an der Oder drohte erstmals die Vereinigung der beiden mächtigsten Feinde, der Russen und Österreicher. Sollte dies geschehen, wären Berlin und die Kernlande der Monarchie kaum zu verteidigen.

Eilig rückte Friedrich aus Schlesien heran, dessen Verteidigung mit unzureichenden Truppen er seinem Bruder Prinz Heinrich überließ. Wie immer in diesem Krieg galt es, den Gegnern nach Möglichkeit vor ihrer Vereinigung eine entscheidende Niederlage beizubringen, um ihrer erdrückenden

Übermacht zu entgehen. Zwar konnte er dem kaiserlichen Feldmarschall Daun den Weg nach Norden verlegen. Doch 20.000 Österreicher unter Feldmarschalleutnant Laudon konnten die preußische Hauptmacht umgehen und zu den Russen stoßen.

Schon kurz zuvor hatte Saltykow bei Kay am 23. Juli eine preußische Streitmacht unter dem jungen Generalleutnant Carl Heinrich von Wedell geschlagen.

Friedrich vereinigte die Reste von Wedells Korps mit seiner Hauptmacht. So standen bei Kunersdorf 50.000 Preußen gegen 79.000 Russen und Österreicher.

Da Friedrich II. Staatsoberhaupt, Außenminister, Oberbefehlshaber und Feldherr in einer Person war, konnten auf preußischer Seite Entscheidungen schnell getroffen und umgesetzt werden. Die Feldherren der alliierten Streitkräfte waren hingegen von den Instruktionen ihrer Monarchen und Gremien wie Kriegsräten abhängig. Zudem mussten sie ihre Aktionen koordinieren, was immer wieder zu Reibereien führte. In dieser Konstellation konnte Friedrich II. trotz erheblicher numerischer Unterlegenheit wiederholt durch überraschende und beherzte Aktionen Siege erringen. Darauf hoffte er auch in den verzweifelten Augusttagen des Jahres 1759. Es war ein Vabanque, ein riskantes Alles-oder-Nichts-Spiel.

Wie schon bei Leuthen, als er eine mehr als doppelt so starke österreichische Armee geschlagen hatte, setzte Friedrich bei Kunersdorf, unweit von Frankfurt an der Oder, auf die schiefe Schlachtordnung. Am 12. August 1759 trafen die Heere aufeinander. Der Auftakt der Schlacht war verheißungsvoll. Seit drei Uhr morgens waren die Truppen des Königs in Bewegung. Es gelang ihm, die Gegner zu überraschen und über die Verteilung der eigenen Kräfte zu täuschen. Schnell wurde der strategische Mühlberg mit einer zentralen feindlichen Artilleriestellung eingenommen und der linke Flügel der Russen geschlagen. Friedrich schickte eine Siegesmeldung nach Berlin.

Während der Schlacht traf Herr von Bülow, Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, ein, um dem König den Sieg zu melden, den der Herzog am 1. August bei Minden über die Franzosen errungen hatte, denen dadurch die erneute Besetzung Hannovers verwehrt war. Bei den Friedensverhandlungen hatte Frankreich kein Faustpfand mehr.



Große Siege und vernichtende Niederlagen kennzeichneten auf beiden Seiten den Kriegsverlauf. So gelang Friedrich von Preußen in der Schlacht von Leuthen ein wichtiger Erfolg. Bald folgten aber militärische Rückschläge.

Bild: carlepin.files.wordpress

Um drei Uhr Nachmittags waren die Berater des Königs sicher, dass Russen und Österreicher abziehen würden, wenn man ihnen eine Gelegenheit dazu einräumen würde. Friedrich jedoch wollte den Sieg noch steigern. Taktische Fehlscheidungen führten binnen kurzer Zeit zur Verwandlung des Sieges in die bisher größte Katastrophe des preußischen Heeres. 20.000 Preußen hatten den Tod gefunden oder waren verwundet worden. Das waren 40 % des Heeres. Es war die für Preußen blutigste und unglücklichste Schlacht des Siebenjährigen Krieges. Der preußische Staat, der sich wie kein anderer auf die Armee gründete, schien vernichtet. Das Heer befand sich in regelloser Flucht. Friedrich verfügte nur noch über 3.000 Soldaten.

Friedrich wurden im Laufe der Schlacht zwei Pferde unter dem Leib weggeschossen. Eine Kugel blieb in seiner Tabakdose stecken. Nur die Kühnheit eines Rittmeisters rettete ihn vor der Gefangennahme. Er ärgerte sich, dass er noch lebte. Alles schien verloren. Er dankte zugunsten seines Neffen Friedrich Wilhelm ab. Bei Bekanntwerden der Niederlage brach in Berlin Panik aus. Der Hof und die Spitzen der Verwaltung flüchteten. Das Volk war empört und rief ihnen Schimpfworte nach.

„Le Miracle de la maison Brandenburg“

„Ich verkündige Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg. In der Zeit, da der Feind [...] eine zweite Schlacht hätte wagen und den Krieg beendigen können, ist er von Müllrose nach Lieberose marschiert. [...] Ich schneide ihn [...] von dem ganzen Teil der Lausitz ab, der ihm hätte Lebensmittel liefern müssen. Der Hunger wird ihn zwingen, einen Entschluss zu fassen“, schrieb Friedrich am 1. September 1759 an seinen Bruder Heinrich. Seine Abdankung hatte er bereits vier Tage nach der Schlacht von Kunersdorf wieder zurückgenommen, als sich aus den Trümmern seines Heeres wieder 19.000 Mann in seinem Hauptquartier versammelt hatten.

Wie ein Jahr zuvor bei Zorndorf hatten die Russen trotz ihres Sieges bei Kunersdorf große Verluste erlitten und fühlten sich allein zum weiteren Vorstoß nicht in der Lage, sie wollten auf Dauns Armee warten, um gemeinsam auf Berlin zu marschieren. Daun jedoch wurde in Schlesien von Heinrich festgehalten, bis sich die Russen wegen Nachschubschwierigkeiten wieder über die Oder zurückziehen mussten. Der russische Feldherr unterstellte Daun, ihn absichtlich nicht zu verstärken. Saltykow hatte 13.000 Mann verloren und fürchtete, bei einem zügigen Vormarsch seine Versorgungslinien zu überdehnen. An die Zarin schrieb er: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen teuer zu

verkaufen; noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon [...] allein zu überbringen haben.“

Kunersdorf blieb für Friedrich ein traumatisches Erlebnis. Die preußischen und österreichischen Hauptarmeen operierten weiter in Sachsen. Unmittelbare Folge der Schlacht war die Aufgabe von Dresden am 4. September, womit eine wichtige Operationsbasis und ein sicherer Übergang über die Elbe verloren gingen.

Am 18. September 1759 war der Krieg in Übersee mit der Eroberung Quebecs durch britische Truppen weitgehend entschieden. Friedrich hoffte nun auf einen Frieden mit Frankreich. Man hätte nun zu einem Verhandlungsfrieden gelangen können. Aber das hätte Gebietsabtretungen bedeutet. Dazu war er nicht bereit.

Mitte November 1759 berichtet Friedrichs Vorleser de Catt aus dem königlichen Hauptquartier westlich von Dresden: „Alle [...] missbilligten heftig die Entsendung der Truppen nach Maxen.“

Dann kam das Unglück. Am 20. November 1759 wurde das Korps unter General Finck mit 10.000 Mann bei Maxen durch Daun gefangen genommen. Zwei Wochen später, am 3. Dezember 1759, widerfuhr Generalmajor Diericke mit 1.500 Infanteriesoldaten das gleiche Verhängnis.

Wider den allgemeinen Befürchtungen hatte der sogenannte „Finckenfang von Maxen“ keine katastrophalen Auswirkungen, außer, dass das Ansehen Dauns stieg und Friedrichs Popularität auf einen Tiefpunkt sank. Die gegnerischen Armeen bezogen bald danach Winterlager in Sachsen unweit von Dresden. Da Friedrich seine Truppen ein Feldlager beziehen ließ, zwang er auch die Österreicher auf feste Winterquartiere zu verzichten.

Der Feldzug 1760 begann mit einem Unheil gleicher Art; diesmal brach es über General de la Motte Fouqué herein. Er wurde am 23. Juni bei Landeshut in Schlesien mit 12.000 Mann von Laudon überwältigt. Damit war fast die gesamte schlesische Armee verloren, die nur noch aus 15.000 Mann bestanden hatte. In der Folge eroberten die Österreicher die Festung Glatz.

Zu Beginn des Jahres 1760 war man in Preußen der Ansicht, man müsse um des Überlebenswillens den Frieden suchen, auch um den Preis Schlesiens. Friedrich wollte davon nichts wissen. Die kurzfristige Besetzung und Brandschatzung Berlins im Oktober konnte nicht verhindert werden.

Ab 1760 fehlte allen kontinentalen Kriegsparteien das, was Friedrich den „Nerv des Krieges“ nannte: Geld! Friedrich finanzierte den Krieg neben den regulären Steuern und den englischen Unterstützungszahlungen hauptsächlich mit Kontributionen, die er aus den besetzten Territorien, besonders aus Sachsen, herauspresste. Zudem ließ er minderwertige Münzen mit erbeuteten und gefälschten sächsischen



Sie wohl schwerste Niederlage erlebte die preußische Armee in der Schlacht von Kunersdorf, die allerdings auch auf Seiten der gegnerischen Truppen vielen Soldaten das Leben kostete.

Bild: Johann Gottfried Schadow

Münzstempeln prägen. Bald wurde auch der Edelmetallgehalt der preußischen Münzen herabgesetzt. Um die Krone nicht mit diesem Makel zu belasten, verpachtete er das Münzregal an jüdische Bankiers. In den letzten Kriegsjahren musste Friedrich die Entlohnung der preußischen Staatsdiener einstellen. Alles, was er irgendwie an Geld aufbringen konnte, wurde für die Armee verwandt.

Vergeblich versuchte er, das Osmanische Reich zum Kriegseintritt gegen Russland oder Österreich und den König von Sardinien zum Kriegseintritt gegen Österreich oder Frankreich zu bewegen. Der Krieg in Europa hatte sich totgelaufen. Friedrichs Lagebeurteilung war deprimierend. Ständig klagte er, dass es nicht mehr möglich sei, Mannschaften und Offiziere adäquat zu ersetzen. Trotz des preußischen Sieges bei Liegnitz in Schlesien am 15. August 1760 blieb die Lage unverändert verzweifelt. Er operierte weiter in Schlesien, bis ihn der russisch-österreichische Angriff auf Berlin im September zwang, der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen. Der Sieg von Liegnitz war vor allem moralisch wichtig. Es war der erste wirkliche Erfolg Friedrichs seit Hochkirch 1758.

Noch entscheidender wurde der preußische Sieg bei Torgau am 3. November, die letzte große Schlacht des Krieges. Große Teile Sachsens waren von der Reichsarmee besetzt und Daun versuchte, sich mit ihr zu vereinigen. Sachsen war aber die Drehscheibe des preußischen Nachschubes, unentbehrlich für die Finanzierung des Krieges und für die bald zu beziehenden Winterquartiere. Daun wurde am Fuß verwundet. Friedrich erlitt einen Streifschuss an der Brust, der jedoch ohne ernste Folgen blieb. Diesmal hatte Daun voreilig eine Siegesmeldung nach Wien geschickt. Danach sah es um 17 Uhr bei Einbruch der Dunkelheit aus. Nach einem dritten verlustreichen Angriff zogen sich die Preußen zurück. Daun ließ sich zum Verbinden nach Torgau bringen. Doch im Schutz der Dunkelheit stürmten die Preußen unter Ziethen die befestigten Süptitzer Höhen. Die schon siegestrunkenen Österreicher flüchteten. Es war der bitterste Moment in Dauns Feldherrnkarriere.

Im Sommer 1761 bezog Friedrich das uneinnehmbare Lager von Bunzelwitz in Niederschlesien. Österreicher und Russen belagerten ihn mit 135.000 Mann, mussten die Belagerung jedoch am 10. September aufgeben, weil die Ernährung einer so großen Armee in dieser Gegend nicht gewährleistet werden konnte. Sie ließen 20.000 Mann zur Beobachtung zurück. Der Krieg war zum Stellungskrieg erstarrt. Nach dem Sturz von William Pitt im Dezember 1761 stellten die Britten die Subsidienzahlungen ein.

Friedrich fand kein Mittel, Marschall Daun in eine Schlacht zu verwickeln. Er hatte sich seinerseits unangreifbar auf den Bergen festgesetzt. In dieser festgefahrenen Situation drohte Preußen als erstes der Zusammenbruch infolge gänzlicher Erschöpfung. Da ereignete sich ein zweites Mirakel des Hauses Brandenburg. Am 5. Januar 1762 starb Zarin Elisabeth. Ihr Nachfolger Peter III. war ein glühender Verehrer des preußischen Königs. Friedrich konnte es kaum fassen. Peter III. schloss nicht nur am 5. Mai Frieden, sondern sogar am 1. Juni ein Bündnis mit Preußen und überließ Friedrich ein Hilfskorps von 20.000 Mann. Dadurch veranlasst erfolgte am 22. Mai 1762 der Friedensschluss zwischen Preußen und Schweden.

Mitte Juli wurde Zar Peter jedoch gestürzt und ermordet. Seine Nachfolgerin Katharina II. kündigte das Bündnis auf

und rief ihre Truppen zurück. Es gelang Friedrich jedoch, wahrscheinlich durch Bestechung, General Graf Sachar von Tschernyschew zu bewegen, noch wenige Tage zu bleiben. So waren die Österreicher gezwungen, ihn mit hinreichenden Truppen zu beobachten. Dies half Friedrich bei Burkersdorf, südlich von Schweidnitz, am 21. Juli einen weiteren Sieg über Daun zu erringen. Mit Schweidnitz fiel fast ganz Schlesien, außer der Grafschaft Glatz, in seine Hände.

Der lange erwartete, aber dennoch überraschende Tod der russischen Zarin Elisabeth hatte das Auseinanderbrechen der gegnerischen Koalition zur Folge und so Preußens Erhaltung ermöglicht. Aber das Ungleichgewicht zu Ungunsten Friedrichs blieb dramatisch. Seine Lage wurde immer verzweifelter.

Die Generäle des Königs hatten Angst, dass er mit seinen geringen Kräften doch noch eine Entscheidungsschlacht erzwingen würde. Kriegsmüdigkeit und Erschöpfung waren allgemein. In der letzten Schlacht des Krieges, bei Freiberg in Sachsen, am 29. Oktober, schlug Prinz Heinrich schließlich neben österreichischen Truppen die Reichsarmee. Die Österreicher und die Reichstruppen mussten Sachsen bis auf Dresden räumen. Nach diesem Misserfolg war auch Maria Theresia bereit zu verhandeln. Friedrich hatte mit Sachsen ein gutes Unterpfand für die Verhandlungen. Am 24. November wurde zwischen Preußen und Österreich ein Waffenstillstand geschlossen.

Das Wunder war die eine Sache, aber hauptsächlich endete der Krieg infolge der allgemeinen Erschöpfung. Auch Österreich war am Ende seiner Kräfte, verlassen von seinen Verbündeten Russland, Schweden und Frankreich, das bereits für sich und Spanien am 10. Februar 1763 Frieden mit Großbritannien und Portugal geschlossen hatte, ohne Preußen, ein Bruch der Konvention von Westminster. Kanada, Teile Indiens, der Karibik, Senegal und Gambia und viele kleinere Überseebesitzungen wurden britisch. Der Reichstag in Regensburg hatte schon Ende 1762 das Reich für neutral erklärt.

Der Krieg endete am 15. Februar 1763 mit dem Frieden von Hubertusburg ohne Sieger und Besiegte. Fast alle preußischen Besitzungen, aber auch Böhmen, Sachsen und Teile Westdeutschlands waren verwüstet. 400.000 Menschen in Friedrichs Staat, jeder zehnte Einwohner, hatten ihr Leben verloren, die meisten infolge von sekundären Kriegsfolgen wie Seuchen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte als einzige Kriegspartei in Deutschland sein Kriegsziel erreicht, nämlich den territorialen Zustand bei Kriegsausbruch wiederherzustellen.

Friedrichs gesamte restliche Regierungszeit wurde für sein Land ein fortwährender Aschermittwoch, ein säkularer Bußgottesdienst, eine zehn Jahre währende Wirtschaftskrise, die weitgehende Abkopplung von den internationalen Kreditmärkten, drastisch erhöhter Steuerdruck, die jahrzehntelange Verpachtung sämtlicher preußischer Steuereinnahmen an private Konsortien, bis über seinen Tod hinaus. ■

---

Der Krieg endete in erster Linie aus Erschöpfung. Neben Preußen war auch Österreich am Ende seiner Kräfte angelangt, verlassen von seinen Verbündeten Frankreich, Russland und Schweden.

---

# Wer hat den Siebenjährigen Krieg gewonnen?

Der Weg zum Frieden und die Bedeutung der Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg von Johannes Burkhardt (†)

Seit dem Westfälischen Frieden wurden die großen multilateralen Konflikte auf Friedenskongressen verhandelt und beendet. Auch im Siebenjährigen Krieg schien es neben Friedenssondierungen und Vermittlungsversuchen, wie sie alle Kriege begleiten, 1761 zu einem großen Kongress zu kommen. Schon war von der Reichsstadt Augsburg mit ihrem Friedensimage als Verhandlungsort die Rede, und die ersten Gesandten, Berater und Beobachter bereiteten sich vor oder machten sich wie die gut informierte päpstliche Diplomatie schon auf den Weg nach Augsburg. Aber der Kongressplan zerschlug sich und kam auch bei späteren Versuchen nicht zustande. Dafür können allerlei Einzelursachen namhaft gemacht werden, wie der zur Unzeit das Kräfteverhältnis noch einmal verschiebende bourbonische Familienpakt zwischen Frankreich und Spanien, aber darüber sollte das Grundproblem nicht übersehen werden. Die globale Dimension dieses Krieges mit

eine Reihe zeitlich gestaffelter Einzel Friedensschlüsse beendet wurde. Zuerst, wie oft übersehen, im Osten Europas der Friede von St. Petersburg am 5. Mai 1762 für das ausscheidende Russland. Sodann mit dem Vorfrieden von Fontainebleau im November 1762 der am 10. Februar 1763 geschlossene Friede von Paris der in Übersee wie in Europa konkurrierenden Mächte Frankreich und England. Sowie abschließend der rein innerdeutsche Frieden von Hubertusburg vom 15. Februar 1763. Der schon damals ungangbare Friedensweg eines weltweiten Kongresses legt nahe, erst einmal die europäische und die außereuropäische Pazifizierungsstrategie getrennt zu behandeln. Anders als in Übersee kennzeichnet nämlich alle Friedensregelungen für Europa der Grundsatz der Restitution des status quo ante bellum. Und das nicht nur als allgemeine Richtschnur, der dann im Vertrag ausgehandelte Ausnahmen und Modifizierungen folgten, sondern eine territorial und politisch tatsächliche Wiederherstellung des jeweiligen Vorkriegsstandes.

Nicht weniger als sieben Verträge, die unterschiedliche Weltgegenden repräsentieren: auf der einen Seite der hybride, beide Perspektiven einschließende Pariser Frieden und auf der anderen Seite die Kontinentalverträge von St. Petersburg und Hubertusburg und weiterer jeweils mit dem Hauptkombattanten Preußen. Kann es bei einem solch unübersichtlichen Kriegsende überhaupt einen Sieger geben?

Auch wenn man zweifeln kann, ob es in Kriegen überhaupt Gewinner geben kann, schon gar nicht bei Menschenverlusten und Zerstörungen in sieben Jahren, die in Relation zum damaligen Entwicklungsstand mit den Katastrophen der Weltkriege des 20. Jahrhunderts verglichen worden sind, soll hier doch einmal die Frage gestellt werden, wer von den Akteuren im politischen

Sinne gewonnen hat. Der Grund ist, dass darüber vermeintliche Selbstverständlichkeiten im Umlauf sind, deren Korrektur in der Forschung zur Debatte steht und die verblüffend aktuelle Relevanz gewinnen. Ich beginne mit dem spektakulärsten Fall.

## Wieso der kriegsgroße Friederich den Siebenjährigen Krieg verloren hat

Nach landläufiger Ansicht war es der Preußenkönig Friedrich, der den Siebenjährigen Krieg gewonnen hat. Konnte der großgeschriebene Feldherr, der mit Nachhilfe der preußischen Propaganda und nationalen Geschichtsschreibung dramaturgisch geschickt eine siegbetonte Schlachtenreihe bestand, den Krieg verloren haben? Hatte er sich nicht, wenn auch als höchstgerüstete Militärmacht, gegen die drei Kontinentalmächte Österreich, Frankreich und Russland behauptet? Und hat er nicht mit monomaner Durchhaltepolitik mit zum „Mirakel“ verklärten Wechselfällen das eroberte Schlesien und den am Ende geforderten Vorkriegszustand gehalten?

In der Tat war noch zu seinem 300-jährigen Geburtsjubiläum in den populären Handreichungen vom „Sieg“ Friedrichs im Siebenjährigen Krieg die Rede. Das gilt selbst für kritische Beiträge, die auch die ungeheuren Menschenverluste und Zerstörungen als Kosten des vermeinten „Sieg“ entgegenhalten. Sogar der Kriegsherr selbst räumte in starken Worten den desolaten Nachkriegszustand seines Landes ein, er aber hat nie von einem Sieg gesprochen. Der König vermied am Ende sogar das Zeremoniell des feierlichen Einzugs in seine Residenz vor den jubelbereiten Berlinern. Als Geschichtsschreiber seines eigenen Krieges glaubte er gar, sich für einen Friedensschluss rechtfertigen

---

Nicht weniger als sieben Verträge, die unterschiedliche Weltgegenden repräsentieren, beendeten die siebenjährigen Auseinandersetzungen. Kann es in einem solchen unübersichtlichen Kriegsende überhaupt einen Sieger geben?

---

ihrer Vielzahl von weltweiten Akteuren, unterschiedlichen Kompetenzen und Interessen hätte das bewährte europäische Konfliktlösungsmodell des Kongresses schlicht überfordert.

So wurde der Siebenjährige Krieg nach über einem Jahrhundert der erste Großkonflikt, der nicht mehr durch einen Friedenskongress, sondern durch

zu sollen, nicht etwa weil er nicht früher zur Schadensbegrenzung kompromissbereit gewesen war, sondern weil er nicht weitergekämpft hat, um mehr herauszuholen. Friedrich wusste, dass er den Krieg verloren hatte. Aber nur einer konnte damals sicher wissen, wieso: der König selbst. Hatte er doch im geheimen Teil seiner Staatsschrift ‚Politisches Testament‘ nach Schlesien gleich weitere Eroberungen geplant, darunter Westpreußen und mit Priorität Sachsen oder wenigstens eines Teiles davon. Wenn der Überfall aus einer Verteidigungssituation, in die er sich dann mit Falschspiel und Aktenmanipulationen tatsächlich brachte, präventiv erfolgte, und das Geheimnis des wahren Kriegsziels gewahrt bleibe, halte sich der Schaden in Grenzen, falls er nicht alles erreichen würde oder es sogar misslang. So kam es. Doch der Text wurde erst über hundert Jahre später entdeckt, und manche glauben es bis heute nicht, obwohl Friedrich diese Kriegsziele später noch seinen Nachfolgern aufgab, die diese in späteren Zeiten tatsächlich umsetzten. Für diesmal aber konnte der Risikospielder froh sein, dass die verspätete preußische Staatsbildung, die er mit seinen frivolen Annexionszielen in diesem Krieg noch einmal gefährdete, am Ende knapp bestehen blieb.

Und die anderen Akteure des Siebenjährigen Krieges? Vielleicht sollte man die Frage nach den Kriegszielen verallgemeinern und den Kriegserfolg nach dem Grad ihrer Erreichung bemessen. Haben denn die anderen Hauptkombattanten in Europa etwas von ihren Kriegszielen erreicht? Maria Theresia und der Wiener Hof bekanntlich nicht. Ganz Schlesien blieb für immer verloren, obwohl es zum Teil schon zurückerobert worden war und die Festung Glatz bis zuletzt österreichisch besetzt blieb. Ein noch weiterer Aufstieg Brandenburg-Preußens konnte aufgehalten werden, aber die angestrebte Reduzierung seiner Position und Macht im Reich und in Europa misslang. Frankreich und England einigten sich im Pariser Vorfrieden von Fontainebleau darauf, ihre jeweiligen Verbündeten nicht mehr militärisch oder finanziell zu unterstützen und trockneten so den Krieg in Europa aus. Frankreichs Erwartung, bei einer österreichischen Rückholung Schlesiens im Nordwesten Kompensationsgewinn zu bekommen, musste aufgegeben und die schon recht effektiv besetzten rhein-



**Prof. Dr. Johannes Burkhardt (†)**,  
Professor em. für Geschichte der Frühen  
Neuzeit an der Universität Augsburg

preußischen Gebiete mussten wieder freigegeben werden. England, das „Anhängsel eines lausigen Kurfürstentums“, so sarkastisch William Pitt d. Ä., behielt die Personalunion der Krone mit Kurhannover unverändert bei, die jedoch mit dem Thronwechsel zu Georg III. an Bedeutung verlor.

Und der oft vergessene Petersburger Frieden vom 5. Mai 1762, der die status quo ante bellum-Serie mit seinen Mirakeln in Gang setzte? Das Kriegsziel der unter Zarin Elisabeth zum Krieg drängenden russischen Regierung war in der Tat gewesen, auf dem Weg nach Westen die hinderliche preußische Konkurrenz auszuschalten. Das war spektakulär mit der Besetzung und Besitznahme des preußischen Kernlandes um Königsberg gelungen, das gar schon den Treueid auf die Zarin Elisabeth abgelegt hatte. Das erste „Mirakel des Hauses Brandenburg“, so Friedrich selbst an seinen Bruder, war gewesen, dass die siegreichen Russen nach der Schlacht von Kunersdorf nicht auch noch die Hauptstadt Berlin in Besitz nahmen. Als zweites „Mirakel“ wird bezeichnet, dass nach dem Tod der Kriegszarin Elisabeth ihr Nachfolger Peter I. mit Friedrich Frieden schloss und alle preußischen Gebietsgewinne wieder hergab, ja noch einen russisch-preußischen Beistandspakt draufsattelte. Seine daraufhin in einer Palastrevolution an die Macht gelangende Frau, die spätere Katharina die Große, kündigte das Bündnis mit Preußen wieder auf, beließ es aber bei Peters

Friedensvertrag. Die Römische Kurie ließ es sich nicht nehmen, Maria Theresia zur Abwendung der Gefahr durch den friderophilen Peter diesmal als einem der Wunder für das Haus Österreich zu gratulieren. Damit konnte der Vorkriegszustand ohne alle Eroberungen und Gebietsveränderungen in Europa wiederhergestellt werden.

Niemand der Kontrahenten hat also den Krieg in Europa gewonnen. Gemessen an den weitgespannten Kriegszielen und dem Aufwand an Gewalt war der Friedenskompromiss ein mageres Ergebnis. Warum Europa dann für die allseitige Wiederherstellung des Vorkriegszustandes überhaupt Krieg geführt hat, fragte man sich schon damals am preußischen Hof. Das war eine gute Frage, die für ähnlich gelagerte Fälle bis heute gestellt werden sollte. Mit diesem selten so konsequent angewandten Konfliktlösungsmittel, gleichsam alles wieder auf Null zu stellen, konnte der Friede in Europa wiedergewonnen werden. Das war nicht wenig. Doch damit hatten auch alle Akteure ihre Kriegsziele verfehlt und in Europa den aufwändigen Krieg verloren. Alle bis auf einen, für den die Wiederherstellung des Vorkriegszustandes selbst das Kriegsziel gewesen ist.

### **Der Triumph des föderalen Reiches**

In der Tat hat allein das föderale Reich Deutscher Nation mit der Wiedergewinnung des Vorkriegszustandes sein Kriegsziel erreicht. Reichstag, Reichskreise und Reichsarmee sind nicht in den Krieg gezogen, um das reichsrechtlich ohnehin nur lose angebundene und mittlerweile völkerrechtlich längst an Preußen abgetretene Schlesien für den revisionistischen Wiener Hof zurückzuholen, sondern um das aktuell überfallene Kursachsen zu befreien, den notorischen preußischen Kriegstreiber diesmal in die Schranken zu weisen und die verfassungsmäßige Ordnung wiederherzustellen. Und das ist auch gelungen. Nun wird niemand behaupten, die Reichsarmee habe große Schlachten oder gar den Krieg militärisch gewonnen. Aber sie hat unter eigenständigem Kommando in Kooperation mit der Armee des Wiener Hofes und seiner Verbündeten bei der Befreiung und Verteidigung Sachsens einen wirksamen Beitrag

## Am Zustandekommen des Hubertusburger Friedens hatte das traditionell reichsnahe Kurfürstentum Sachsen selbst großen Anteil. Vor allem Kurprinz Christian und sein wichtigster Berater Freiherr Thomas von Fritsch spielten eine zentrale Rolle.

geleistet. Darüber hinaus war sie ein sichtbares Zeichen dafür, dass das föderale Reich auf der Seite des Kaiserhofes stand, aber dabei eine eigene Kraft darstellte. Am Regensburger Reichstag wurde dann auch über den ganzen Krieg hinweg eine eigenständige Reichspolitik gefahren, die preußische Anschläge konterkarierte, aber auch Wiener Übertreibungen korrigierte und etwa eine Ächtung Friedrichs wie weiland der Kurpfalz im Dreißigjährigen und Kurbayerns im Spanischen Erbfolgekrieg, die zu schwer lösbaren Pazifizierungsproblemen führten, lieber aufhielt und auf den Frieden zusteuerte. Neben den großen Mächten traten auch einzelne Reichsstände wie Bayern und die geistlichen Kurfürsten, ja der kleine Bayreuther Hof, der Herzog von Sachsen-Gotha oder der Graf von Neuwied mit vermittelnden Friedensvorschlägen hervor oder leisteten bei entsprechenden Sondierungen ihre Dienste. Auch eine Reichsmediation war im Gespräch. In Hubertusburg hat kein Reichsvertreter mit am Tisch gesessen, aber das ist ein Scheinbeleg für angeblich zunehmende Reichsvergessenheit. Der Reichstag hatte bereits anlässlich des vorgesehenen Friedenskongresses in Augsburg dem Kaiserhof einen umfassenden Verhandlungsauftrag erteilt, die Reichsstände haben durch abgesprochene Waffenstillstände und Neutralitäten das Ende des Krieges gesichert, und der Reichskrieg wurde durch Einschluss des Reiches in Hubertusburg und Erklärung des Reichsoberhauptes vor dem Reichstag auch zum Reichsfrieden, der mit der territorialen Integrität Sachsens das gewährleistete, wofür das Reich zu den Waffen ge-griffen hatte.

Ja, am Zustandekommen des Hubertusburger Friedens hatte das traditionell reichsnahe Kurfürstentum Sachsen selbst großen Anteil. Während August III. in Personalunion als König von Polen mit-

samt seinem Chefberater Heinrich von Brühl in sein neutrales Zweitland entschwinden war, kehrte der reichsnähere „junge Hof“ des Thronfolgers Christian nach Dresden zurück und brachte nun den Leipziger Verlegersohn und nachmaligen sächsischen Staatsmann und Freiherrn Thomas von Fritsch in Position. Der hatte schon lange gute Kontakte zu Friedrich aufgebaut, um die maßlose Ausplünderung Sachsens, mit der dieser seinen Krieg finanzierte, in überhaupt machbaren Grenzen zu halten. Da der Wiener wie der preußische Hof erschöpft in einer Pattsituation feststeckten und keiner das durch ein Friedensangebot zugeben wollte, übernahm es Fritsch, sie aufzulösen. Er schrieb an Kaunitz einen mit ihm abgesprochenen Brief, doch um Sachsen und seiner Leiden willen Frieden zu schließen. Kaunitz antwortete, an Maria Theresia und ihm solle es nicht liegen, und mit diesem Briefwechsel fuhr er ins schon wieder von Friedrich besetzte Meißen, um mehr Schonung für Sachsen zu erbitten und dabei den ostensiblen Briefwechsel hervorzuziehen. Friedrich wandte sich – so berichtet es die alte, aber quellennahe und einzige Monographie zum Hubertusburger Frieden – brüsk ab, als er die deutschen Schriftzüge sah, und verbat sich auch ein Vorlesen. Doch Fritsch kannte sein Gegenüber und zog ein Resümee in französischer Sprache hervor, das dann bei diesem absurdesten aller deutschen Nationalhelden Interesse fand und zur Einleitung von Verhandlungen führte.

Der Friede von Hubertusburg am 15. Februar 1763, der den Siebenjährigen Krieg endgültig abschloss, konnte in nur sechs Wochen ausgehandelt und so unmittelbar nach dem definitiven Pariser Frieden unterzeichnet werden. Das namengebende Jagdschloss, durch preußische Plünderungen schwer beschädigt, war ein etwas improvisiertes Verhandlungslokal, aber es lag auf halbem Weg zwischen der eigentlich vor-

gesehenen sächsischen Residenzstadt Dresden und dem nunmehr Leipziger Hauptquartier Friedrichs, und weiter sollte der Gesandte des Kaiserhofes bei allem sächsischen Drängen auf einen Eilfrieden dem König denn doch „nicht nachlaufen“ (Kaunitz). Für den Wiener Hof agierte in enger Rückbindung an die Staatskanzlei deren Rat Collenbach, während Brandenburg-Preußen durch den Staatspublizisten, künftigen Minister und Friedensexperten Herzberg vertreten war und für das hauptbetroffene Sachsen weiterhin Fritsch als vermittelnder Gastgeber vor Ort fungierte und zugleich einen eigenen Friedensvertrag mit Preußen für Sachsen aushandelte. Inhaltlich enthält der Friede mit Sachsen neben für Sachsen glimpfliche abschließende finanzielle Regelungen vor allem die Modalitäten des Abzugs und der Freigabe Sachsens durch die preußischen Truppen. Wenn man bedenkt, dass all das nach dem Westfälischen Frieden einst noch Monate und Jahre in Anspruch genommen hat, verblüfft die detaillierte Regelung und Einhaltung des zügigen Abzugs der preußischen Truppen. Sachsen verlor die polnische Krone, aber das hatte nichts mit Hubertusburg zu tun, sondern war dem Zufall des Todes des letzten sächsischen Wahlkönigs bald nach seiner Rückkehr in seine sächsische Residenz geschuldet. Umso entschlossener und erfolgreicher gelang unter Fritsch nun der Wiederaufbau Sachsens als wirtschaftlich und sozial kraftvoller deutscher Landesstaat, ein „Retablisment“, das dem viel zitierten preußischen in nichts nachstand, eher im Gegenteil.

Den Erfolg des Reiches richtig einzuschätzen ist jedoch erst ganz möglich, wenn man sich die drohenden Gefahren und abgewehrten Anschläge gegen die Reichsverfassung vergegenwärtigt. Das Erstaunlichste ist die versuchte Heraufbeschwörung eines Religionskrieges in unheiliger Zusammenarbeit der päpstlichen Diplomatie auf der katho-



### Der Siebenjährige Krieg im Online-Teil

Die Dokumentation dieser Tagung wird im Online-Teil des Heftes vertieft. Sie finden dort von **Seite 105–119** das Referat von Holger Dainat. Als zweiten Text haben wir den Vortrag von Leonard Dorn von **Seite 120–130**. Sebastian

Pranghofers Ausführungen finden sich von **Seite 131–137**. Und das Referat von Sven Externbrink dokumentieren wir von **Seite 138–146**. Abgeschlossen wird die Dokumentation mit dem Text von Daniel Hohrath von **Seite 147–154**. ■

lischen und der englischen und preußischen Presse auf der evangelischen Seite. Aber das Reichsoberhaupt und versierte Reichsmanagement waltete seiner Amtspflichten und brachte Rom zum Schweigen, und fast alle evangelischen Reichsstände stellten das Reichsrecht über konfessionelle Solidaritäten. Nein, einen Religionskrieg ließ sich das Reich nicht einreden, nicht von Rom und auch nicht von Potsdam.

Ein weiterer Anschlag waren zweitens preußische Säkularisationspläne von Fürstbistümern. Mit solchen Plänen zu rascheln gehörte zur Tradition Preußens, aber im Siebenjährigen Krieg wurde es ernst, denn nun suchte allen voran Friedrich nach Kompensationsgebieten für einen Frieden mit Landgewinn. Den Löwenanteil sollte nach diesem Plan das verbündete Hannover bekommen, zum Ausgleich für einen preußischen Erwerb von Sachsen. Vakanzen geistlicher Wahlfürstentümer – wie beim Tod des Kurfürsten Clemens August von Köln gleich fünf Bistümer – oder im gefährdeten fränkischen Reichskreis Würzburg und Bamberg wurden schnell geschlossen. Wäre ein einziges Fürstbistum aus der Reichskirche herausgebrochen und für Friedenskompensation eingesetzt worden, hätte das eine Kettenreaktion auslösen können und den rechtlichen Bestandsschutz für mindermächtige Reichsstände überhaupt durchlöchert.

Ein noch drastischerer Anschlag auf das Reichssystem war drittens eine secessionistische Sonderbundpolitik Friedrichs zu Gunsten eines vergrößerten Preußens und eines größeren Hannovers. Schon Gustav Berthold Volz hat sie aus den Quellen unter einer bemerkenswert deutlichen Überschrift rekonstruiert: „Friedrichs des Großen Plan einer Losreißung Preußens von Deutschland“. Aber das wehrhafte Reich Deutscher Nation überstand auch diesen in den militärischen Misserfolgen des preußischen Sezessionisten untergehenden Attentatsversuch des vermeintlichen Nationalhelden.

Der wohl größte bis heute nicht recht begriffene Triumph des Reiches aber war, dass Friedrich der Große, nachdem

er das Reichssystem weder durch Annexion noch durch Sezession oder konfessionelle Spaltung zerstören konnte und dessen Kraft erfahren hatte, mit seinem knapp geretteten Staat selbst ins Reich zurückkehrte. Eine Brücke dafür bildete der preußische Reichstagsgesandte Plotho, der auf dem Immerwähren-



Der Krieg auf dem europäischen Kriegsschauplatz, auf dem das von Großbritannien unterstützte Preußen u. a. gegen Russland, Österreich und Frankreich gekämpft hatte, endete mit den Frieden von Hubertusburg.

den Reichstag in Regensburg polterte und preußische Parteischriften verteilte, aber mitten im Krieg dort doch präsent blieb und so den Reichsnexus Brandenburg-Preußens aufrechterhielt. Schließlich versprach dann derselbe Friedrich, der vor dem Krieg eine rein obstruktive Reichspolitik betrieben und jahrelang eine habsburgische Nachfolgeregelung im Reich blockiert hatte, nun in einem Geheimartikel zum Frieden von Hubertusburg, seine Kurstimme für die dann 1765 tatsächlich realisierte Nachfolge Josephs II. zu geben – ein nachhaltiger Erfolg für Kaiser und Reich! Als „Anti-Caesar“ konnte Friedrich auch weiterhin die Rolle des Gegenkaisers spielen, aber eben gerade damit nicht außerhalb, sondern innerhalb des Reichssystems. Besser als die Siegesphantasien und Großmachtbehauptungen passt hier der Begriff des sich abzeichnenden deutschen Dualismus, wengleich es eigentlich doch noch mehr als zwei politisch relevante Staaten in Deutschland gegeben hat. Ein Irrtum aber ist es, dass eine Zwei-Kaiser-Konstellation eine Niederlage des Reiches oder gar der Anfang vom Ende gewesen sei. Friedrich hatte vielmehr dazugelernt und war jetzt im Reich angekommen, ja der Spätberufene wurde in der Pointierung von Volker

Press noch zum „erfolgreichsten Reichspolitiker“. Das immer wieder erstaunlich flexible Reich gewann zwischen den Außenposten in Wien und Berlin einen weiteren Manövrierraum, indem es bei Übergriffen des einen den anderen als Anwalt anrufen konnte. Nicht die friderizianische Siegherrhetorik ist der damals wie heute angemessene Umgang mit dem Siebenjährigen Krieg, wohl aber könnte der verspätete Lernprozess Friedrichs in der Erkenntnis des föderalen deutschen Systems ein weiter zu untersuchendes erinnerungswürdiges Vorbild sein.

### Staatenbildung als transatlantische Parallele

In der außereuropäischen Perspektive scheint es durch die Regelungen, die ohne Beteiligung der indigenen Völker und Verbündeten im Wesentlichen zwischen den Kontrahenten Frankreich

und England auf dem Vorfrieden von Fontainebleau ausgehandelt und in Paris geschlossen wurden, mit England einen weltweit klaren Sieger mit gewaltigen Territorialverschiebungen der beanspruchten und umkämpften Gebiete auf mehreren Kontinenten, Inseln und Seehandelsstützpunkten zu geben. Erstaunlich ist freilich, dass die Öffentlichkeit auf beiden Seiten mit dem Ergebnis unzufrieden war. In Frankreich natürlich über die schmerzhaften Verluste in Übersee, aber auch in England, dass die Verhandlungen nicht noch mehr herausgeholt hatten. Wenn es von beiden Seiten Schelte für den Friedensvertrag gab, dann war er vielleicht gar nicht schlecht. Denn Lord Bute wollte durch Maß halten keinen Revanche-Krieg provozieren, und Minister Choiseul verwies mit dem maliziösen Bonmot, Frankreich habe zwar die Stallungen verloren, aber das Schloss stehe, auf die Wahrung der Position Frankreichs auf dem Kontinent. Die verlorenen „Stallungen“ waren mit einigen französischen Ausnahmen die Handelsniederlassungen auf dem Großteil des Subkontinents Indien, der mit einer Vielzahl weiterer Stützpunkte über Inseln und Kontinente an England ging, vor allem aber die Zurückdrängung Frankreichs auf dem so

Bild: Library of Congress / Wikimedia Commons

heiß umkämpften Nordamerika. Das betraf besonders Kanada im Norden, die Gebiete um die Großen Seen wie auch den Mississippi besonders im Süden. Trotz der Beteiligung Spaniens mit komplizierten und nicht lange haltbaren Tauschbeziehungen um Louisiana und Florida war erkennbar, dass statt einer französischen Nord-Süd-Brücke das Tor für eine englisch dominierte Ost-West-Ausbreitung geöffnet war.

Doch das kam schon nicht mehr Großbritannien zugute. Denn wenn dies ohne Zweifel die Weichen für die Dominanz der englischen Sprache, Kultur und Besiedlung in Nordamerika stellte, so war das dort eher ein Pyrrhussieg für die politische Herrschaft Englands. Der „French and Indian War“ war doch auch schon Anlass und Vorlauf der amerikanischen Siedlerpolitik gegen die britische Herrschaft. Nicht nur, dass der amerikanisch-britische Konflikt um die Übernahme und parlamentarische Legitimierung der Kriegsschulden durch Steuern ausbrach, waren schon seit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges im Ohio-Tal im gemeinsamen Kampf gegen Frankreich machtpolitische Differenzen zwischen administrativ-militärischer Herrschaft Britanniens sowie der Selbstverwaltung und den Milizen der Kolonisten zutage getreten.

Im Krieg wurde das politische Selbstbewusstsein der Kolonien gestärkt und allmählich zur eigenen Staatswerdung weiterentwickelt. Nicht umsonst waren spätere Gründerväter der USA wie George Washington als Offizier oder Benjamin Franklin als Politiker hier bereits dabei. Die kriegsinduzierte Bundespolitik der Kolonien wurde, initiiert und beraten von Franklin, dessen Albany Plan of Union schon über Stellung und Zusammenwirken der Kolonialparlamente und eine Gesamtgewalt mit der Zuständigkeit für Krieg und Frieden nachgedacht hat, zu einem institutionellen Vorlauf der zu lösenden organisatorischen Fragen eines künftigen Staatsaufbaus.

Damit ergibt sich bei allen Unterschieden, die eine zunächst getrennte Vermessung der europäischen und der außereuropäischen Pazifizierungsstrategien nahegelegt haben, doch auch eine transatlantische Parallele der Einbettung in den von Europa ausgehenden Staatsbildungsprozess. Nicht nur hat sich etwa in Indien das erweiterte Handelsimperium

der East India Company wie auch der Umgang mit den indigenen Herrschaftsträgern zunehmend im Sinne Großbritanniens verstaatlicht, sondern es gibt eine noch weitertragendere Parallele. So wie das sich noch einmal praktisch und institutionell staatstheoretisch erneuernde föderale Reich Deutscher Nation, in das sich der ehemalige Friedensstörer vom Dienst mit seiner verspäteten noch anlehnungsbedürftigen Staatsbildung seit Hubertusburg schließlich doch einordnete und es mitgestaltete, so war die bleibende Bedeutung des Pariser Frie-

---

### Unter der globalen Perspektive des Siebenjährigen Krieges ist die gemeinsame Bedeutung der Verträge von Paris und Hubertusburg ihr Beitrag zum Staatsbildungsprozess – in Europa und in Amerika.

---

dens, dass er zur Ausgangsbasis für die sich schon anbahnende bundesstaatliche Lösung für Nordamerika wurde.

Die neuesten Forschungsergebnisse einer Arbeitsgruppe um die Experten Volker Depkat, Jürgen Overhoff und dem Autor geben zu erkennen, dass sich die Staatsgründer nicht zuletzt von der Theorie und Praxis der Reichsverfassung inspirieren ließen, insbesondere mit einem wie hier angedeuteten Anpassungs- und Reformschub nach dem Siebenjährigen Krieg. So sind es gerade die beiden Sieger, die zwar formell keinen eigenen Friedensvertrag bekamen, aber einzubeziehen beziehungsweise vorausdenken sind: in Europa das föderale Reich Deutscher Nation und in Amerika die Vereinigten Staaten in spe. Unter der globalen Perspektive des Siebenjährigen Krieges ist die gemeinsame Bedeutung von Paris und Hubertusburg ihr Beitrag im Staatsbildungsprozess, und wenn diese transatlantische Brücke trägt, wie das ein Themenband in Arbeit erweisen wird, speziell die bis in die Gegenwart nachwirkende föderale Staatenbildung.

#### Nachwort

Der vorliegende Beitrag ist ein historischer, aber er wurde von der Aktualität

eingeholt. Dieses Land „darf den Krieg nicht verlieren“ hieß es allenthalben, nachdem am 24. Februar 2022 unter Verantwortung eines einzigen Mannes eine hochgerüstete Militärmacht ihren Nachbarstaat mit falschen Behauptungen und verdeckten Annexionszielen überfallen hatte. Obwohl unter anderer Perspektive vereinbart, betitelt und so belassen, kann der vorstehende Text damit auch zur historischen Friedensforschung etwas Bedenkenswertes beitragen. Denn die wendet sich mittlerweile nach Abarbeitung der Kriegsursachen der Friedenssuche zu und stimmt das hohe Lied der Friedensdiplomatie an, in das der Autor gern eingestimmt hätte. Der Siebenjährige Krieg aber kann auch daran erinnern, wann Friedensdiplomatie keine Chance hat. Allen voran, wenn auch nur ein Verhandlungspartner bereits zum Krieg oder seiner Fortsetzung entschlossen ist und es nur bemäntelnde Scheinverhandlungen sind, wie nicht nur damals im Fall des Falschspielers Friedrich. Sodann wenn der mitbetroffene Raum zu groß dimensioniert wird oder die Initiative zur Unzeit kommt und Kongresse und Konferenzen zu unübersichtlich und schwerfällig würden, wie im Fall des Augsburgerplans von 1761. Zur Beendigung eines Krieges aber wird Diplomatie dringend benötigt, und hier könnten intelligente bilaterale Übereinkünfte das effektivere Verfahren sein, wenn nicht eine politisch unkluge rechtlich-moralische Ausgrenzung des Gegners die Kommunikationsmöglichkeiten beeinträchtigt, wie mit gutem Erfolg im Falle Friedrichs vermieden.

Inhaltlich aber ist die Wiederherstellung der europäischen Staatenwelt und damals ihre beginnende Neuverteilung außerhalb Europas immer noch - oder auf unserem Kontinent wieder - das Grundthema, um das in Krieg und Frieden gerungen wird, hoffentlich am Ende mit der Aussicht auf eine diesmal haltbare politische Sicherheitsarchitektur des Friedens. ■



Sie können drei Referate auch in unserem YouTube-Audiokanal nachhören. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) zum Referat von Martin Füssel. Die Ausführungen von Wolfgang Burgdorf finden Sie unter [diesem Link](#). Auch den Text von Sven Externbrink haben wir für Sie im Originalton: Folgen Sie bitte [diesem Link](#)!

# Die Macht der öffentlichen Meinung

## Der Siebenjährige Krieg als Medien- und Propagandakrieg

von Holger Dainat

In den letzten ein, zwei Jahrzehnten hat es sich eingebürgert, den Siebenjährigen Krieg als einen „frühmoderne[n] Medienkrieg“ zu begreifen, „der einen enormen Anstieg der Publizistik auslöste“.<sup>1</sup> Nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch mit der Feder

wurde um die Vorherrschaft gekämpft. Druckerpressen fungierten als Waffen. Damit verschob sich der Fokus der Wahrnehmung: Seitdem interessiert nicht allein, *was* tatsächlich geschehen ist, sondern *wie* es dargestellt wird, wie bzw. wo diese Thematisierungen zirkulieren und in welche Praktiken sie eingebunden sind. Unter dieser Perspektive stellt sich dann z. B. die Frage, wie eine Schlacht überhaupt beschrieben werden kann und welche me-



Prof. Dr. Holger Dainat, apl. Professor für neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld

1 Marian Füssel, Zur Einführung, in: *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763): Mikro- und Makroperspektiven*. Hrsg. von dems., München und Wien 2021, S. 1–21, S. 9f. – Die ‚Flut‘ an Publikationen im 18. Jahrhundert hat ihr Pendant in der Forschung gefunden: Hans-Martin Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2000; Manfred Schort, *Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften*, Frankfurt/Main 2006; Andreas Gestrich, *Kriegsberichterstattung als Propaganda. Das Beispiel des ‚Wienerischen Diarium‘ im Siebenjährigen Krieg 1756–1763*, in: Ute Daniel (Hrsg.), *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 23–39; Ewa Anklam, *Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg*, Berlin 2007; „Krieg ist mein Lied“. *Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien*. Hrsg. von Wolfgang Adam und Holger Dainat, Göttingen 2007; Ute Frevert, *Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen?*, Göttingen 2012; Johannes Birgfeld, *Krieg und Aufklärung. Studien zum Kriegsdiskurs in der deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts*, 2 Bde., Hannover 2012; *Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Studien*. Hrsg. von Stefanie Stockhorst, Hannover 2015; Werner Telesko, Sandra Hertel und Stefanie Linsboth, *Zwischen Panegyrik und Tatsachenbericht. Zur Struktur und Zielsetzung von Medienereignissen zur Zeit Maria Theresias*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 44 (2017), S. 441–486; Marian Füssel, *Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges. 1756–1763*, München 2019; Annika Hildebrandt, *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*, Berlin und Boston 2019.

Vertiefung des Themas von Seite 28–44

## Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

dialen Bedingungen ihre Vergegenwärtigung erst ermöglichen.<sup>2</sup> Dabei richtet sich der forschende Blick nicht allein auf gedruckte Texte und Bilder, sondern ebenso auf Musik und lärmende Geräuschkulissen, auf Gebäude und Raumausstattungen, auf Denkmäler, Medaillen, Tabaksdosen und vieles mehr.

### I.

Die Gründe für dieses gesteigerte Interesse an den Medien sind sicherlich in unserer Gegenwart zu suchen. Doch ebenso kann es sich auf Zeugnisse aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges stützen. Bereits 1757 konstatierte eine Flugschrift, die große „Menge von Staatsschriften“, die damals Deutschland überschwemmt: „man kan weder aus den alten noch aus den neuern Zeiten ein Beispiel anführen, daß ein Krieg so viele Federn beschäftigt hätte.“<sup>3</sup> Und 1763, am Ende des Krieges, resümierte ein Bäckermeister aus Hannover in seinem Tagebuch: „Die Anzahl der Staats- und andern Schriften von diesem Kriege ist recht ansehnlich, sie sollen über 1.000 Stücke, die mehr als 36 Bände in 40 gedruckt, betragen. Es wird wol nicht leicht in den älteren Zeiten ein Krieg geführet worden seyn, wovon die Anzahl der gedruckten als ungedruckten Schriften so groß oder größer ist, als von diesem letztern Kriege, welches mithin ein Be-

2 Bernhard Jahn, *Die Medialität des Krieges. Zum Problem der Darstellbarkeit von Schlachten am Beispiel der Schlacht bei Lobositz (1.10.1756) im Siebenjährigen Krieg*, in: „Krieg ist mein Lied“ (Anm. 1), S. 88–110; Marian Füssel, *Die Kultur der Niederlage – Wahrnehmung und Repräsentation einer Schlacht des Siebenjährigen Krieges am Beispiel von Hochkirch 1758*, in: *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*. Hrsg. von Sven Externbrink, Berlin 2011, S. 261–273.

3 [Johann Friedrich Seyfart], *Beantwortung dreier wichtiger Staats-Fragen, Welche Parthei bey jetzigen Zeitläuffen ein für das Vaterland wohlgesinnter Reichs-Stand zu ergreifen habe? Ob es gefährlich sey, gar keine Parthei zu ergreifen? und Ob aus den gegenwärtigen Irrungen ein Religions Krieg oder Spaltung im römischen Reiche entstehen könne? nebst einem kurzen Vorbericht von den Gattungen und Mängeln der Staatsschriften*, [o. O.] 1757, S. 3 (auch in: *TK 1757.4*, Nr. 492).

weis seiner Größe, Wichtigkeit und der dabey bewiesenen Aufmerksamkeit seyn kan.“<sup>4</sup>

Unser Bäckermeister hat eher untertrieben. Es dürften weit mehr Schriften gewesen sein, die zwischen 1756 und 1763 veröffentlicht wurden. Die zeitgenössische *Sammlung der neuesten Staats-Schriften zum Behuf der Historie des jetzigen Krieges*, die ab dem zweiten Jahrgang unter dem Titel *Teutsche Kriegs-Canzley* erschien, druckte in 18 Bänden insgesamt 1.693 Dokumente auf 18.410 Seiten ab.<sup>5</sup> Register erschließen dieses ungeheure Textmassiv. Dabei werden nicht die Kriegspredigten, die poetischen Texte und die Menge der lokalen Gelegenheitsschriften erfasst, ebenso auch keine Zeitschriften und Zeitungen. Die meisten Veröffentlichungen erschienen in den ersten drei Kriegsjahren; danach flaute das Interesse etwas ab.

In dieser regen Publikationstätigkeit sah Johann Wilhelm von Archenholz ein charakteristisches Merkmal sowohl dieses Kriegs wie seines Zeitalters.

In seiner *Geschichte des siebenjährigen Krieges* personalisiert er das Geschehen: „Eben so sehr wie er [Friedrich II.] sein Schwert gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Überhaupt

war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten und Mord-Szenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geistes-Kräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viele Schlachten geliefert, aber auch nie so viele Manifeste herausgegeben, als in diesen Tagen des großen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallende Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beifall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der *Aufklärung*, die in diesen Zeiten anfang ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.“<sup>6</sup>

Was mit „Triumph der *Aufklärung*“ gemeint sein könnte, hilft ein kleiner Aufsatz zu verstehen, der 1784 in der *Berlinischen Monatsschrift* erschien und der ebenfalls dem preußischen König huldigte. Auch hier ist die Rede vom „Jahrhundert Friedrichs“. Immanuel Kants *Beantwortung*

*der Frage: Was ist Aufklärung?* darf als bekannt vorausgesetzt werden: Aufklärung ist der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“<sup>7</sup> Diese Emanzipation des Einzelnen bedarf der Entschließung und des Mutes, und sie erfordert vor allem die Freiheit „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen.“<sup>8</sup> „[U]nter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft“ versteht Kant einen solchen, „den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten, oder Amte, von seiner Vernunft machen darf.“<sup>9</sup>

Der Aufklärungsprozess wird an die Sprecherrolle des Gelehrten gebunden und an dessen Korrelat: an das „ganze Publikum der Leserwelt“. Anders gesagt: Die Öffentlichkeit, die Kant im Blick hat, basiert auf dem Medium der Schrift, genauer: des Buchdrucks. Es handelt sich um den Kommunikationsraum jener Gelehrten, die „durch Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der

Welt,“<sup>10</sup> sprechen. Die Schrift, die Publikation, hat hier die Funktion, Universalität zu ermöglichen. Denn der Buchdruck macht eine Äußerung für alle („die Welt“) zugänglich, und er fixiert sie einem Speichermedium. Dadurch macht sich der Aufklärungsprozess unabhängig von der Anwesenheit an einem Ort und von der Zeit. Jeder kann jederzeit auf alles zugreifen und es einer kritischen Überprüfung unterziehen. In diesem Sinn handelt es sich um eine Aufklärungsöffentlichkeit mit Universalitätsanspruch (um eine regulative Idee, da wir ja noch nicht in aufgeklärten Zeiten leben). Demnach wäre Aufklärung eine eminent literarische Angelegenheit. Und der Federkrieg gehört dazu, lässt sich vielleicht sogar als „Triumph der *Aufklärung*“ (Archenholz) verstehen, weil er den Zwang zur öffentlichen Legitimation des Handelns belegt.

Nun kann man, wenn man den Siebenjährigen Krieg betrachtet, diese Konzentration auf ein privilegiertes Medium monieren. Dagegen wäre aber einzuwenden, dass tatsächlich die Druckschrift dominiert. Illustrierte Flugblätter mit ihrer Kombination von Text und Bild spielen kaum mehr eine Rolle. In der Bildpublizistik erleben einen Aufstieg vor allem Karten, die Schlachten veranschaulichen, allerdings auf eine Art, die einen geübten Rezipienten verlangt. Die berühmtesten Gemälde wie etwa Benjamin Wests *Der Tod des General James Wolfe in Quebec* (1770) oder Bernardo Bellottos Dresdner Ruinenbilder (*Die Ruine der Kreuzkirche, von Osten aus*

Durch Publizistik macht sich der Aufklärungsprozess unabhängig von Ort und Zeit. Jeder kann jederzeit auf alles zugreifen und es einer kritischen Überprüfung unterziehen. In diesem Sinn handelt es sich um eine Aufklärungsöffentlichkeit mit Universalitätsanspruch.

4 Eberhard Jürgen Abelmann, zit. n. Hannover im Siebenjährigen Krieg. Hannoverisches Kriegesdenkmal. Das Kriegsgeschehen in Stadt und Kurfürstentum, dokumentiert von einem Bäckermeister, Eberhard Jürgen Abelmann. Hrsg. von Hans Hartmann, Hameln 1995, S. 250.

5 Sammlung der neuesten Staats-Schriften zum Behuf der Historie des jetzigen Krieges in Teutschland auf das Jahr 1756. Bestehend in zwölf Stück und vier Nachträgen nebst einem Verzeichnis sämtlicher darinnen Piecen, und doppelten Registern. Frankfurt und Leipzig 1757; danach unter dem Titel: Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1757[-1763]. Erster Band Bestehend in achtzehn Theilen nebst einem Verzeichniß sämtlicher darinnen erhaltenen Piecen und doppelten Registern. Frankfurt und Leipzig o.J. – Im Folgenden mit der Sigle TK abgekürzt.

6 Johann Wilhelm von Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763 [1793], in: Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzungen zum Siebenjährigen Krieg. Hrsg. von Johannes Kunisch, Frankfurt/Main 1996, S. 9–513, S. 96f.

7 Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: ders., Werkausgabe, Bd. XI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I. Hrsg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt/Main 1977, S. 51–61, S. 53.

8 I. Kant, Aufklärung (Anm. 7), S. 55.

9 I. Kant, Aufklärung (Anm. 7), S. 55.

10 I. Kant, Aufklärung (Anm. 7), S. 57.

*gesehen*, 1765) entstanden erst nach dem Krieg.<sup>11</sup> Solche Darstellungen sind in ihrer Materialität zudem an das Original und damit an einen Ort gebunden, sofern sie nicht kopiert, in Serie produziert oder durch Druckgrafik verbreitet wurden. Die schon im 18. Jahrhundert wohl populärsten Bilder lieferte Daniel Chodowiecki mit seinen Kupferstichen, die ebenfalls fast alle in den Jahrzehnten nach dem Krieg erschienen. Ihre große Verbreitung verdanken sie der Kombination mit Texten in Kalendern, die seinerzeit Auflagen von 10.000 - 20.000 Exemplaren erreichten; von solchen Zahlen konnten Bücher nur träumen. Die Verbindung von Text und Druckgrafik ist aufwendig, nicht nur weil es sich um zwei verschiedene Druckverfahren handelt. Ein Kupferstich erlaubt nur etwa 3.000 Abdrucke; dann muss die Platte erneuert werden. Die Textlastigkeit der Kriegspublizistik und der Verzicht auf schmückendes Beiwerk sind Indizien für eine Beschleunigung der Kommunikation und für eine größere Breitenwirkung durch niedrigere Preise.

Die in Speichermedien fixierten Äußerungen werden in Bibliotheken und Archiven, in Galerien oder Museen gesammelt (heute natürlich im Internet). Diese Einrichtungen sorgen für eine Simultanpräsenz aller Äußerungen. Sie plausibilisieren gewissermaßen die Vorstellung einer Universalität, wie sie Kant vorgeschwebt haben mag. Solche Sammlungen reißen die Objekte jedoch aus ihren Gebrauchskontexten, um sie für neue Zusammenstellungen, für andere Kontextualisierungen zu benutzen und sei es auch nur als Beleg in einer Anmerkung. Für Historiker\*innen stellt sich die Aufgabe, aus diesen Überresten die damaligen Kontexte (der Produktion, Rezeption, Zirkulation usw.) zu rekonstruieren. Unter diesem Gesichtspunkt sind Beschränkungen einer ansonsten unbegrenzten Zirkulation besonders aussagekräftig. Wir befinden uns eben nicht ‚in einem aufgeklärten Zeitalter‘, sondern betreiben den Prozess einer Aufklärung.

Die Einschränkungen einer universal gedachten Aufklärungsöffentlichkeit lassen auf je besondere Weise ‚begrenzte‘ Medienöffentlichkeiten entstehen. Ihnen kommen wir auf die Spur, wenn wir uns vergegenwärtigen, was Kant nicht berücksichtigt hat. Gerade jene Sachverhalte, von denen er abstrahierte, sind für mein Thema relevant. So sagt Kant erstens nicht, in welcher Sprache (und in welchen Formaten) sich die Menschen verständigen. Zweitens geht er davon aus, dass die Leute lesen und schreiben können, was ja keineswegs selbstverständlich ist. Drittens nimmt er an, dass die Kommunikation der Ermittlung von Wahrheiten dient und einem rationalen Diskurs gehorcht. Viertens setzt Kant eine prinzipielle Gleichheit der Akteure voraus, die in einer ständischen Gesellschaft eher nicht gegeben ist. Fünftens ignoriert Kant das Problem, wie die Publikationen die anderen Teilnehmer erreichen. Welche Medien ermöglichen das? Welche Infrastruktur ist dazu nötig? Mit welchen Distributionsformen erreicht man wen? Aufgrund welcher Geschäftsmodelle kann das überhaupt funktionieren?

11 Joachim Rees, Krieg und Querelle. Zum Wandel des militärischen Ereignisbildes seit 1756, in: *Der Siebenjährige Krieg* (Anm. 2), S. 197–244; Doris Schumacher, *Der Siebenjährige Krieg in der bildenden Kunst. Von den Anfängen durch Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Friedrich II. bis zu den populären Illustrationsfolgen des späten 18. Jahrhunderts*, in: „Krieg ist mein Lied“ (Anm. 1), S. 240–267.

## II.

Um die Bedingungen für Öffentlichkeiten und Propaganda zu klären, müssen wir uns mit diesen fünf Aspekten beschäftigen: mit der Rolle der Sprache, den literalen Kompetenzen, den rhetorischen Strategien der Kommunikation und vor allem den spezifischen Geschäftsmodellen der Kriegspublizistik. In jeder dieser vier Hinsichten spielen asymmetrische Beziehungen, also Ungleichheiten, eine kaum zu unterschätzende Rolle.

*Erstens die Sprache*, genauer: Man muss von Mehrsprachigkeit ausgehen. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts werden in Deutschland mehr Bücher in deutscher als in lateinischer Sprache gedruckt und gehandelt. In Frankreich und England erfolgte diese Umstellung bereits einige Jahrzehnte früher. Mit der Ersetzung von Latein als internationale Gelehrtensprache durch Nationalsprachen richtete sich die Expansion des Buchhandels auf den Binnenmarkt, um die durch die nationalen Verkehrssprachen konstituierten Kommunikationsräume<sup>12</sup> zu erschließen. Mit der Sprache änderten sich die Regeln, wer dazu gehörte und wer nicht, also Inklusion und Exklusion. Unter dieser Voraussetzung ist zu erwarten, dass Herrschaftsgebiete, die mehrere Sprachräume umfassten, sich vor besondere Probleme gestellt sahen.<sup>13</sup> Zugleich entstand eine Konkurrenz zwischen den sich etablierenden Nationalkulturen um eine Führungsrolle, die in normativer Hinsicht die Moderne gegenüber dem Vorbild der Antike zu repräsentieren vermochte.

Diese Position nahm seit dem 17. Jahrhundert Frankreich ein. Die Oberschicht, vor allem die höfische Adelsgesellschaft sprach Französisch und orientierte sich an der französischen Kultur; am preußischen Hof weit mehr noch als bei den Habsburgern in Wien.<sup>14</sup> Auf französisch musste schreiben, wer eine europäische Öffentlichkeit erreichen wollte. Selbst nach dem Siebenjährigen Krieg spielte Englisch als internationale Verkehrssprache keine wichtige Rolle; der nicht zu unterschätzende Einfluss englischer Kultur bedurfte der Übersetzung.

War Französisch als Sprache des Adels sozial markiert,<sup>15</sup> erkannte man die Gelehrten am Latein. Diese internationale Verkehrssprache verlor indessen kontinuierlich an Bedeutung. Das galt jedoch nicht für den Bereich der hö-

12 Zur Rolle der Printmedien bei der Entstehung von Nationen: Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Erw. Neuausgabe, Frankfurt/Main und New York 1996.

13 Das wäre einmal exemplarisch am Habsburger Reich zu untersuchen. Markant: Nur hier gab es Mitte des 18. Jahrhunderts noch eine nennenswerte neulateinische Dichtung; in einzelnen Landesteilen war Latein noch Verwaltungssprache. Vgl. Elisabeth Klecker, *Tradition und Moderne des Herrscherlobes. Beispiele lateinischer Panegyrik für Maria Theresia*, in: *Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters*. Hrsg. von Franz M. Eybl, Wien 2002, S. 233–247.

14 Vgl. Thomas Biskup, *Friedrichs Größe. Inszenierungen des Preußenkönigs in Fest und Zeremoniell 1740–1815*, Frankfurt/Main und New York 2012.

15 Johannes Kramer, *Französisch bei Hofe und auf den Höfen. Zur sozialen Schichtung der Französismen in der deutschen Sprache des 18. Jahrhunderts*, in: *Französisch-deutscher Kulturtransfer im Ancien Régime*. Hrsg. von Günter Berger und Franziska Sick, Tübingen 2002, S. 209–218.

heren, der akademischen Bildung, die als Voraussetzung für den höheren Staatsdienst an Bedeutung gewann. Hier waren Lateinkenntnisse nach wie vor erforderlich; entsprechend darf man eine einschlägige Kompetenz bei den meisten Autoren voraussetzen. Der allergrößte Teil der Bevölkerung benutzte zur Verständigung Dialekte, deren Reichweite regional begrenzt war. Als nationale Verkehrssprache diente ein Hochdeutsch, das in erster Linie eine Literatursprache war. In den Worten des Aufklärers Christian Garve: „Die Büchersprache ist, in allen Provinzen, selbst dem Landmanne bekannter, als es die Volkssprache der einen Provinz in der andern ist.“<sup>16</sup> Wir haben es in nationaler Hinsicht mit einem Druckschriftensprachraum<sup>17</sup> zu tun, dessen Sprache erst gebildet (d. h. reguliert, diszipliniert, gepflegt) und durchgesetzt werden musste.<sup>18</sup> Bei ihrer Verbreitung spielten gelehrte Popularisierungsbemühungen eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Als Hindernis erwies sich dabei die Sprachpraxis der Gelehrten wie der Verwaltung (Kanzleisprache),<sup>19</sup> weil sie sich in Wortbildung und Syntax am Latein orientierten und damit endlos verschachtelte, aber korrekte Sätze mit hohem Fremdwortanteil produzierten.<sup>20</sup> Das erschwert das Verständnis eines erheblichen Teils der Kriegspublizistik, die zudem durch ihre typographische Gestaltung (eng gesetzte Bleiwüsten) eine geringe Attraktivität auf eine breitere Leserschaft ausstrahlten. Wollte man die größere Mehrheit der Bevölkerung erreichen, war man auf Dialekte und auf Mündlichkeit angewiesen; das beschränkte die Wirkung auf regionale oder lokale Räume. Wer hochdeutsch sprach, wurde als gebildeter Städter angesehen.

16 Christian Garve, Von der Popularität des Vortrags, in: ders., Populärphilosophische Schriften über literarische, ästhetische und gesellschaftliche Zustände. Bd. 2. Im Faksimiledruck hrsg. von Kurt Wölfel, Stuttgart 1974, S. 1039–1066, S. 1052.

17 Dieser als gemeinsam erfahrene Sprach- und Kulturraum ließ sich nicht mit den politischen Einheiten in Einklang bringen. Die (deutschsprachige) Schweiz wurde mit großer Selbstverständlichkeit als Teil der deutschen Nation begriffen, obwohl sie längst nicht mehr zum Alten Reich gehörte. Instruktiv: Daniel Fulda, Zwischen Gelehrten- und Kulturnationalismus. Die „deutsche Nation“ in der literaturpolitischen Publizistik Johann Christoph Gottscheds, in: Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität? Hrsg. von Georg Schmidt, München 2010, S. 267–291.

18 Vgl. Wolf Peter Klein, Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der *lingua barbarica* zur *Hauptsprache*, in: Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch. Hrsg. von Herbert Jaumann, Berlin und New York 2011, S. 465–516.

19 Vgl. Klaus Margreiter, Die gute Schreibart in Geschäften. Normen und Praxis der Verwaltungssprache ca. 1750–1840, in: Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Stefan Brakensiek, Corinna von Bredow und Birgit Näther, Berlin 2014, S. 137–162; Peter Wiesinger, Die Reform der deutschen Schriftsprache unter Maria Theresia. Ziele – Durchführung – Wirkung, in: Strukturwandel kultureller Praxis (Anm. 13), S. 131–140.

20 Zur Kritik an der komplizierten Syntax in Flugschriften: „Wenn dieses kein langer, geschleifter, verwirrter Period ist, so weiß ich nicht, welcher von unsern Gegnern mit diesen Beywörtern belegt werden könne. Ich zittere, daß ich ihn zergliedern soll. Lieber will ich ihn in seiner Vollkommenheit ganz lassen.“ (Erinnerung des Preßbengels an seinen Buchdrucker-Gesellen wegen seines Schreibens über die Schriften der Preußischen Publicisten. 1757, in: TK 1757.2, Nr. 234, S. 443–471, S. 452).

Die Partizipation an der literarischen Kultur setzte *zweitens* eine *Alphabetisierung*<sup>21</sup> voraus, genauer: eine Literalisierung, weil es ja um weit mehr als um das Buchstabieren ging. Ob die Signierfähigkeit, die als Indikator für die Alphabetisierung dient, ausreicht, um Zeitungen oder Flugschriften zu lesen, darf bezweifelt werden. Es erforderte eine zumindest rudimentäre Bildung, die nicht unbedingt schulisch vermittelt sein musste. Wie hoch der Anteil der Bevölkerung war, der um 1750 an der Printkultur teilhatte, ist schwer zu sagen: Es gab deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen den Geschlechtern und Konfessionen, zwischen armen und reichen Gegenden, zwischen Nord und Süd.

Als in vollem Umfang literalisiert darf indessen die (adlige, gelehrte, bürgerliche) Oberschicht gelten. Das Potential für eine Ausweitung literarischer Kommunikation darf man jedoch nicht unterschätzen. Es zu erschließen, war die schwierige Aufgabe. Entsprechend waren viele Printprodukte im 18. Jahrhundert an „Gelehrte und Ungelehrte“ oder an „Leser aus allen Ständen“ adressiert. Das darf man aber nicht so verstehen, dass Ungelehrte und alle Stände lasen, sondern dass es Leser\*innen unter den Ungelehrten und in allen Ständen gab. Die Ausweitung des Publikums war zunächst ein mühseliges Geschäft, das jedoch im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, also *nach* dem Siebenjährigen Krieg eine hohe Eigendynamik entwickelte.

Lesen ist das eine, Schreiben das andere. Die Autorschaft scheint auf den ersten Blick anspruchsvoller zu sein. Jedoch ist zu bedenken, dass man in der Frühen Neuzeit sowohl im Schul- als auch im Universitätsunterricht das formgerechte Schreiben lernte, während in der Moderne („nach 1800“) sich die Ausbildung auf das Lesen und das Textverständnis konzentriert.<sup>22</sup> Der Unterricht erfolgte im Rahmen der Rhetorik, die am Redner ausgerichtet war, nicht am Hörer. Als vorbildliche Muster dienten in der Regel antike oder französische Klassiker. Wenn etwa *Das bedrängte Sachsen*<sup>23</sup> in einer Flugschrift seine Lage in Alexandrinern beklagte, dann wurde ein Versmaß benutzt, das für die hohe Literatur (Tragödien, Epen) charakteristisch war. Solche Formentscheidungen verweisen auf den gelehrten Kontext. Erst die Kommerzialisierung des Buchmarktes wird diesen gelehrten Kommunikationszusammenhang auflösen, genauer gesagt: sie wird ihn öffnen. Jürgen Habermas hat

21 Vgl. Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Hans Erich Bödeker und Ernst Hinrichs, Tübingen 1999; Ernst Hinrichs, Alphabetisierung. Lesen und Schreiben, in: Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Hrsg. von Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach, Köln, Weimar und Wien 2004, S. 539–561; Reiner Prass, Alphabetisierung in Frankreich und Deutschland. Überlegungen zu differenzierenden Grundlagen scheinbar gleicher Entwicklungen, in: Jenseits der Diskurse. Aufklärungspraxis und Institutionenwelt in europäisch komparativer Perspektive. Hrsg. von Hans Erich Bödeker und Martin Gierl, Göttingen 2007, S. 25–48.

22 Heinrich Bosse, Dichter kann man nicht bilden. Die Veränderung der Schulrhetorik nach 1770 [1978], in: ders., Bildungsrevolution 1770–1830. Hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, S. 193–236; Steffen Martus, Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild, Berlin 2015.

23 *Das bedrängte Sachsen*, o.O. 1757.

darauf nachdrücklich hingewiesen.<sup>24</sup> Damit veränderte sich die Rolle der Rezipienten. In ökonomischer Hinsicht gewannen sie als Käufer, als Konsumenten an Gewicht. Als lesendes Publikum darf man es sich nicht länger als einen einfachen Resonanzraum rhetorischer oder propagandistischer Strategien denken. Gerade die Fülle propagandistisch-parteilicher Literatur im Siebenjährigen Krieg drängte auf eine Aktivierung des Lesers. Er musste lernen, kritischer mit den angebotenen Informationen umzugehen.

In den Worten eines zeitgenössischen Beobachters: „Man siehet daraus, daß die Zeitungen vor 60 Jahren schon eben das waren, was sie ietzo sind, nämlich eine Mischung von Wahrheit und Lügen, ohne, daß denen meisten Zeitungsschreibern selbst viel dabey zur Last geleet werden kann. Die wahren Nachrichten, sie kommen von dieser oder jener Seite, haben darinnen eine gewisse Hülle um sich, indem auf der einen Seite zu wenig, auf der andern Seite zu viel gesagt wird. Man hat hier die Körner mit sammt der Spreu. Ein vernünftiger Leser weiß die Körner schon abzusondern. Die leichte Spreu wird von dem Winde leicht weggetrieben. [...]“<sup>25</sup>

*Drittens die Rhetorik.*<sup>26</sup> Kant schätzte sie überhaupt nicht. Ihre Bedeutung ist aber im 18. Jahrhundert kaum zu überschätzen. Sie lehrt, angemessen und erfolgreich zu kommunizieren. Es geht dabei immer um eine zu erzielende Wirkung. Man will etwas erreichen, Gefühle erregen, jemanden überzeugen oder überreden. Da eine solche strategische Kommunikation als normal angesehen wurde, bereitet es Schwierigkeiten, davon Propaganda klar abzugrenzen. Es ist ein Leichtes, z. B. an der Berichterstattung über Schlachten zu zeigen, dass die eigenen Verluste gering veranschlagt, die Gewinne übertrieben wurden. Ein Faktencheck geht aber an der Sache vorbei. Solche Berichte verfolgten eine politische Absicht, die klug oder auch weniger klug sein konnte. Die „Staatsklugheit“ konnte nämlich geradezu die Beschönigung einer Niederlage erfordern, „wenn der Unglücksfall in dem Credit der Nation einen Einfluß hat, und wenn es nöthig ist, dem Volke und denen Bundesgenossen einen Muth zu ma-

**Immanuel Kant schätzte die Rhetorik überhaupt nicht. Ihre Bedeutung ist aber im 18. Jahrhundert kaum zu überschätzen. Sie lehrt, angemessen und erfolgreich zu kommunizieren. Es geht dabei immer um eine zu erzielende Wirkung.**

chen, oder sie auf der Parthey standhaft zu erhalten.“<sup>27</sup>

Die Rhetorik fungiert als eine allgemeine Kommunikationstheorie. Sie basiert auf struktureller Mündlichkeit. Ungeachtet der Schrift und des Buchdrucks geht man vom Modell einer Rede vor einem anwesenden Adressaten aus.<sup>28</sup> Das Publikum wird daher nicht als anonym und heterogen gedacht, sondern als homogen und vertraut. Man kennt sich; deshalb lässt sich die Wirkung berechnen. Vorausgesetzt werden in sich geschlossene Kreise, die nach bestimmten Diskursregeln mit-

einander verkehren, etwa am Hof oder in der Gelehrtenrepublik. Eine Gleichheit aller Teilnehmer wird gerade nicht vorausgesetzt; vielmehr besteht eine große Sensibilität für Rangunterschiede und soziale Hierarchien. Es geht immer um eine angemessene Kommunikation, die sich den Erfordernissen einer stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft anzupassen weiß.

### III.

Schließlich *viertens* die Ökonomie. Schriften im Druck zu vervielfältigen, setzt Arbeitsteilung und Kooperation voraus. Der Federkrieger benötigt einen Drucker, der häufig zugleich auch Verleger und Buchhändler ist. In technischer Hinsicht hat sich in diesem Metier seit Gutenbergs Erfindung im 15. Jahrhundert verhältnismäßig wenig verändert. Entscheidende Neuerungen setzen sich erst nach dem Siebenjährigen Krieg durch, zunächst in England, dann auch in Deutschland. Der Strukturwandel, um den es im Folgenden geht, kann also nicht technologisch im Rückgriff auf eine mediale *hard ware* erklärt werden. Eine größere Aufmerksamkeit verdienen dagegen die Geschäftsmodelle, an denen sich Herstellung und Vertrieb von Printmedien orientieren.

Schriften im Druck zu vervielfältigen kostet.<sup>29</sup> Für die Kalkulation sind die wichtigsten Posten: Satz, Druck, Papier und der Vertrieb. Für die Höhe der Kosten sind unterschiedliche Aspekte zu berücksichtigen. Für den Satz spielen der Umfang (die Menge der Zeichen) und der Schwierigkeitsgrad (Typographie) eine maßgebliche Rolle, für den Druck und das Papier ebenfalls der Umfang und die Auflagenhöhe, für den Vertrieb vor allem Porto (Gewicht, Entfernungen) und die Handelskonditionen. Je nach Umfang,

24 Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied 1962 (mit neuem Vorwort: Frankfurt/Main 1995). Vgl. dazu auch Andreas Gestrich, Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994; „Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert. Hrsg. von Hans-Wolf Jäger, Göttingen 1997.

25 Johann Heinrich Gottlob von Justi, Erörterung der Frage: Ob es nach den Regeln der Staatskunst ratsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten, Göttingen 1757, S. 8 (auch in: *TK 1757.3*, Nr. 353). – Die skeptische Haltung gegenüber den Zeitungsmeldungen bestätigt: Miriam Müller, *On dit*. Die Nachrichtenrezeption des Krefelders Abraham ter Meer im Siebenjährigen Krieg, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* H. 215 (2012), 73–96.

26 Immer noch grundlegend: Wilfried Barner, Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen 1970 (2013).

27 J.H.G. von Justi, Erörterung der Frage (Anm. 25), S. 9. – Hier wird übrigens deutlich, was sonst eher selten thematisiert wurde, dass man als primäre Adressaten öffentlicher Verlautbarungen die Finanzmärkte im Blick haben sollte.

28 Insofern ist die Rhetorik eine Kommunikationstheorie für Gesellschaften, die wesentlich auf Interaktion unter Anwesenden basieren; vgl. Rudolf Schlögel, Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, Konstanz 2014.

29 Vgl. zum Folgenden die sehr informativen Monographien von Karl Tilman Winkler, *Handwerk und Markt. Druckerhandwerk, Vertriebswesen und Tagesschrifttum in London 1695–1750*, Stuttgart 1993; ders., *Wörterkrieg. Politische Debattenkultur in England 1689–1750*, Stuttgart 1998.

Auflagenhöhe und Verbreitungsgebiet verschieben sich die Relationen zwischen den Kostenfaktoren: Bei hohen Auflagen sinkt der Anteil der Satzkosten, während der Papierpreis an Bedeutung gewinnt. Bei der Belieferung eines weiträumigen Absatzgebietes steigen die Transport- und damit die Vertriebskosten.

Besonders gering sind unter diesen Bedingungen die Kosten für kurze Texte in kleinen Auflagen für einen lokalen bzw. regionalen Markt. Genau dieses Segment dürfte unter den uns interessierenden Schriften besonders stark vertreten gewesen sein. Es ist weiter davon auszugehen, dass die Buchhändler sehr vorsichtig kalkulierten, um im Bedarfsfall nachzudrucken. Auf einen hohen Absatz zu spekulieren, war dagegen ein höchst riskantes Geschäft. Für England hat

Tilman Winkler zwischen Kleinstauflagen (130–550 Exemplare), einem Normalmarkt (500–1.500 Exemplare) und einem Bestsellermarkt (ab 1.000, eher 2.000 Exemplare als Startauflage) unterschieden.<sup>30</sup> Für Kalender, Schulbücher und Ratgeberliteratur wie für Zeitungen und Zeitschriften gelten andere Regeln. Von einem Massenmarkt (d. h. von Massenmedien) im modernen Sinne sind wir noch sehr weit entfernt. Wie kann unter diesen Bedingungen Propaganda oder Kriegspublizistik funktionieren? Was

motiviert die Autoren, wenn sie nicht mit (nennenswerten) Honoraren rechnen dürfen? Wie lassen sich in solchen Verhältnissen Kooperation und Finanzierung zu tragfähigen Geschäftsmodellen verbinden?

Unter diesem Gesichtspunkt lohnt es sich, verschiedene Gattungen von Propagandaschriften im Hinblick auf ihre Geschäftsmodelle einmal genauer anzuschauen. In welcher Form organisiert man jeweils die Produktion und den Vertrieb der Schriften? Und wer trägt die Kosten? Als Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen kann die Typologie der Staatsschriften dienen, die Johann Friedrich Seyfert 1757 in einer Flugschrift vorschlägt.<sup>31</sup> Er unterscheidet drei Gattungen: Bei der ersten ist der Staat (der Regent, die Regierung) gewissermaßen der Autor, in dessen Namen Minister oder Beamte Texte verfassen. Bei der zweiten werden Gelehrte (Staatswissenschaftler) von der Regierung mit dem Abfassen von Schriften beauftragt, die aber unter ihren Namen erscheinen und nicht unter dem des Auftraggebers. Die dritte Sorte von Staatsschriften stammt von Schriftstellern, die aus eigener Motivation tätig werden. Als ein viertes Geschäftsmodell müssen wir noch die Zeitungen hinzufügen, die eine gewichtige Sonderrolle spielen. Sie werden übrigens in der Erörterung von Seyfert nicht einmal erwähnt.

Wenig spektakulär ist das erste Geschäftsmodell, weil es unsere Erwartungen über politische Propaganda am ehes-

ten bestätigt. Alles befindet sich mehr oder minder in einer Hand, die zudem über erhebliche organisatorische und finanzielle Ressourcen verfügt. Eine Regierung beauftragt ihre Beamten, einschlägige Texte zu verfassen, wenn es nicht sogar die Minister oder der Regent selber machen. Es handelt sich um autorisierte Schriften, die vor ihrer Publikation oft mehrere Kontrollen durchlaufen. Diese Autorität schützt vor ‚unberufener‘ Kritik. Dafür war die Gegenpartei zuständig: ein Streit unter großen Herren.

Die Vervielfältigung konnte über eine staatliche Druckerei erfolgen. Im 18. Jahrhundert bediente man sich jedoch eher privilegierter Hofbuchdruckereien, so dass deren Professionalität in der Herstellung und im Vertrieb genutzt werden konnten. Damit wurde auch ein Teil des Risikos auf den Buchhändler übertragen. In vielen Fällen rechnete sich die Publikation von Staatsschriften für die Hofbuchdrucker nicht, aber durch die mit solchen Aufträgen zumeist verbundenen Privilegien (etwa das Monopol für den Druck von Kalendern oder Schulbüchern) erwies sich das Geschäft als profitabel. Als herausragendes Beispiel dafür kann in Wien Thomas Trattner dienen, der in kurzer Zeit zum größten und reichsten Buchhändler im Habsburger Reich aufstieg.<sup>32</sup>

Adressat der überwiegenden Mehrzahl der Staatsschriften im Siebenjährigen Krieg war in Deutschland nicht die eigene Bevölkerung, sondern die Reichsöffentlichkeit, d. h. die anderen Regenten im Alten Reich. Das erleichterte die Distribution, denn der permanente Reichstag in Regensburg diente als Nachrichtendrehscheibe.<sup>33</sup> Man verteilte die Publikationen an die dort versammelten diplomatischen Vertreter, die sie dann an ihre Höfe weiterleiteten. Preußens Versuch zu Beginn des Krieges, den Konflikt mit Wien als Religionskrieg zu deuten, zielte vermutlich in erster Linie auf den Reichstag, um sich dort den Beistand aller protestantischen Mächte zu sichern – allerdings ohne Erfolg.

Bei dem ersten Geschäftsmodell unterliegen alle Glieder der Kette von der Produktion über den Druck bis zur Verbreitung weitgehend einer zentralen Steuerung, so dass man von einer absolutistischen Öffentlichkeit oder einem publizistischen Kabinettskrieg sprechen könnte. Verschiedenste Textsorten<sup>34</sup> ermöglichten es geübten Federn, raffinierte taktische und strategische Manöver zu vollführen, die ein ebenso disziplinierter Gegner genau beobachtete, um darauf mit seinen Truppen zu reagieren. Solche Staatsschriften „im Namen der Höfe [riefen] die Gegenantworten, Gegenvorstellungen, rechtlichen Beleuchtungen oder Prüfungen“<sup>35</sup> der anderen Höfe hervor. In diesem „Austausch von Argumenten in Schriftform [trug man] der Verrechtlichung und

32 Ursula Giese, Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber, in: Archiv für Geschichte des Buchhandels 3 (1961), Sp. 1013–1454; Johannes Frimmel, Das Verlagswesen zur Zeit Maria Theresias, in: Die Repräsentation Maria Theresias. Herrschaft und Bildpolitik im Zeitalter der Aufklärung. Hrsg. Werner Telesko, Sandra Hertel und Stefanie Linsboth, Wien, Köln, Weimar 2020, S. 269–274.

33 Vgl. Susanne Friedrich, Drehscheibe Regensburg. Das Informations- und Kommunikationssystem des Immerwährenden Reichstags um 1700, Berlin 2011.

34 Capitulation, Circular-Schreiben, Conclusium, Convention, Deduction, Hof-Decret, Manifest, Memoire, Patent, Pro-Memoria, Reichs-Gutachten, Relation, Rescript usw.

35 [J.F. Seyfert], Beantwortung dreier wichtiger Staats-Fragen (Anm. 3), S. 3.

Selbst wenn die Kabinette die Gravitationszentren der politischen Propaganda bildeten, so übten sie doch keine vollständige Kontrolle über die Kommunikation aus. Das lag allein schon daran, dass Botschaften eine Tendenz zur Verselbstständigung haben.

30 K.T. Winkler, Wörterkrieg (Anm. 29), S. 128–136.

31 [J. F. Seyfert], Beantwortung dreier wichtiger Staats-Fragen (Anm. 3).

der Diskussionskultur im Reichssystem Rechnung<sup>36</sup>. Allerdings agierte hier vor allem eine relativ kleine ständische Funktionseelite. Wenn der Regent die eigene Bevölkerung erreichen wollte, so geschah das kaum über das Printmedium. Vielmehr nutzte er dafür die Infrastruktur der Kirche, indem er Festgottesdienste und Predigtthemen verordnete. Auf diese Weise wurde das zahlenmäßig größte Publikum angesprochen.<sup>37</sup>

Selbst wenn die Kabinette die Gravitationszentren dieser politischen Propaganda bildeten, so übten sie doch keine vollständige Kontrolle über die Kommunikation aus. Das lag allein schon daran, dass Botschaften in Speichermedien eine Tendenz zur Verselbstständigung haben, weil nicht auszuschließen ist, dass sie auch in anderen als den intendierten Kontexten auftauchen. Verbreitet wurden die Staatsschriften zudem über Zeitungsnachrichten. Bei einigen dieser Regierungserklärungen konnte man jedoch mit einer deutlich größeren Resonanz rechnen. Das gilt etwa für die Texte, mit denen Friedrich II. 1756 den Angriff auf Sachsen legitimierte. Dass der französische Originaltext häufiger aufgelegt wurde als seine deutsche Übersetzung (acht zu fünf),<sup>38</sup> sagt etwas aus über die Rezipienten.

Auch das zweite Geschäftsmodell entspricht noch unseren Erwartungen. Die Regierung „kauft“<sup>39</sup> sich wissenschaftliche Expertise, indem sie Gelehrte oder Staatsmänner beauftragt, juristische Gutachten oder politische Stellungnahmen zu verfassen. Es ist zu vermuten, dass die Regierungen (wenigstens zum Teil) die Kosten für Herstellung und Vertrieb übernahmen. Auch hier handelte es sich um einen Spezialdiskurs, der weitgehend von einer kleinen Funktionseelite getragen wurde. Man kann von verdeckter Propaganda sprechen, weil die Auftraggeber nicht erwähnt wurden, um den Eindruck einer unparteilichen<sup>40</sup> Äußerung zu erwecken.

Die Texte erschienen als Beiträge zu einer gelehrten Kommunikation. Das hatte zur Folge, dass sie eine stärkere Kritik durch die anderen Gelehrten erfuhren, da die argumentative und polemische Auseinandersetzung zur Verfassung der *respublica litteraria* gehörte. Für den Autor ging es hier um seine Reputation als Gelehrter. Für die Kabinette (Höfe) ergab sich die Gelegenheit, die Tragfähigkeit von Behauptungen und Begründungen auszutesten, ohne direkt involviert zu sein. Damit unterwarf man sich aber den Regeln einer gelehrten Kommunikationspraxis, die einem sehr viel langsameren Zeitrhythmus gehorchte. Das hing unter anderem mit der Verbreitung der Schriften zusammen, die hier der Buchhandel übernahm und der in der Frühen Neuzeit besondere Praktiken ausgebildet hatte.

36 Antje Fuchs, Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg an Beispielen aus Preußen, Österreich, Kurhannover und Großbritannien, in: Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa. Hrsg. von Franz Brendle und Anton Schindling, Münster 2006, S. 313–343, S. 328.

37 Vgl. Johannes Birgfeld, Kirche und Krieg im 18. Jahrhundert. Überlegungen zum Verhältnis von Kriegspredigt, Kriegsgebet, Staat und Literatur, in: Krieg und Frieden (Anm. 1), S. 525–544.

38 Vgl. A. Fuchs, Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg (Anm. 36), S. 329.

39 ‚Kaufen‘ ist nicht ganz korrekt, da es durchaus als eine Pflicht oder Ehre empfunden wurde, wenn ein Gelehrter mit einem solchen ‚Wunsch‘ seines Herrschers konfrontiert wurde.

40 Die häufige Verwendung dieses Adjektivs in den Titeln von Flugschriften erregt Misstrauen.

Um die Risiken bei der Vermarktung gelehrter Schriften zu minimieren, hatte sich im Zwischenhandel eine Tauschpraxis etabliert.<sup>41</sup> Auf den Messen, die im europäischen Raum zeitlich aufeinander abgestimmt stattfanden, wurde Druckbogen gegen Druckbogen getauscht, so dass die Bücher über große geographische Entfernungen hinweg die verstreuten Mitglieder der Gelehrtenrepublik erreichen konnten. Erst im Endverkauf wurde Geld eingezogen. Diese über einen längeren Zeitraum sehr effiziente Praxis setzte voraus, dass alle Publikationen in etwa gleichwertig und damit konvertibel waren (wie Bildungsabschlüsse im Bolognaprozess) und dass es sich um relativ langlebige Güter handelte, denn diese Distributionsform war zeitaufwendig.<sup>42</sup>

Vor allem aber prägte der Tauschhandel die Infrastruktur dieses Wirtschaftszweigs, weil er von einem Buchhändler verlangte, zugleich als Verleger und Buchdrucker tätig zu sein, um die für den Tausch nötigen Waren selber zu produzieren. In diesem geschlossenen System galten für auf Aktualität zielende Gelegenheitsschriften wie z. B. Propagandatexte etwas andere Regeln. Hier spielte der Barverkauf (gegen Geld) eine sehr viel größere Rolle, d. h. die Nachfrage wurde zum bestimmenden Faktor. Das führte keineswegs automatisch zu höheren Auflagen. Der Vorteil bestand eher darin, flexibler auf lokale und regionale Märkte sowie auf spezielle Publikumsinteressen reagieren zu können.

#### IV.

Damit eröffnete sich ein Raum für unser drittes Geschäftsmodell. Als Autoren treten hier Schriftsteller auf, die aus eigener Initiative handeln. Seyffart unterstellt ihnen Ehrgeiz, Eigennutz und Leidenschaft, doch diese anthropologische Motivation, so zutreffend sie auch sein mag, erklärt wenig. Auch eine soziale Verortung der Autoren hilft nicht viel weiter, weil es sich in der Regel um akademisch sozialisierte Gelehrte handelte, bei denen allerdings auffällt, dass sie besonders häufig in der prekären Phase zwischen Studium und fester Anstellung publizierten. Gerade diese Gruppe vom Staat mehr oder weniger unabhängiger Schriftsteller ist für uns besonders interessant, weil ihre Produktion in ihren Inhalten und Formen deutlich vielfältiger war.

Es handelte sich um Gelegenheitsschriften, die auf aktuelle Ereignisse, Debatten und Konjunkturen reagierten.<sup>43</sup> Auch hier lohnt es, auf die Ökonomie zu achten. Es ist anzunehmen, dass sehr viele dieser Gelegenheitsschriften mit keinem großen Absatz rechnen konnten. In Form und Inhalt lehnten sie sich oft an die Staatsschriften an. Sie beteiligten sich an den gelehrten Disputen. Sie verbreiteten Siegesmeldungen in

41 Vgl. Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991; Julia Bangert, Buchhandelssystem und Wissensraum in der Frühen Neuzeit, Berlin und Boston 2019.

42 Das spielte für gelehrte Werke keine große Rolle, die über Jahrzehnte, z.T. über Jahrhunderte hinweg immer wieder neu aufgelegt wurden.

43 So teilt J.H.G. von Justi mit, dass er den Wünschen der Leser folge und „jetzo lieber Abhandlungen über verschiedene Fragen der Staatsklugheit [schreibe], die mit der Beschaffenheit der Zeiten Verwandtschaft haben, [...] als wenn ich ihnen Porcellan zu machen, Holz zu pflanzen, oder die Leinwand auf Holländische Art zu bleiben lerne“ (Erörterung der Frage [Anm. 25], S. 3).

Form von Gedichten und gedruckte Versionen von Predigten. Hohe Auflagen waren damit kaum zu erzielen. Die Honorare dürften folglich eher gering gewesen sein.

Worin lag dann der Gewinn für die Schriftsteller? Was motivierte ihn zum Engagement? Um diese Frage zu beantworten, lohnt ein kleiner Ausflug in die Gefilde der großen Politik, der uns Aufschlüsse über dieses dritte Geschäftsmodell liefern kann.

1760 gelang der französischen Regierung ein Propagandacoup.<sup>44</sup> Jedenfalls darf man wohl davon ausgehen, dass sie es war, die dafür sorgte, dass in Amsterdam eine dreibändige Ausgabe der poetischen Werke Friedrichs II. erschien. Schon allein aufgrund der Prominenz des Verfassers, mehr noch wegen des skandalösen Inhalts stießen die Bände auf sehr großes Interesse beim Publikum. Schnell waren mehrere Auflagen verkauft. Um einen propagandistischen Erfolg im Sinne des französischen Hofes handelte es sich, weil der preußische König sich in seinen Texten sehr abfällig und anzüglich über seine Verbündeten äußerte und sich geradezu als Religionsspötter und Libertin präsentierte. Damit diskreditierte er sich und seine Verbündeten bzw. Sympathisanten in Frankreich und besonders in England, von dessen finanzieller Unterstützung er abhängiger als je zuvor war. Dem konnte die preußische Regierung wenig entgegenzusetzen. Sie beschränkte sich auf die Behauptung, dass eine mit Verfälschungen operierende, eben nicht autorisierte Ausgabe publiziert worden sei, auf sie dann mit einer eigenen („gereinigten“) Version antwortete.

Doch nicht nur in politischer Hinsicht ist diese Propagandaaktion aufschlussreich, sondern ebenso im Hinblick auf den Umgang mit Texten. Der Versailler Hof sorgte nämlich „nur“ für die Veröffentlichung der Werkausgabe und überließ deren Verbreitung dem internationalen Buchmarkt. Für die Regierung entstanden keine Kosten, während der Buchhandel sogar erheblich profitierte, ebenso wie die Zeitungen und Zeitschriften, die ausführlich über diesen Vorgang und die skandalösen Stellen berichteten. Die Propaganda bediente sich hier des kommerziellen Marktes für Bücher und Nachrichten, indem sie Texte in dieses Mediensystem einspeiste. Dieses Geschäftsmodell unterscheidet sich signifikant von jenem, in dem die Werkausgabe zehn Jahre zuvor erstmals erschien. Friedrich II. hatte nämlich nicht nur seine eigenen poetischen Werke selbst zusammengestellt und in sehr geringer Anzahl drucken lassen, sondern war ebenso für deren Distribution verantwortlich. Nur sehr wenige ausgewählte Personen aus seinem engsten Umkreis („Freunde“) erhielten die Bände von ihm jeweils mit der Verpflichtung, den Inhalt vertraulich zu behandeln, d. h. geheim zu halten. Im Falle eines Todes sollten die Bücher wieder an den König zurückgehen, der sich im Arkanbereich der Macht als Literat präsentierte. In den Besitz seiner Werke gelangte man folglich nur durch eine besondere Gunst des Herrschers. Die Distribution der Publikation folgte der Logik des Gabentausches.<sup>45</sup> Wer die Ausgabe erhielt, wurde für seine (auch zukünftigen) Dienste und Loyalitäten ausgezeichnet. Zugleich

versuchte der König auf diese Weise die absolute Kontrolle über seine Texte zu wahren – letztlich vergeblich.

Der Gabentausch funktioniert nicht nur von oben nach unten, sondern er wird – weit häufiger noch – von unten nach oben praktiziert. Es geht dann darum, anderen eine Gunst zu erweisen, um dafür eine andere zu empfangen. Das entspricht sowohl der Logik eines reziproken Austausches in der Gelehrtenrepublik wie der asymmetrischen Beziehungen bei Hofe. In der Regel wird von unten mehr investiert – und von oben weniger gespendet. Zu vermuten ist, dass ein großer Teil der Gelegenheitsschriften in diesem Modus operierte. Die Autoren produzierten Texte, um mit solchen Leistungsnachweisen auf eigene Kompetenzen aufmerksam zu machen und die eigenen Qualitäten im Wettbewerb mit anderen zu bezeugen.

Da dieser Konkurrenzkampf in einem durch Klientel- oder Patronagebeziehungen<sup>46</sup> bestimmten Rahmen stattfand, war es empfehlenswert, die herrschenden Diskursregeln zu beachten. Anders gesagt: Man ahmte die gängigen Formate und Muster nach und suchte sie zu überbieten: *imitatio et aemulatio*. Insofern kreiste der größte Teil der Gelegenheitsschriften um die Gravitationszentren höfischer Politik und Gelehrsamkeit. Das war eine Erfolgsbedingung in diesem dritten Geschäftsmodell. Die Schriftsteller verhielten sich systemkonform, solange sie auf höherstehende Patrone zielten und nicht auf ein zahlendes Publikum.

Die Kommerzialisierung des Buchmarkts eröffnete Freiräume, wenn Honorare gezahlt wurden, von denen Autoren leben konnten. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war eine solch prekäre Existenz eines ‚freien‘ Schriftstellers jedoch keineswegs erstrebenswert. Vielmehr bemühten sich die meisten Autoren um eine feste Anstellung im Staats- oder Kirchendienst. Mit ihren Diskursbeiträgen und ihren gedruckten Predigten bewarben sie sich um ein Amt oder eine Beförderung oder auch nur, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Damit trugen sie zur Propaganda wie zum Ausbau des Printmarktes und der dafür nötigen Infrastruktur bei. Gemäß der Logik dieses dritten Geschäftsmodells kam es jedoch nicht auf große Verkaufserfolge an, vielmehr erfüllten selbst kleinste Auflagen den Zweck, sich gedruckt zu sehen. Im Hinblick auf die entstehenden Kosten waren Kleinstauflagen eben weit weniger riskant. Selbst auf das Honorar konnte man verzichten, selbst ein eigener ‚Druckkostenzuschuss‘ konnte sich für einen Autor lohnen, wenn er damit einen Wettbewerbsvorteil erzielte. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, dass manche Predigt mehr Zuhörer fand als ihr Druck Leser; aber in gedruckter Fassung dürfte sie ‚exklusivere‘ Rezipienten erreicht haben.

Welche Karrieren unter Patronage-Bedingungen möglich waren, lässt sich an einem ungewöhnlichen Beispiel veranschaulichen.<sup>47</sup> Anna Louisa Karsch stammte aus ärmsten Verhältnissen. Sie verfügte über die außergewöhnliche, geradezu geniale Fähigkeit, aus dem Stegreif Gedichte zu

46 Vgl. H. Bosse, Dichter kann man nicht bilden (Anm. 22), S. 211.

47 Vgl. die Autobiographie in den „Vier Briefe[n] an J.G. Sulzer“, in: Anna Louisa Karschin, Gedichte und Lebenszeugnisse. Hrsg. von Alfred Anger, Stuttgart 1987, S. 5–32. – Vgl. Guido Heinrich, Leibhaftige Ästhetisierung und mediale Endwertung. Die Rezeption der Kriegsliteratur Anna Louisa Karschs in Berlin, Halberstadt und Magdeburg, in: „Krieg ist mein Lied“, S. 137–176.

44 Vgl. zum Folgenden Th. Biskup, Friedrichs Größe (Anm. 14), S. 117ff.

45 Zur Bedeutung des Gabentausches im damaligen Nachrichtengeschäft vgl. Heiko Droste, Das Geschäft mit Nachrichten. Ein barocker Markt für soziale Ressourcen, Bremen 2018.

schreiben. Man musste ihr dazu lediglich ein Thema, ein paar Wörter oder Phrasen vorgeben, um in kurzer Zeit formvollendete Verse von ihr zu erhalten. Mit gedruckten Gelegenheitsgedichten über Stadtbrände und die Siege von Friedrich II.<sup>48</sup> erregte sie Aufmerksamkeit und fand Gönner, die mit Präsenten nicht geizten, zunächst unter den Landgeistlichen, dann in adligen Kreisen und am Hofe der preussischen Königin. Schließlich wurde sie sogar von Friedrich II. empfangen, dem sie das Versprechen abringen konnte, ihr ein Haus zu schenken; nach langem Drängen wurde diese Zusage von König Friedrich Wilhelm II. eingelöst. In literarischen Kreisen galt diese Dichterin als ein bewundertes Naturgenie, das durch ihr ‚ingenium‘ neueste Dichtungstheorien bestätigte. Auf dem Buchmarkt hatte sie dagegen weit weniger Erfolg.

## V.

Wenn Seyfert in seiner Typologie der Autoren von Staatsschriften die Zeitungsschreiber nicht berücksichtigt hat, dann mochte es daran liegen, dass Zeitungen ihr eigenes (ein viertes) Geschäftsmodell hatten. Zeitungen waren ein Kind der Post, und das unterschied sie von Zeitschriften und Journalen, die als Periodika im Rahmen der *respublica litteraria* entstanden.<sup>49</sup> Entsprechend wenig wurden deshalb die Zeitungen in der traditionellen Buchhandelsgeschichte berücksichtigt. Zeitungen dienten der Verbreitung von Nachrichten, deren Mitteilung zunächst über Briefe erfolgte, die dann an den Knotenpunkten der Postwege gebündelt und durch den Druck vervielfältigt wurden. Deshalb spielt hier das Postnetz eine zentrale Rolle.<sup>50</sup> Diese Herkunft bestimmte die Aufmachung der Zei-

tungen noch Mitte des 18. Jahrhunderts. Anstelle von Schlagzeilen standen Orts- und Datumsangaben, die sich jeweils auf die Herkunft der Nachrichten, dem Ort des Korrespondenten, bezogen und nicht auf das berichtete Geschehen.<sup>51</sup> Neuigkeiten aus Indien konnte man daher unter Lissabon oder Halle finden, weil dort entsprechende Informationen eingetroffen waren.

Die Nachrichten wurden in der Reihenfolge ihres Eintreffens in der Redaktion abgedruckt, nicht nach der Chronologie der Ereignisse oder gar im Hinblick auf ihre Relevanz. Diese Praxis diente der Authentifikation. Sie sagt zugleich etwas über Postverbindungen aus, über Entfernungen und Geschwindigkeiten. Im Schnitt lagen die Ereignisse, über die berichtet wurde, etwa vierzehn Tage zurück. Reitende Boten, Briefe und Gerüchte waren schneller. Der Vorteil der Zeitungen bestand weniger in der Aktualität, als vielmehr in der gleichförmigen Verbreitung eines Nachrichtenflusses. Damit stellte dieses Medium einen sich beständig aktualisierenden Kenntnisstand über die Weltbegebenheiten her.<sup>52</sup> Deshalb kann man von einer Medienre-

alität sprechen, die als generalisierter Referenzrahmen für die Kommunikation dienen konnte. In diesem Sinne finden sich in den Briefen der Zeitgenossen häufig Verweise auf Zeitungslektüre, die damit ein Wissen als allgemein bekannt unterstellten, um daran weitere Informationen oder Kommentare anzuschließen. Briefe und Zeitungen kamen mit der gleichen Post.<sup>53</sup>

Aufgrund ihrer periodischen Erscheinungsweise, häufig an den zwei oder drei Posttagen in der Woche, waren die Zeitungen einer deutlich stärkeren Kontrolle ausgesetzt als etwa Flugschriften. Staatliche Zensur war die Regel, und ihre Berechtigung wurde im 18. Jahrhundert kaum bestritten. Zur Kontrolle des Nachrichtenflusses dienten zudem Einfuhrverbote fremder („ausländischer“) Zeitungen. Doch das konnte die Verbreitung von Informationen nur bedingt

**Aufgrund ihrer periodischen Erscheinungsweise, häufig an den zwei oder drei Posttagen in der Woche, waren die Zeitungen einer deutlich stärkeren Kontrolle ausgesetzt als etwa Flugschriften. Zensur war die Regel, und ihre Berechtigung wurde im 18. Jahrhundert kaum bestritten.**

und Medienrevolution in der Frühen Neuzeit, in: Das Mediensystem im Alten Reich, S. 39–57.

48 Freudige Empfindungen redlicher Herzen, die, wegen des verliehenen herrlichen Sieges dem Höchsten Dank opferten, welche Se. Königl. Majest. von Preussen den 5ten December 1757. bey Fröbelwitz, zwischen Neumarck und Lissa über die Oesterreichische grosse Armee erfochten haben. Beschrieben von Anna Louise Karschin, geb. Dürbachin, eines Schneiders Frau aus Glogau, Glogau 1757; Den 3ten November 1760. groß durch den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb Anna Louise Karschin, geborne Dürbachin, Glogau 1760, in: A.L. Karschin, Gedichte und Lebenszeugnisse (Anm. 47), S. 39ff. und S. 51ff.

49 Vgl. zum Folgenden: Brigitte Tolkemitt, Der Hamburgische Correspondent. Zur öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in Deutschland, Tübingen 1995; Holger Böning, Periodische Presse. Kommunikation und Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel, Bremen 2002; ders., Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel, Bremen 2002; A. Gestrich, Kriegsberichterstattung (Anm. 1); Hedwig Pompe, Im Kalkül der Kommunikation: Die Politik der Nachricht; in: „Krieg ist mein Lied“ (Anm. 1), S. 111–136; dies., Famas Medium. Zur Theorie der Zeitung in Deutschland zwischen dem 17. und dem mittleren 19. Jahrhundert, Berlin und Boston 2012; M. Müller, On dit (Anm. 25); Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit 1600–1750. Hrsg. von Johannes Arndt und Esther-Beate Körber, Göttingen 2010; dies., Periodische Presse in der Frühaufklärung (1700–1750). Ein Vergleich zwischen Deutschland, Frankreich und den Niederlanden, 2 Bde., Bremen 2020;

50 Wolfgang Behringer, Das Netzwerk der Netzwerke. Raumportionierung

51 Das sei an einem Beispiel veranschaulicht: Auf den ersten vier zweispaltigen Seiten des „Wienerischen Diariums“ vom 18.10.1758 werden Nachrichten jeweils mit der Angabe eines Ortsnamens eines Datums abgedruckt: Münster, 2. Oct. – Marburg, 1. Oct. – Dresden, 7. Oct. – Hamburg, 7. Oct. – Regensburg, 13. Oct. – Genua, 4. Oct. – London, 2. Oct. – Fulda, 8. Oct. – Cöln, 5. Oct. – Danzig, 1. Oct. – Petersburg, 26. Sept., anschließend Kurznachrichten aus Posen, Rom und Portugal.

52 „Im Reich etwa blieb die globale Erfahrung [des Siebenjährigen Krieges] im Wesentlichen ein Medienphänomen, in Politik und Alltagskultur kam sie kaum vor“, so M. Füssel, Der Preis des Ruhms (Anm. 1), S. 473.

53 Briefe waren ein exklusiveres Medium, das man gegenüber der expandierenden Printkultur nicht unterschätzen sollte. Das gilt auch für eine Vorform heutiger Newsletter, die literarischen Korrespondenzen; vgl. dazu H. Droste, Das Geschäft mit Nachrichten (Anm. 45); Kirill Abrosimov, Aufklärung jenseits der Öffentlichkeit. Friedrich Melchior Grimms „Correspondance littéraire“ (1753–1773) zwischen der „république des lettres“ und europäischen Fürstenhöfen, Ostfildern 2014.

einschränken, weil andere Zeitungen (speziell die Hamburger) die Meldungen ebenfalls verbreiteten. Einfuhrverbote dienten eher der ökonomischen Schädigung einer unliebsamen Konkurrenz. Johann Heinrich Gottlob von Justi nannte Zeitungen, die über Weltbegebenheiten berichteten, „Staatszeitungen“, deren „Patheylichkeit“ allgemein bekannt sei. Daran hätte sich auch im Siebenjährigen Krieg nichts geändert, denn schon im Spanischen Erbfolgekrieg sechzig Jahre zuvor habe man die Zeitungen „vor nichts anders als Waffen der Feder angesehen [...], deren sich die kriegführenden Partheyen gegen einander eben also bedienen, als der ordentlichen Kriegswaffen.“<sup>54</sup>

Und er fügte dann hinzu: „Wenn wir an dieser Beschaffenheit der meisten Zeitungen noch einen Augenblick zweifeln könnten; so würden wir durch dasjenige, was in dem itzigen Zeitraume geschiehet, genugsam davon überzeugt werden. Sehen wir nicht, daß verschiedene Zeitungen wider einander zu Felde ziehen, und einander mit allen ersinnlichen Anzüglichkeiten und Lügenstrafen bestürmen? Wenn einige nicht offenbar Parthey auf Seiten der kriegführenden Theile nehmen, so blicket doch ihre Partheylichkeit allenthalben hervor.“<sup>55</sup>

Diese Parteilichkeit der Zeitungen war dem Publikum bewusst. Ja, sie dürfte zum Erfolg dieses Medienformats beigetragen haben, weil man sich so einigermaßen verbindlich über die Haltung einer Regierung oder Hofes informieren konnte. Dafür spricht auch die detaillierte Hofberichterstattung. Nicht das einzelne Organ, wohl das Mediensystem lieferte durchaus verlässliche Informationen über die politische Lage in der Welt. Das erforderte allerdings die Lektüre verschiedener Zeitungen. Selbst wenn das nicht möglich war, förderte das Zeitungslesen einen kritischen Blick auf das berichtete Geschehen. Man lernte mit der perspektivischen Brechung der Wahrnehmung umzugehen.<sup>56</sup>

Das lesende Publikum bestand auch hier weitgehend aus jenem relativ kleinen Kreis einer gelehrt-gebildeten Oberschicht mit den Gravitationszentren höfische Gesellschaft und Gelehrtenrepublik. Das bestätigten die Auflagenzahlen, die um 1750 im Durchschnitt noch eher im Bereich des Normalmarktes (500–1.500 Exemplare) lagen und erst am Ende des 18. Jahrhunderts stark expandierten. Selbst wenn man berücksichtigt, dass printmediale Produkte weit mehr Leser als Käufer hatten, dass sie in Kaffeehäusern und Gastwirtschaften auslagen oder im Publikum zirkulierten, sollte man ihre Reichweite nicht überschätzen. Genauso wichtig ist jedoch zu sehen, dass den ständischen

Funktionseleiten immer mehr Informationsquellen zur Verfügung standen. Darauf deuten die Klagen über die Fülle der Publikationen hin. Vor allem aber übte man sich in der Beobachtung der Politik, wobei die Perspektive der Höfe und Regierungen dominierte.<sup>57</sup>

## VI.

Als Zwischenfazit ist zu konstatieren: Nichts gravierend Neues im Siebenjährigen Krieg. Relevante Veränderungen ergeben sich erst dann, wenn ein ‚neues‘ größeres Publikum gewonnen wird, wenn mit einem kommerziellen Markt für Printprodukte ein ‚neues‘ Gravitationszentrum entsteht, das den Einfluss von Hof bzw. Staat und Gelehrsamkeit relativiert, indem es Raum für ein fünftes Geschäftsmodell schafft. Hier lohnt ein kurzer Blick auf die französischen und englischen Verhältnisse, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch den deutschen um einige Jahrzehnte voraus waren.

Sowohl Frankreich wie England verfügten mit Paris und London über Großstädte als Zentren, die mit ihren ca. 500.000 Einwohnern etwa fünfmal so groß wie Wien oder Berlin waren. Mit dieser Bevölkerungskonzentration ging eine erhebliche Kommunikationsverdichtung einher. Nicht nur die relativ kurzen Wege erwiesen sich für den Buchmarkt als ein Vorteil sondern auch die Rückbindung der Printmedien an die Interaktionen in den Salons, Kaffeehäusern, Gaststätten, Clubs usw. In diesem dichten Geflecht von Resonanzräumen für Gedrucktes formierten sich konkurrierende Gruppen und Positionen in einer Vielfalt, für die es im deutschen Sprachraum noch so gut wie kein Pendant gab.<sup>58</sup>

In der Art und Weise, wie mit dieser Pluralität umgegangen wurde, unterschieden sich England und Frankreich. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts herrschte in England eine weitgehende Meinungs- und Pressefreiheit. Da es kaum staatliche Einschränkungen gab, wurden die Auseinandersetzungen auf dem Markt ausgetragen, in einem „Wörterkrieg“ (Winkler), bei dem es zugleich um politische wie ökonomische Vorteile ging. Dagegen gab es in Frankreich verhältnismäßig strenge Zensurgesetze, die allerdings weit weniger streng gehandhabt wurden. Entgegen dem Anschein haben wir es auch hier nicht mehr mit einer absolutistischen, sondern mit einer durchaus pluralistischen Öffentlichkeit zu tun.

Da Französisch die europäische Verkehrssprache der Oberschichten war, gab es außerhalb Frankreichs eine rege Literaturproduktion, die auf den französischen Markt drängte. Besonders in den Niederlanden wurde vieles gedruckt, was in Frankreich verboten war.

54 Johann Heinrich Gottlob von Justi, Vorschlag zu einer Zeitung von den Zeitungen, in: ders., Scherzhafte und Satyrische Schriften, Bd. 3, Berlin und Leipzig: Rüdiger 1765, S. 126–131, S. 129.

55 J.H.G. von Justi, Vorschlag zu einer Zeitung (Anm. 54), S. 129f.

56 Bereits J.H.G. von Justi projektierte eine „Zeitung der Zeitungen“, die die anderen Zeitungen beobachten und kontrollieren sollte, indem sie Fehlverhalten sanktionierte (Vorschlag zu einer Zeitung [Anm. 54], S. 130f.).

57 R. Schlögel, Anwesenende und Abwesenende (Anm. 28), S. 311ff.

58 Vgl. nur Robert Darnton, Poesie und Polizei. Öffentliche Meinung und Kommunikationsnetzwerke im Paris des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 2002; K. Abrosimov, Aufklärung jenseits der Öffentlichkeit (Anm. 53); ders., Die Genese des Intellektuellen im Prozess der Kommunikation. Friedrich Melchior Grimms „Correspondance littéraire“, Voltaire und die Affäre Calas, in: Geschichte und Gesellschaft 33 (2007), S. 163–197; K. T. Winkler, Handwerk und Markt (Anm. 29); ders., Wörterkrieg (Anm. 29).

An der Spitze konkurrierten vor allem drei Zentren miteinander: der Hof in Versailles, die Pariser Salons und die Aufklärungsphilosophen im Umkreis der *Encyclopédie*. Entsprechend differenziert agierte Friedrich II.: Beim Zeremoniell orientierte er sich eher an Versailles, in der Kultur dagegen an den Aufklärern.<sup>59</sup> Unterhalb dieser Hochkultur brodelte es auch in Paris heftig. Da Französisch zudem die europäische Verkehrssprache der Oberschichten war, gab es außerhalb Frankreichs eine rege Literaturproduktion, die aus dem Ausland auf den französischen Markt drängte. Besonders in den Niederlanden und speziell in Amsterdam wurde vieles gedruckt, was in Frankreich verboten war, um es ins Land zu schmuggeln, ohne dabei auf eine Sprachgrenze zu stoßen.

Diese relativ pluralistischen Öffentlichkeiten in Frankreich und Großbritannien hatten für die Propaganda zur Folge, dass man hier stets mindestens zwei Adressaten im Blick haben musste: nach außen den Kriegsgegner bzw. Verbündeten und nach innen die Opposition im eigenen Land. Damit ergab sich eine Verschränkung von internationaler und nationaler Öffentlichkeit. Auch das lässt sich am Beispiel der bereits erwähnten Publikation der poetischen Werke Friedrichs II. veranschaulichen: Die Veröffentlichung erfolgte in der französischen Originalsprache in den Niederlanden, also im neutralen Ausland, und war an ein internationales Publikum gerichtet. Beabsichtigt war, erstens den preußischen König als Kriegsgegner bloßzustellen, zweitens seine englischen Unterstützer und damit seine Kreditfähigkeit zu schwächen, schließlich drittens die mit ihm sympathisierenden französischen Aufklärer zu diskreditieren.

Überhaupt ließe sich am Beispiel der Friedrich-Rezeption in Britannien<sup>60</sup> und Frankreich zeigen, wie der preußische König jeweils auch für innenpolitische Zwecke benutzt wurde, etwa indem man den erfolgreichen Feldherrn mit weit weniger glücklichen britischen Militärs verglich oder indem man den aufklärten preußischen Monarchen mit dem französischen Königshof kontrastierte. Für diese nationalen wie internationalen Deutungskämpfe bieten sich die gängigen Nationalstereotypen als Waffen an, die durch den Konflikt geschärft wurden. So definierten sich Briten in Opposition zu Franzosen und umgekehrt.<sup>61</sup> Diese patri-

otische bzw. nationale Semantik produziert starke Generalisierungen, die zur Identifikation auffordern, um nicht zu sagen: zwingen.

## VII.

Im Unterschied zur englisch-französischen Auseinandersetzung fand der deutsche Krieg nicht nur im Lande statt, sondern es gab wesentlich mehr politische Zentren im Reich; sie waren der wichtigste Adressat der Kriegspublizistik. Das Printmedium diente vorrangig „der gegenseitigen Information der europäischen Höfe und ihrer politischen Führungsschichten“<sup>62</sup>. Um die Dominanz einer absolutistischen Öffentlichkeit mit den beiden Gravitationszentren Hof und Gelehrsamkeit zu relativieren, war es erforderlich, dem Buchhandel eine stärkere Unabhängigkeit gegenüber Staat und Gelehrtenrepublik zu verschaffen. Als Voraussetzung für einen Strukturwandel bedurfte es einer Erweiterung des Publikums, einer Vergrößerung der Nachfrage. Anders gesagt: Man musste den Markt stärken, um ein fünftes Geschäftsmodell zu etablieren. Was war zu beachten, um auf dem ‚freien‘ Markt erfolgreich zu sein?

Zunächst ist zu konstatieren, dass sich zwischen 1740 und 1800 die Menge der auf den Leipziger Ostermessen gehandelten Bücher verdreifachte.<sup>63</sup> Die höchsten Wachstumsraten fielen in die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts. Archenholz hielt das für eine Folge des Krieges, und ein Großteil der Forschung zur Kriegspublizistik ist ihm darin gefolgt. Wenn es so wäre, hätte mit dem Krieg auch die Expansion enden müssen. Das Gegenteil ist der Fall. Deshalb empfiehlt es sich, die Blickrichtung umzudrehen und nicht vom Krieg, sondern von der Medienentwicklung auszugehen. Dann erscheint das Staunen über die Menge der Kriegspublizistik nur als ein Vorspiel zu den Debatten über Schreibwut und Lesesucht in den 1770er Jahren; die Inhalte und Formate haben sich geändert, nicht der Medienkonsum. Die Expansion des deutschen Buchmarkts im 18. Jahrhundert war mit einer Umschichtung der Marktanteile verbunden. So sank der Anteil der theologischen Schriften von 1740 bis 1800 von 38,5 % auf 13,6 %, während im gleichen Zeitraum die Belletristik (Schöne Wissenschaften und Künste) ihren Anteil von 5,8 % auf 21,5 % steigern konnte und dies – wie gesagt – bei einer Verdreifachung der Gesamtproduktion. Auch das Realienwissen (Landwirtschaft, Gewerbe, Erziehung, Naturwissenschaften usw.) zählte zu Gewinnern des Strukturwandels. Der Bedeutungsverlust einer traditionellen Gelehrsamkeit ist auch daran zu erkennen, dass im Bereich der schönen Literatur der Roman zur vorherrschenden Gattung aufstieg;

59 Vgl. Thomas Biskup, Turnier und Kulturtransfer. Das Caroussel Friedrichs II. von Preußen und die Neudefinition königlicher „Größe“ im Zeitalter der Aufklärung, in: Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung. Hrsg. von Martin Wrede, München und Wien 2014, S. 287–316; Günter Lottes, Die Leserevolution der Aufklärung als Herausforderung der friderizianischen Selbststilisierung, in: Friedrich der Große als Leser. Hrsg. von Brunhilde Wehinger und Günter Lottes, Berlin 2012, S. 25–41.

60 Manfred Schlenke, England und das friderizianische Preußen 1740–1763. Ein Beitrag zum Verhältnis von Politik und öffentlicher Meinung im England des 18. Jahrhunderts, Freiburg und München 1963.

61 Die einen standen für Freiheit und Protestantismus wandten sich gegen Absolutismus und Katholizismus, der in England mit den Jakobiten verbunden wurde. Die anderen reklamierten die Zivilisation für sich, um sie gegen das wilde und barbarische (ungeregelte) Verhalten auszuspielen. Es sei nur kurz angemerkt, dass mit Freiheit und Zivilisation immer auch universale Werte in Anspruch genommen wurden. – Vgl. David A. Bell, *Jumonville's Death. War Propaganda and National Identity in Eighteenth-Century France*, in: *The Age of Cultural Revo-*

*lutions. Britain and France, 1750–1820*. Ed. by Colin Jones and Dror Wahrman, Berkeley, Los Angeles, London 2002, S. 33–61; David Bindman, *How the French became Frogs. English caricature and stereotypes of nations*, in: *Interkulturelle Kommunikation in der europäischen Druckgraphik im 18. und 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Philipp Kaenel und Rolf Reichardt, Hildesheim, Zürich, New York 2007, S. 423–435.

62 A. Gestrich, *Kriegsberichterstattung als Propaganda* (Anm. 1), S. 24.

63 Vgl. R. Wittmann, *Die Geschichte des deutschen Buchhandels* (Anm. 41); Helmuth Kiesel / Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland*, München 1977.

Der preußische König verfügte über hohe Popularitätswerte. Man hatte einen prominenten Akteur, der sich in einem existentiellen Konflikt befand, als Feldherr handelte und gegen schier übermächtige Gegner kämpfte. Zugleich behauptete er sich auch intellektuell im Streitgespräch mit seinen Kontrahenten.

mehr als die Hälfte der Titel in diesem Segment entfiel um 1800 auf ein Genre, das in den zeitgenössischen Poetik-Lehrbüchern oft nicht einmal erwähnt wurde.

Die populären Formate fungierten als treibende Kraft bei dem Strukturwandel des Buchhandels und damit der Öffentlichkeit.<sup>64</sup> Bei den Produzenten dieser markt gängigen Ware handelte es sich – wie zuvor – zumeist um akademisch gebildete Männer. Anders als zuvor aber ahmten sie jetzt nicht mehr nach, was die normativen Gattungspoetiken vorgaben, sondern was auf dem Markt

erfolgreich war. Das waren mit den Moralischen Wochenschriften,<sup>65</sup> den Totengesprächen,<sup>66</sup> den Robinsonaden,<sup>67</sup> den Briefromanen,<sup>68</sup> den empfindsamen Liebesgeschichten<sup>69</sup> und Dramen fast durchgängig Formate, für die England und Frankreich die Vorbilder geliefert hatten. Will man auf einem etwas abstrakteren Niveau die Erfolgsmerkmale benennen, so wären dies: erstens die Erfindung von generalisierbaren Charakteren, die zur Identifikation einladen. Das konnten Individuen sein, aber auch Kollektive, z. B. imagined communities wie die Nationen, das Bürgertum oder die Menschheit. Die fiktiven Akteure traten zweitens in Form von Konflikten oder Dialogen zueinander in Beziehung, um die unterschiedlichen Positionen über Kontrastrelationen zu verdeutlichen. Drittens wurde so eine mehr oder minder dramatische Handlung in Gang gesetzt, die sich in

Geschichten narrativ entfalten ließ. Die Auseinandersetzungen gingen viertens zu Herzen, sie erregten Emotionen. Über Sympathie und Antipathie, über Tugend und Laster suchte man fünftens vor allem die Wirkung zu steuern.

Auf dieser Grundlage wäre es gar nicht so schwer zu zeigen, warum der preußische König über so hohe Popularitätswerte verfügte.<sup>70</sup> Man hatte einen prominenten Akteur (genauer: das medial verbreitete Bild eines Akteurs), der sich in einem existentiellen Konflikt befand, als Feldherr handelte und gegen schier übermächtige Gegner kämpfte. Zugleich behauptete er sich auch intellektuell im Streitgespräch mit seinen Kontrahenten. Schon während des Krieges, vor allem aber danach wurde dieser König in zahlreichen Anekdoten und Kupferstichen familiarisiert. All das zog öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, stimulierte die weitere Produktion, erregte beim Publikum Gefühle und provozierte Bewertungen. Hier Neutralität zu wahren, fiel schwer. – Man könnte an dieser Stelle einmal überlegen, wie unter diesen Bedingungen und mit dem vorgegebenen Rohmaterial eine Imagestrategie für Maria Theresia auszusehen hätte. Man würde dann feststellen, dass entsprechende Überlegungen schon im 18. Jahrhundert umgesetzt wurden.<sup>71</sup>

Nicht nur die Modellierung der Herrscherbilder folgte populären Mustern, sie beeinflussten auch die Staatschriften. Grob geschätzt operieren ca. 10–15 % aller in der *Teutschen Kriegs-Canzley*<sup>72</sup> gelisteten Titel mit fiktiven Sprecherrollen. Sie präsentieren sich als Schreiben eines Vaters, eines Freundes, eines Reisenden, eines Kaufmanns, eines Offiziers, eines Wienerisch-Gesinnten usw. und sie wenden sich an Adressaten, die ebenso allgemein und unbestimmt bleiben.

Es handelt sich um Charaktere, die durch wenige, aber bezeichnende Merkmale bestimmt sind. Es sind Privatleute, die das Kriegsgeschehen und sein publizistisches Echo beobachten und kommentieren. Als Vater oder Freund erscheinen sie vertrauenswürdig und welterfahren als Reisender oder Kaufmann. Stets bleiben sie anonym. Dagegen benennen die allermeisten Staatschriften im engeren Sinn historisch verifizierbare Autoren, deren politische, juristische oder militärische Positionen ihre Äußerungen autorisierten. Deshalb ist es in diesen Texten unerlässlich, den Namen und den Rang zu nennen. Bei den literarisierten Publikationen verhält es sich anders. Das sei hier an einem eher ungewöhnlichen Beispiel erläutert.

In der *Erinnerung des Preßbengels an seinen Buchdrucker-Gesellen wegen seines Schreibens über die Schriften der Preußischen Publicisten*<sup>73</sup> spricht ein Gegenstand: ein Hebel, der beim Buchdruck verwendet wird. Wer mit der Kunst und den Fabeln Äsops vertraut ist, wer sich also in der Literatur auskennt, den kann es nicht überraschen, wenn Tiere oder Gegenstände das Wort ergreifen. „Selbst das Publicum wird es so wenig bewundern, daß ein Preßbengel redet, als ihm befremdlich vorgekommen ist, von einem Buchdruckergesellen solch gelehrtes Schreiben zu sehen“.<sup>74</sup>

64 Vgl. Holger Dainat, „meine Göttin Popularität“. Programme printmedialer Inklusion in Deutschland 1750–1850, in: Popularisierung und Popularität. Hrsg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe und Jens Ruchatz, Köln 2005, S. 43–62.

65 Wolfgang Martens, Die Botschaft der Tugend, Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968; Friedrich Vollhardt, Das gelehrte Wissen und der literarische Markt. Vermittlungsstrategien im Medium der ‚Moralischen Wochenschriften‘, in: Wissenspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen. Hrsg. von Frank Grunert und Annette Syndikus, Berlin und Boston 2015, S. 377–389; St. Martus, Aufklärung (Anm. 23), S. 222ff.

66 Vgl. Stephanie Dreyfürst, Stimmen aus dem Jenseits. David Fassmann historisch-politisches Journal „Gespräche in dem Reiche derer Todten“ (1718–1740), Berlin und Boston 2014; Holger Dainat, Gespräche im Reiche der Toten unter den Spitzbuben. Literarische Bilder krimineller Karrieren im frühen 18. Jahrhundert, in: Repräsentationen von Kriminalität und öffentlicher Sicherheit. Bilder, Vorstellung und Diskurse vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karl Härter, Gerhard Sälter und Eva Wiebel, Frankfurt/Main 2010, S. 309–340.

67 Jürgen Fohrmann, Abenteuer und Bürgertum. Zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1981.

68 Poetik des Briefromans. Wissens- und mediengeschichtliche Studien. Hrsg. Gideon Steining und Robert Vellusig, Berlin und Boston 2012.

69 Antje Arnold, Rhetorik der Empfindsamkeit. Unterhaltungskunst im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin und Boston 2012; Georg Jäger, Empfindsamkeit und Roman. Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. Und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 1969.

70 U. Frevert, Gefühlspolitik (Anm. 1).

71 Die Repräsentation Maria Theresias (Anm. 32).

72 Vgl. Anm. 5.

73 Erinnerung des Preßbengels (Anm. 20).

74 Erinnerung des Preßbengels (Anm. 20), S. 443.

Im Unterschied zu einer authentischen Autorschaft, bei der eine Person mit Namen, Rang und Reputation für seine Aussagen einsteht, legitimieren sich fingierte Sprecherrollen allein durch ihren Text. „Die Welt ist gewohnt, aus der Denkart und dem Vortrage auf den Stand des Verfassers zu schliessen.“<sup>75</sup>

Deshalb komme es auch nicht darauf an, wer man tatsächlich sei, ob Buchdruckergeselle oder Pressbengel, sondern wie und was man sagt, ob man also die in der literarischen Welt geltenden Normen befolgt: „Es ist also höchstnötig, daß man jederzeit erhaben, daß man edel denke, und nie einen niederträchtigen Begriff entwischen lasse. Erinnern sie sich dessen, so oft sie schreiben wollen. Nennen sie sich immerhin einen Buchdrucker- oder Schneidergesellen. Seyn sie es wohl gar wirklich. Geben sie ihren Gedanken einen edlen Schwung, so wird jedermann doch einen grossen Gelehrten hinter der Larve suchen.“<sup>76</sup>

Damit konstituiert sich ein Kommunikationsraum, an dem alle teilhaben können, ungeachtet ihrer tatsächlichen sozialen Stellung, sofern sie sich den Diskursregeln unterwerfen. Es sind die Regeln der sich sozial öffnenden gelehrten Welt. Ihre Mitglieder dieser *respublica litteraria* zeichnen sich durch ihre Unabhängigkeit und Freiheit aus. „Ein Dienstbothe darf nicht so freymüthig denken, wie ein Herr. Aus allen seinen Handlungen muß eine Art der Unterwürfigkeit hervor leuchten. Er muß sich dazu gewöhnen, wenn er nicht für liederlich gehalten seyn, und sein Glück verscherzen will. Diese Gewohnheit hängt ihm immer an. Allenthalben verräth er seinen Stand.“<sup>77</sup> Daher tritt der Pressbengel „wie ein Herr“ auf, wie ein Gelehrter, der sich einem größeren Publikum präsentiert; Kant würde sagen: der ‚Welt‘.

Seine Rede-Kompetenz beweist der Pressbengel durch die Kritik anderer Texte, zunächst den des „Buchdrucker-Gesellen“,<sup>78</sup> anschließend aber auch mehr als zehn weiteren Publikationen, die sich ebenfalls fiktionalisierter Sprecher bedienen.<sup>79</sup> Dabei geht es um die Stichhaltigkeit der Argumentation ebenso wie um Fragen des Ausdrucks (Grobheiten, grammatische Korrektheit, stilistische Eleganz). Über eine solche – für diese Texte charakteristische – kritische Auseinandersetzung verdichten sich die Beziehungen zwischen den genannten Texten zu einem Diskussionszusammenhang, der seine Eigenständigkeit gegenüber den po-

litisch autorisierten Staatsschriften behauptet. Man könnte hier von einer rasonierenden Öffentlichkeit sprechen, die das politische und militärische Geschehen beobachtet und kommentiert, ohne an der Macht partizipieren zu wollen.

Die Fiktionalisierung dient dem lesenden Publikum dazu, sich besser in der wirklichen Welt zu orientieren, indem die Vielzahl zugänglicher Informationen in geordnete Zusammenhänge gebracht wird. In den Texten leisten das die Sprecherfiguren, die nicht über den Dingen stehen, sondern Teil des Geschehens sind, die durchaus Partei ergreifen, die jedoch ihre Position angesichts anderer Auffassungen gegenüber dem Publikum überzeugend vertreten müssen. Bei dieser Einübung in eine perspektivische Wahrnehmung bieten die typisierten Figuren den sehr viel stärker individualisierten Rezipienten eine breite Identifikationsfläche an.

Das kritische Rasonnement, dessen sich selbst die Propagandisten bedienen müssen, stellt die eine große Leistung dieser Art Kriegspublizistik dar, die andere besteht in einer populären und pragmatischen Zeitgeschichtsschreibung. Hier reagieren die Verfasser ebenfalls auf die Menge der Meldungen in Zeitungen und Flugschriften und auf die fehlende Zeit des Publikums, diese Nachrichten zu verarbeiten. Also übernimmt ein ‚Freund‘ dieses Geschäft für einen ‚Freund‘ und ist damit ausgesprochen erfolgreich.

Die Flugschrift *Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W. über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Teutschland*<sup>80</sup> erfährt innerhalb von zwei Jahren allein 24 Fortsetzungen, bevor dann eine zweite Staffel einsetzt, die es auf 25 Folgen bringt.<sup>81</sup> Aus einer Gelegenheitschrift wird ein Periodikum, genauer gesagt: ein Werk in Fortsetzungen, das mit dem Abschluss 1761 in zwei Bänden erscheint. In der Vorrede begründet der Verfasser diese Publikationsweise zum einen mit der Aktualität seiner Berichte, zum anderen damit, dass „nicht ein jeder große historische Werke kauffen kan und doch diese Kriegserzählung würdig genug ist, auch von dem armen Mann auf Kinder und Kindes-Kinder gebracht zu werden, damit selbige noch den großen Finger GOTTes in diesen gefährlichen Zeitläuften erkennen und nicht verzagen, wo sie auch dergleichen trübseelige Tage und Jahre erleben sollten. Letzlich ist es in Schreiben verfasst worden, daß es dem begierigen Liebhaber solcher Kriegsgeschichte nicht zu hart ankommt, wann er nicht gerne vieles auf einmahl daran verwenden

---

Aus einer Gelegenheitschrift wird ein Periodikum, genauer gesagt: ein Werk in Fortsetzungen, das mit dem Abschluss 1761 in zwei Bänden erscheint. In der Vorrede begründet der Verfasser diese Publikationsweise in erster Linie mit der Aktualität seiner Berichte.

---

75 Erinnerung des Preßbengels (Anm. 20), S. 444.

76 Erinnerung des Preßbengels (Anm. 20), S. 444.

77 Erinnerung des Preßbengels (Anm. 20), S. 445.

78 Schreiben eines Buchdrucker-Gesellens aus H. an seinen guten Freund in L. über einige bißher in Druck erschienene Schriften der Preußischen Publizisten (TK 1757.2, Nr. 207). – Eine solche Polemik gehört zu Charakteristika der Flugschriften-Kommunikation, vgl. Daniel Bellingrath, Flugschlitzistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches, Stuttgart 2011.

79 Vgl. z. B. Zwey Schreiben eines Vaters an seinen Sohn, d. h. 13. Nov. 1756. von der Heiligkeit der Archive (TK 1756, Nr. 102); Schreiben eines Vaters an seinen Sohn, den gegenwärtigen Zustand in Sachsen betreffend. 1756 (TK 1756, Nr. 107); Schreiben eines Freundes aus L. an einen Freund in Cölln am Rhein über das Kaiserl. Hof-Decret vom 14. Sept. und die darinnen befindlichen Advocatorien. 1756 (TK 1756, Nr. 109); Schreiben eines Reisenden aus Danzig. an einen Freund in Stralsund über den in Teutschland entstandenen Krieg. 1756 (TK 1756, Nr. 116).

80 Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W. über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Teutschland, Freyburg 1757 (TK, Nr. 512); Fünf und Zwanzigstes Schreiben [...], Freyburg 1759 (TK 1760.1, Nr. 1113).

81 Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Fr. in W\*\* über den gegenwärtigen Zustand des Krieges in Deutschland. No I. Zweyter Theil, Freyburg 1760 (TK 1760.1, Nr. 1180); Fünf und zwanzigstes und letztes Schreiben [...], Freyburg 1763 (TK 1763, Nr. 1693).

mag oder kan. Er hat also Gelegenheit gehabt mit sehr wenigen Kosten innerhalb 6. Jahren sich eine Historie anzuschaffen, die alle Vorfällenheiten auf das getreueste lieferte.“<sup>82</sup>

Die Lieferung eines Werks in einzelnen Heften zu einem geringen Preis, damit jedermann es erwerben kann, verweist auf das Geschäftsmodell der Kolportage voraus, mit der Konversationslexika und Romane im 19. Jahrhundert ein Massenpublikum erreichten.

Einer konstanten Nachfrage konnte sich auch Christoph Gottlieb Richter sicher sein, dessen anonym erschienene *Gespräche im Reiche der Todten*<sup>83</sup> es zwischen 1757 und 1763 auf fünfzig Hefte im Umfang von jeweils 50–60 Seiten brachten. Jede dieser Broschüren war mit einer handkolorierten Karte von einer Schlacht, einem Treffen oder einer Belagerung ausgestattet. Es handelte sich also um ein eher hochwertiges Produkt; darin unterschied es sich von Nachdrucken. Auch hier fügten sich die einzelnen Hefte zu Büchern zusammen, die, mit Registern versehen, sich als Nachschlagewerk eigneten. Richter knüpfte an eine literarische Tradition (Lukian, Fontenelle, Faßmann) an, wenn er berühmte Akteure nach ihrem Tod unter den besonderen Bedingungen des Jenseits über aktuelles Geschehen sprechen ließ.<sup>84</sup>

Im Totenreich muss man sich nicht mehr verstellen und eigene Interessen verfolgen; man könnte von einer herrschaftsfreien Kommunikationssituation sprechen.

Der Dialog besitzt den darstellungstechnischen Vorteil, dass er die Figuren selber reden lässt. Das erweckt nicht nur den Anschein von Objektivität, sondern lässt die unterschiedlichen Auffassungen der Kriegsparteien selber zu Wort kommen, ohne dass ein vermittelnder Erzähler dazwischentritt. Wie auf einer Bühne setzen sich die Figuren der Beobachtung aus, und die Zuschauer können sich selbst ein Urteil bilden.

Die „republikanische Freiheit des lesenden Publikums“ (Schiller) bleibt gewahrt: „Es ist nicht möglich, wenn zween

über einerley Sache reden, daß nicht die Gründe des einen die des andern überwiegen. Das Urtheil, auf welcher Seite sie am stärksten seyen, gehört dem Leser, und dieses Urtheil kann ihn keine Macht auf Erden benehmen, woferne er nur über diese Gabe des Himmels hält, daß er nicht seiner nähern Pflichten dabey vergesse.“<sup>85</sup>

Die Entscheidung, berühmte und hochstehende Gesprächspartner zu wählen, wird damit begründet, dass es sich um bekannte Charaktere handele, von denen man weiß, dass sie ihren Souveränen treu gedient haben und deshalb deren Position überzeugend vertreten können. Das fingierte Gespräch hat Richter, wie er beteuert, auf der Grundlage von Staatsschriften und Zeitungsmeldungen verfasst.<sup>86</sup>

An die Stelle der adligen Oberschicht können auch einfache Leute treten. Das geschieht z. B. in der Wochenschrift *Der mit dem Sächsischen Bauern von jetzigem Kriege redende Französische Soldat*, die vom August 1757 bis zum September 1758 in Merseburg erschien.<sup>87</sup> Aufschlussreich ist die hier gewählte Figurenkonstellation. Ein sächsischer Bauer unterhält sich mit einem französischen Soldaten, der sich als Frankfurter entpuppt. Frankreich und Sachsen waren Verbündete. Für die preußische

Armee bestand keinerlei Sympathie, deren König begegnete man gleichwohl mit Respekt. Der Städter spricht hochdeutsch, der Dorfbewohner Dialekt. Das dürfte die Reichweite der Zeitschrift auf den regionalen Markt beschränkt haben. Über die fiktiven Akteure signalisierte die Wochenschrift, dass sie nicht nur auf ein ungelehrtes Publikum zielte, sondern dessen Blick auf das Geschehen berücksichtigte. Es geht um Inklusion. Alle sollen einbezogen werden in die Wahrnehmung, in die Texte, in den literarischen Markt, in eine größere Öffentlichkeit, die sich pluralisiert.

Unter diesem Gesichtspunkt muss man auch den berühmtesten literarischen Kriegsteilnehmer sehen: Gleims *Preußischen Grenadier*.<sup>88</sup> Bei diesem teilnehmenden Beobachter oder beobachtenden Teilnehmer handelt es sich um den radikalsten Entwurf einer fiktiven Gestalt, und diese Radikalisierung erfolgte im Bereich der Poesie.<sup>89</sup> Auch hier

**Aufschlussreich ist die gewählte Figurenkonstellation in einer fiktiven Erzählung mit Protagonisten aus der Unterschicht. Ein sächsischer Bauer unterhält sich mit einem französischen Soldaten, der sich als Frankfurter entpuppt. Frankreich und Sachsen waren Verbündete.**

82 Unparteyische und vollständige Kriegsgeschichte derer merkwürdigen Kriege von 1756. Bis 1763. Samt denen darauf erfolgten Friedens-Schlüssen zwischen Ihro Majestät Friederich dem Grossen, König in Preußen, und seinen Allirten und Ihro Apostolischen Majestät Maria Theresia, Kaiserin Königin von Ungarn und Böhmen und ihren Allirten. Verfass in Schreiben eines Freundes aus Sachsen an seinen Freund in W\*\* samt etlichen Schreiben an die Liebhaber des Freundes aus Sachsen, als den Anfang des Krieges. Zwey Theile, Freyburg 1763, Vorrede, unpag. (auch in: *TK* 1763, S. 390f.). – Der „Finger Gottes“ zeigt sich vor allem darin, dass sich der preußische König in diesem Krieg behaupten konnte.

83 [Christoph Gottlieb Richter], *Gespräche im Reiche der Todten*: als wahre unparteyische Beschreibung von den Ursachen, dem Anfange und d merkwürdigsten Begebenheiten des Krieges, Frankfurt und Leipzig 1 (1756 [recte: 1757]) bis 5 (1763). – Die Totengespräche erschienen in der Raspischen Buchhandlung in Nürnberg.

84 „Daß die Todten miteinander reden ist eine Erdichtung zu einer Einrichtung einer guten Methode. Sie hat doch mehrern Grund in der Mythologie und dem Wahrscheinlichen, als die Art der Gespräche zwischen leblosen Geschöpfen.“ ([Chr. G. Richter], *Gespräche im Reiche der Todten* [Anm. 83], Vorrede zum 1. Band, § 7, unpag.).

85 [Chr. G. Richter], *Gespräche im Reichen der Todten* (Anm. 83), Vorrede zum 1. Bd., § 11 unpag.

86 Eine solche „kommerzielle Ausbeutung des höfischen Materials“ durch Zweitverwertung („Sekundärliteratur“) ist nicht neu: Volker Bauer, *Polyzentralität und Intermedialität der höfischen Gesellschaft im Alten Reich. Die Entstehung, Funktion und Konsequenzen der Hofpublizistik am Beispiel der Genealogie*, in: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 43.1 (2016), S. 5–30, S. 25.

87 Krieg für den „gemeinen Mann“. „Der mit einem Sächsischen Bauern von jetzigem Kriege redende Französische Soldat“; eine neue Form der Berichterstattung in einer Wochenschrift des 18. Jahrhundert. Zugleich eine kleine Geschichte des Siebenjährigen Krieges zwischen Kolin und Zorndorf. Pressegeschichtliche Einleitung, Abdruck der Texte und Kommentar von Lutz Voigtländer, Bremen 2006.

88 Vgl. dazu die hervorragend kommentierte Textdokumentation von Reimar F. Lacher, *„Friedrich unser Held“ – Gleim und sein König*, Göttingen 2017.

89 Zu den poetischen Voraussetzungen der „Grenadierlieder“ grundle-

handelt es sich um einen ‚gemeinen Mann‘, dessen Lieder allerdings dem gehobenen literarischen Segment zuzuordnen sind. Bei aller Popularität, die dieser Figur damals schnell zuflog, darf man davon ausgehen, dass die preußischen Soldaten nicht zu seinen primären Adressaten gehörten, eher schon die vielen Federkrieger. Mit seiner poetischen Kunstfigur reagierte Gleim auch auf ein Darstellungsproblem: Wie lassen sich die Taten des preußischen Königs in Poesie verwandeln, um den Nachruhm auf Dauer sicherzustellen? Als Vorbild dafür diente die antike Konstellation von Kaiser Augustus und Horaz. Auch Archenholz folgte diesem Schema, wenn er als Resultat des Bürgerkriegs eine kulturelle Blütezeit prophezeite.<sup>90</sup> Unter diesem Blickwinkel ging es dann auch darum, als Autor einer literarischen Glanzperiode Ruhm zu erwerben und zugleich das gesellschaftliche Renommee der Literatur aufzuwerten. Bevor Gleim selber tätig wurde, drängte er Gotthold Ephraim Lessing, Ewald von Kleist und den befreundeten Horaz-Übersetzer Karl Wilhelm Ramler dazu, eine Ode auf Friedrich II. zu schreiben.

Als moderner Tyrtäus, erneut ein literarisches Rollenspiel, griff Gleim jedoch nicht auf ein antikes Muster zurück, sondern benutzte mit der Chevy-Chase-Strophe eine aus England importierte Form des Volkslieds.<sup>91</sup> Die artifizielle Simplizität senkte die Rezeptionsanforderungen und steigerte das Inklusionspotential. Die Chevy-Chase-Strophe wirkte weit überzeugender als z. B. die in Alexandriner-Versen verfassten (mehr als berechtigten) Klagen über *Das bedrängte Sachsen*.<sup>92</sup> Diese Formentscheidung implizierte, die Sprecherrolle mit einem Mann des einfachen Volkes zu besetzen. Mit der Erfindung des preußischen Grenadiers nahm Gleim den Trick vorweg, den Jahrzehnte später Walter Scott in seinen historischen Roman benutzen wird, nämlich die große Geschichte, die Geschichte der Großen, für ein ‚bürgerliches‘ Publikum aus der Perspektive eines mittleren Helden darzustellen.

Für Gleim ergab sich damit die Möglichkeit, seinen König zu glorifizieren. Sein Grenadier muss als freier Mann

gend: A. Hildebrandt, *Die Mobilisierung der Poesie* (Anm. 1)

90 J.W. von Archenholz, *Geschichte des siebenjährigen Krieges* (Anm. 6), S. 497f.: „Nun fing die große Kultur-Epoche der Deutschen an; ein National-Glück, das durch den Willen des Schicksal von jeher bei den berühmtesten Völkern unter den schrecklichsten erzeugt wurde. Die goldenen der spätesten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wissenschaften und Künste, unter Alexander, unter August, unter den Medicis und unter Ludwig dem vierzehnten waren es, wo auch der Ruhm der kriegerischen Taten der Griechen, der Römer, der republikanischen Italiäner, und der Franzosen, den höchsten Gipfel erreichte. Bei allen diesen Völkern sangen die Musen, und forschten die Weisen unter dem fürchterlichsten Getöse der Waffen. Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Los der mit ihrer schweren Sprache ringenden, und gegen zahllose Vorurteile anderer Nationen kämpfenden Deutschen. Während daß Europa ihre Taten auf den Schlachtfeldern anstaunte, pflanzten sie vergängliche Tropheem im Reiche des Wissens, nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minervens Tempel die Ehrenstelle ein, die seit Jahrtausenden nur sehr wenige Nationen zu Teil geworden.“

91 Klopstock kann hier als Vorbild fungieren, vgl. Heinrich Bosse, *Klopstocks Kriegslied* (1749). *Militärische Poesiepolitik im 18. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 200), S. 50–84, und 2001, S. 41–99. Vgl. A. Hildebrandt, *Die Mobilisierung der Poesie* (Anm. 1), S. 322ff.

92 Vgl. Anm. 23.

sprechen. Als Untertan Friedrichs II. verliert seine Lobrede an Glaubwürdigkeit. Genau diese Unabhängigkeit kann dem preußischen König nicht gefallen, mag sein Soldat ihn noch so sehr besingen. Diese Konstellation schuf ein patriotisches Identifikationspotential für ein breites, pro-preußisches Publikum, das die Gegenseite zu entsprechenden Reaktionen nötigte.<sup>93</sup>

Gleim schien von seiner eigenen Erfindung derart fasziniert gewesen zu sein, dass er diese Rolle ausbuchstabierte, bis sie an ihre Grenzen geriet und diese überschritt. Er ließ nämlich den Grenadier in den diversen Schlachten kämpfen, sich emotional dabei erregen, bis er in eine Mordlust geriet, die ihn zum Unmenschen machte. Im *Sieges-Lied der Preußen nach der Schlacht bei Lißa, den 5ten December 1757* merkte Gleim (bzw. sein Grenadier) das offensichtlich selber, als er nach den Versen: „Wir, Menschen, riefen im Gefecht, / Sterbt Hunde! Menschen zu“ die Kriegesmuse zum Schweigen aufforderte:

„Doch Kriegesmuse! Singe nicht  
Die ganze Menschenschlacht;  
Brich ab das schreckliche Gedicht,  
und sag: Es wurde Nacht.“<sup>94</sup>

Nach der Schlacht bei Zorndorf musste Gleim von Lessing ernstlich ermahnt werden, weil der Grenadier, auf Leichenbergen stehend, sein Wüten damit legitimierte, dass die „Callmucken und Cosacken“ Wilde wären, „die noch zu Menschen nicht geworden sind.“<sup>95</sup> Die Humanität gerät an ihre Grenzen. Mit der Durchsetzung von Menschheit als universaler Inklusionsformel wird der Gegner zum Unmenschen, der jetzt mit Vorliebe an den Grenzen der aufgeklärt-zivilisierten Welt verortet wird, der aber ebenso im Gebildeten steckt. Die Literatur macht es sichtbar. Als Akteur, auch dafür steht der preußische Grenadier, will man teilnehmen am Krieg. Mit ihrer Bereitschaft, für das Vaterland zu sterben – und zu töten, beansprucht die Literatur eine aktive Rolle in der Gesellschaft. Insofern gehört die Berliner Aufklärung zu den Gewinnern des Siebenjährigen Krieges. Nach dem Krieg avancierte die preußische Metropole zum kulturellen Zentrum im deutschsprachigen Raum. Für diesen Siegeszug brachte der preußische König kein Verständnis auf.<sup>96</sup> ■

93 Vgl. Gerhard Sauder, *Weißes Amazonen-Lieder* im Siebenjährigen Krieg, in: „Krieg ist mein Lied“ (Anm. 1), S. 193–214; Johannes Birgfeld, *Kriegspoesie für Zeitungsleser oder Der Siebenjährige Krieg aus österreichischer Sicht*. Michael Denis' *Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänger in Europa seit dem Jahre 1756* im Kontext des zeitgenössischen literarischen Kriegsdiskurses, in: ebd., S. 215–239.

94 Johann Wilhelm Ludwig Gleim, *Siegeslied nach der Schlacht bei Lißa den 5ten December 1757*, in: ders., *Preussische Kriegslieder von einem Grenadier*. Hrsg. von August Sauer, Heilbronn 1882, S. 32.

95 Johann Wilhelm Ludwig Gleim, *Der Grenadier an die Kriegesmuse nach dem Siege bey Zorndorf den 25 August 1758*, in: R.F. Lacher, „Friedrich unser Held“ (Anm. 88), S. 61–67, S. 66; vgl. dazu die Briefe Lessings an Gleim vom 16.12.1758 und von Gleim an Ramler vom 6.1.1759, ebd., S. 69–73..

96 Ursula Goldenbaum, *Friedrich II. und die Berliner Aufklärung*, in: *Hofkultur und aufgeklärte Öffentlichkeit*. Potsdam im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext. Hrsg. von Günther Lottes und Iwan M. d'Aprile, Berlin 2014, S. 123–141.

# „Ihr traget die Ketten der gesittetsten Völker Europas!“

Kriegsgefangenschaft zwischen  
Vergangenheit und Gegenwart im globalen Siebenjährigen Krieg  
von Leonard Dorn

Vertiefung des Themas von Seite 28–44

## Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

**K**riegsgefangenschaft war eine zentrale Erfahrung des Siebenjährigen Krieges. Viele tausend Menschen durchliefen sie. Als wichtiger Mobilitätsfaktor trug sie den Krieg auch in nicht direkt von den Kampfhandlungen betroffene Regionen. Kennzeichnend für den Umgang mit Gefangenen war das Kartellsystem zur Auslösung oder zum Austausch von Gefangenen auf Grundlage bilateraler Verträge. Europäer, die den verlustreichen Krieg durchlebten, hoben als Besonderheit ihrer Zeit den humanen Umgang mit Kriegsgefangenen hervor. Dazu zählte der württembergische Militärjurist Rudolf Friedrich Stockmayer (1738–1793). Überhaupt sei das Schicksal „der Kriegsgefangenen zu neuern Zeiten unendlich besser, als vormals“. Man habe Beispiele, dass „sich kriegende Teile um die Wette beeifert haben“ sich in der Höflichkeit gegen Kriegsgefangene zu übertreffen.

Solche Handlungen seien „ächte Kennzeichen“ wahrhaftig großer Helden.<sup>1</sup> Stockmayer erklärte sein Urteil primär anhand des historischen Vergleichs mit dem Altertum. Es wird implizit deutlich, dass mit den Kriegsparteien ausschließlich die europäischen Fürstentümer gemeint sein können. Ein Geistlicher äußerte sich 1761 in einem Trostwort an Kriegsgefangene deutlicher: „Bei dem allen, gefangene Mit-Brüder, ist euch bekannt, daß euch das Schicksal in keine barbarische Hände liefert, die euch völlig berauben und in Stücken zerhauen, wie von Barbaren in West-Indien zu geschehen pflegt. Ihr traget die Ketten eines der gesitteten Völker von Europa und wie lange?“<sup>2</sup>

- 1 Rudolf Friedrich Stockmayer: R. F. Stokmeiers Herzoglich-Württembergischen Kriegs-Raths und Auditors bei dem Herzoglichen Leib-Grenadier Regiment Abhandlung von der Loslassung eines Gefangenen auf sein Ehrenwort, Frankfurt am Main/Leipzig: ohne Verlag 1761, S. 8.
- 2 Gerhard Philipp Scholvin: Hannover in den Krieges-Flammen oder Betrachtungen über die Kriegesbegebenheiten, welche seit 1756 dieses

Diese Worte stammen von Pastor Gerhard Philipp Scholvin (1723–1803) aus Hannover. Er wandte sich in einer Art seelsorgerischen ABC des Krieges auch an die in französische Gefangenschaft geratenen Soldaten. Scholvin beschreibt das Verhalten des zivilisierten Feindes wertschätzend und stellt es in Kontrast zu den „außereuropäischen Barbaren“. Zeitlich oder räumlich weit entfernte Völker konnten diesen Urteilen schwerlich widersprechen. Die innereuropäischen Praktiken wurden vom vielgelesenen Autor eines Schlüsselwerks zum Völkerrecht ähnlich positiv bewertet.

Dem Schweizer Emer de Vattel (1714–1767) zufolge gereiche es den europäischen Völkern zur Ehre, dass die Kriegsgefangenen selten von ihnen schlecht behandelt werden. Die Engländer und Franzosen, „diese großmütigen Nationen“, würden aufgrund der Berichte über ihre gute Behandlung der Kriegsgefangenen Lob verdienen.<sup>3</sup> Sein 1758 im praktischen Westentaschenformat publizierter Publikumserfolg *Le Droit des Gens*, fand im Siebenjährigen Krieg besonders unter Offizieren weite Verbreitung. Trotz des salomonischen Urteils über Engländer und Franzosen weist Vattel subtil auf den direkten Wettbewerb der europäischen Fürstentümer und ihrer Generäle und Offiziere in Sachen Gefangene hin.

Dabei ging es zum einen um die Ehre, das Ansehen und den Ruhm der Herrscher:innen, ihrer Armeen und ihrer Nationen. Zum anderen ging es um Individuen, die Beispiele von Großmut, Höflichkeit und Menschenliebe geben konnten. Sie gewannen dadurch soziales Kapital und hatten die Möglichkeit, im Einklang mit ihren persönlichen Wertvorstellungen zu handeln (was im Krieg nicht immer leicht ist).

Die hier aufgeführten innereuropäischen Wertungen der Zeitgenossen zum Umgang mit Gefangenen sind in der Geschichtswissenschaft früher oft unkritisch rezipiert worden. Dies geschah aus der Erfahrung der Napoleonischen Kriege und der beiden Weltkriege heraus, deren Maßstäbe die Vergangenheit in ein milderes Licht tauchten. In jüngerer Zeit ist hingegen der Mythos der begrenzten Kriegsführung des 18. Jahrhunderts gründlich dekonstruiert worden, wodurch derartige Quellenaussagen als kriegsverharmlosende Fehlwahrnehmungen erscheinen. Dabei werden die Zeitgenossen unterschätzt. Es wäre naiv zu glauben, dass Stockmayer, Scholvin und Vat-

und andere deutschen Länder verwüsten [...], Frankfurt am Main/Leipzig: ohne Verlag 1761, S. 227 (§ 130 Trost für Gefangene).

- 3 Emer de Vattel: *Le droit des gens ou principes de la loi naturelle* [...] / *Das Völkerrecht oder Grundsätze des Naturrechts* [...] (Die Klassiker des Völkerrechts in modernen deutschen Übersetzungen 3), dt. Übersetzung von Wilhelm Euler, Tübingen 1959, S. 440 (§ 150 Behandlung der Kriegsgefangenen).

tel nicht wussten, dass Kriegsgefangenen im Siebenjährigen Krieg auch viel Leid widerfuhr.

Daher muss der Versuch unternommen werden, die drei Aussagen vor dem Hintergrund ihrer Zeit zu verstehen. Es soll deshalb danach gefragt werden, welche Informationen die Zeitgenoss:innen zum Umgang mit Kriegsgefangenen im Altertum rezipierten und wie sie diese bewerteten. Ebenso soll dies mit Fokus auf außereuropäische Kriegskulturen auf den kolonialen Kriegsschauplätzen des Siebenjährigen Krieges geschehen. Abschließend werden Charakteristika europäischer Kriegsgefangenschaft herausgearbeitet und untersucht, welche Praktiken in ihrer Zeit als humanitäre Leistungen galten und ein Gefühl von Überlegenheit vermittelten.

### Faszination und Schrecken: Der Blick auf das Altertum

Einer der wichtigsten geschichtlichen Vergleichspunkte für den Umgang mit Kriegsgefangenen zur Zeit des Siebenjährigen Krieges war das Altertum. Die enge Verbindung des Siebenjährigen Krieges mit Antike-Rekursen manifestiert sich wohl am schönsten in der illustrierten Widmung einer 1761 in Frankfurt gedruckten *Vollständigen Römischen Geschichte* an den französischen Marschall Victor-François de Broglie (1718–1804).<sup>4</sup> Der Sieger der Schlacht bei Bergen (bei Frankfurt am Main) 1759 wird vom Kupferstecher Jean Conrad Back, gleich einem Reiterstandbild, auf einen Sockel mit antikisierender Inschrift vor eine topographisch-analytische Schlachtdarstellung gesetzt. Während sich auf dem Widmungsblatt Franzosen und Alliierte auf

dem Feld der Ehre begegnen, tummeln sich im Buchinneren Römer und Karthager.

Die im Werk erwähnten römischen Geschichtsschreiber waren für adlige und bürgerliche Zeitgenoss:innen des Siebenjährigen Krieges elementarer Bestandteil des Bildungskanons, dies galt besonders für Offiziere. Der zweite zentrale Bezugspunkt, auch für die breite Bevölkerung, waren biblische Texte. Mit den Kriegsbräuchen

des Altertums waren durch das Alte und Neue Testament selbst einfache Soldaten vertraut. Das Altertum bot zuerst einmal allgemeine Exempla: Die Zeitgenossen eigneten sich Sentenzen aus den biblischen und antiken Texten kreativ an und übertrugen sie auf ihre Situation. Aus dem Alten Testament entnahm etwa ein Braunschweiger Soldat angesichts der Gefangennahme, dass es besser sei, in die Hände des Herrn als in die Hände der Feinde zu fallen (2 Sam 24,14).<sup>5</sup> Ein methodistischer Geistlicher in England berief sich gegenüber französischen Gefangenen ebenfalls auf das Alte Testament (Exodus 23:9): „Die Fremdlingen solt ihr nicht unterdrücken: denn ihr wisset um der Fremdlingen Herz, dieweilen ihr auch seyd Fremdlinge in Egyptenland gewesen“<sup>6</sup>

Darüber hinaus bezogen sich die Zeitgenoss:innen auf große Griechen und Römer, vor allem Feldherrn und Herrscher. Dazu zählte insbesondere Alexander der Große (356–323 v. Chr.), der im 17./18. Jahrhundert durch Bildmedien als großmütiger Sieger popularisiert wurde. Positive Versatzstücke zum Umgang mit Gefangenen in der Antike wurden durch den in den 1660er Jahren entstandenen, fünfteiligen Alexander-Zyklus des französischen Hofmalers Charles Le Brun (1619–1690) geprägt, der in Form von Tapissereien, Kupferstichen und sogar Fächern reproduziert wurde und so seinen Weg in viele deutsche Residenzen fand.<sup>7</sup> Zwei dieser fünf geläufigen Darstellungen handeln von den Tugenden ‚Großmut‘, ‚Güte‘ und ‚Selbstüberwindung‘ im Umgang mit (hochrangigen) Gefangenen. Ursprünglich dienten sie primär der Herrscherpanegyrik und vermittelten ein politisches und künstlerisches Programm, aber konnten von Adligen ebenso als Vorbild für den Umgang mit gefangenen Standesgenossen gelesen werden.

Das Gemälde *Le tente de Darius* zeigt, wie Alexander 333 v. Chr. nach der Schlacht bei Issos gnädig mit der gefangenen Familie des Perserkönigs Dareios verfährt und

Der Aufsatz basiert auf dem laufenden Dissertationsprojekt von Leonhard Dorn mit dem Titel *Kriegsgefangenschaft im Konflikt zwischen Frankreich und Großbritannien-Kurhannover im Alten Reich 1757–1762. Räume – Praktiken – Akteur:innen* an der Universität Bonn, das von Professor Dr. Michael Rohrschneider betreut wird. ■



Leonard Dorn, Wiss. Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn

4 Ludvig Holberg: *Vollständige Geschichte des römischen Reichs, von den ersten Zeiten der Bevölkerung von Europa bis auf die neueren [...]*, Bd. 1, Frankfurt am Main/Leipzig: van Düren 1761, [Widmung der Gebrüder van Düren, 31. März 1761]. Weiterführend: Ulrich Niggemann: *Neuere Forschungen zur Antikenrezeption. Beobachtungen und Perspektiven für die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*, in: *Mitteilungen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte* 25 (2019), S. 37–58.

5 Johann Heinrich Ludwig Grotehenn: *Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch* (Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte 18), hg. v. Marian Füssel und Sven Petersen, Potsdam 2012, S. 101 (38. Brief, 1. April 1761).

6 John Wesley: *The Journal of John Wesley* (The Tyndale Series of Great Biographies), hg. von Percy Livingstone Parker, Chicago 1951, S. 100. Übersetzung nach: *Biblia, Das ist Die gantze Heilige Schrifft, deß Alten und Neuen Testaments [...]*, dt. Übersetzung von Martin Luther, Nürnberg: Endter 1736, S. 76.

7 Zur Bedeutung des Alexander-Zyklus für das Bild des Altertums im 18. Jahrhundert und der Rezeption durch Militärpersonen: *Essai historique et militaire sur l'art de la guerre. Depuis son origine jusqu'à nos jours*, Bd. 1, Paris: Bleuett 1789, S. 43. Zu Reproduktionen auf Fächern: Christl Kammerl-Baum: *Bildersprache auf Fächern. Überlegungen zu ikonografischen und formalen Aspekten anhand von Alexander- und Coriolanus-Darstellungen*, in: Miriam Volmert/Danijela Bucher (Hg.): *European Fans in the 17th and 18th Centuries. Images, Accessories, and Instruments of Gesture*, Berlin/Boston 2020, S. 61–75, hier S. 64–67.

wurde im Siebenjährigen Krieg besonders intensiv rezipiert.<sup>8</sup> Ein Gemälde zur Kapitulation Montreals 1760 überträgt die Komposition in die Gegenwart und inszeniert den britischen General Jeffrey Amherst (1717–1797) im Kostüm seiner Zeit als zweiten Alexander. Es entstand im Auftrag des Eigentümers des Vergnügungsparks Vauxhall Gardens.<sup>9</sup> Auch König Friedrich II. von Preußen (1712–1786) gab direkt nach Kriegsende 1763 eine Variante der Szene bei dem berühmten Maler Pompeo Battoni (1708–1787) in Rom in Auftrag.<sup>10</sup> Diese Gefangenen-Episode bildete nicht die Fülle der antiken historischen Überlieferung zu Alexander ab, sondern war ein gezielt gewähltes Versatzstück, das für Großmut als Tugend stand.

Die zahlreichen antiken Vorbilder konnten aber auch an Tugend übertroffen werden, etwa indem deren Verhalten und Kriegsbräuche gegenüber Besiegten in Frage gestellt wurden. Über König Friedrich II. von Preußen nach der Schlacht bei Roßbach 1757 kursierte dazu eine Anekdote. In Merseburg habe ein schwer verwundeter französischer Marquis dem Preußenkönig bei einem Besuch der verwundeten, gefangenen Offiziere vier Tage nach der Schlacht gesagt: „O Sire! [...], wie weit übertreffen sie den Alexander! Jener marterte seine Gefangenen zu Tode, aber Sie gießen Öhl in ihre Wunden.“<sup>11</sup>

Dieser wahrscheinlich apokryphe Ausruf zeigt, dass die Antike für die Zeitgenoss:innen des Siebenjährigen Krie-

ges vor allem auch viele negative, ja sogar irritierende Beispiele für den Umgang mit Gefangenen bereithielt. Der Württemberger Auditeur Stockmayer schrieb dazu, auch die „gesitteten Völker des Altertums“, sogar die „sonst so weisen und edelmütigen Römer“, hätten die Kriegsgefangenen in einem „harten und slavischen Zustand“ gehalten. Auch die „alten Deutsche[n]“, also die Germanen, seien mit ihren Kriegsgefangenen auf das grausamste Verfahren und hätten sie üblicherweise hingerichtet.

Die massenhafte Versklavung oder Tötung von Feinden deutlich nach der erfolgten Gefangennahme war gemäß dem Kriegsbrauch der Mitte des 18. Jahrhunderts höchst verwerflich. Verurteilenswert fand Auditeur Stockmayer daneben den römischen Brauch, Gefangene bei Triumphzügen zur Schau zu stellen und zu demütigen und sich somit als „hochmütige Überwinder“ zu zeigen. Das Christentum brachte

aus seiner Perspektive in den folgenden Jahrhunderten den großen Fortschritt, dass man Gefangene nicht mehr versklavte, sondern „die Welt in diesem Stück vernünftiger und großmütiger wurde“ und man sie nur noch verwahrte.<sup>12</sup>

Der Autor der *Vollständigen Geschichte des römischen Reiches* malt die „unerhörte[n] Grausamkeiten“ der Römer und Karthager gegeneinander noch plastischer aus. Die Karthager hätten römische Kriegsgefangene an Stelle von hölzernen Rollen für den Stapellauf von Schiffen eingesetzt und diese so zerquetscht. Die Römer hingegen hätten karthagische Kriegsgefangene als Repressalie in enge, mit nach innen gerichteten Nägeln beschlagene Kästen gesperrt und darin langsam zu Tode gemartert.<sup>13</sup> Besonders erschreckend erschien vielen Zeitgenoss:innen des Siebenjährigen Krieges am Altertum die Missachtung von Standesunterschieden, denn in der Antike gab es auch für gefangene Anführer nur wenig Privilegien. Der Beleg für die Unterlegenheit Alexanders des Großen im Vergleich zu Friedrich II. von Preußen bestand dann auch darin, dass der Makedonenkönig nach der Gefangennahme einen persischen Kommandanten – also das Äquivalent eines Stabs-offiziers des 18. Jahrhunderts – an einen Wagen binden und zu Tode schleifen ließ.<sup>14</sup> Um die einfachen Soldaten ging es in diesem Kontext gar nicht.

Die gewandelten Kriegsbräuche machten einige der antiken Texte sogar nahezu unverständlich: Ein gutes Beispiel dafür ist die Fabel *Der gefangene Trompeter* des griechischen Dichters Äsop (6. Jh. v. Chr.), die in zahlreichen Variationen nacherzählt wurde. Darin wird ein Trompeter nach verlorener Schlacht zuerst gefangengenommen und

---

### Zahlreiche antike Vorbilder von humanen Siegern konnten aber auch an Tugend übertroffen werden, etwa indem deren Verhalten gegenüber Besiegten in Frage gestellt wurde. Dies geschah zum Beispiel in einer Anekdote über König Friedrich II. von Preußen nach der Schlacht bei Roßbach 1757.

---

8 Charles Le Brun: Die Familie des Darius vor Alexander, Öl auf Leinwand, 1661, 298x453 cm, Château de Versailles, Inv.-Nr. MV 6165. Vgl. Franziska Windt: Künstlerische Inszenierung von Größe. Friedrichs Selbstdarstellung im Neuen Palais, in: Michael Kaiser/Jürgen Luh (Hg.): Friedrich und die historische Größe. Beiträge des dritten Colloquiums in der Reihe „Friedrich300“ vom 25./26. September 2009, 2009, Abschnitt 11–33. URL: <[https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-grosse/windt\\_inszenierung](https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-grosse/windt_inszenierung)> (zuletzt abgerufen am 30.06.2022).

9 Die Ausführung ist nicht erhalten, aber ein detailliert ausgeführter Entwurf (*modello*): Francis Hayman: Surrender of Montreal to General Amherst, Öl auf Leinwand, 1761, 90,4x111,5 cm, Beaverbrook Art Gallery (New Brunswick). Das Gemälde wurde acht Monate nach der Kapitulation von Montréal im Pillared Saloon von Vauxhall Gardens ausgestellt) Ausstellungstext 1761: „POWER EXERTED, CONQUEST OBTAINED, MERCY SHOWN! MDCCLX“. Hierzu weiterführend: Laurent Turcot: The Surrender of Montreal to General Amherst de Francis Hayman et l'identité impériale britannique, in: Mens. Revue d'histoire intellectuelle et culturelle 12/1 (2011), S. 91–135.

10 Jürgen Luh: Der Große. Friedrich II. von Preußen, München 2014, S. 109.

11 Eberhard Jürgen Abelmann: Hannover im Siebenjährigen Krieg. Hannoversches Kriegesdenkmal. Das Kriegesgeschehen in Stadt und Kurfürstentum dokumentiert von einem Bäckermeister (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Landesbibliothek 13), hg. v. Hans Hartmann, Hameln 1995, S. 158 (hier zitiert); Erweis, daß der preußische Monarch Friedrich der Gröste mit Alexander dem Großen nicht könne verglichen werden, Amsterdam: ohne Verlag 1758, S. 8 (basierend auf Curtius Rufus).

12 Stockmayer: Loslassung eines Gefangenen (wie Anm. 2), §4, S. 6 (Römer); §5, S. 7 (Germanen, Triumphzüge, Christentum).

13 Ludvig Holberg: Vollständige Geschichte des römischen Reichs, von den ersten Zeiten der Bevölkerung von Europa bis auf die neueren [...], Bd. 5, Frankfurt am Main/Leipzig: van Düren 1763, S. 28–30.

14 Erweis, daß der preußische Monarch Friedrich der Gröste (wie Anm. 12), S. 8.

soll dann getötet werden: „Gentlemen, says he, Why should you kill a Man that kills nobody?“<sup>15</sup> Seine Überwinder schmettern dies barsch ab und schreiten zur Tat, denn er habe zwar nicht gekämpft, aber zum Kämpfen aufgerufen.

Im Siebenjährigen Krieg wurden Trompeter und Trommler jedoch kaum getötet, sondern spielten als Parlamentäre eine wichtige Rolle und durften in dieser Funktion die feindlichen Posten unbehelligt passieren. Sie waren zentral für die Kommunikation zwischen den Kriegsparteien, speziell auch für den Gefangenenaustausch. In einem Kommentar zur Fabel wird dieser Logikfehler aus der Perspektive einer europäischen Kriegskultur folgerichtig aufgelöst, indem die Fabel in einen Bürgerkriegskontext gestellt wird und die ausnahmsweise Tötung des Trompeters nach der Gefangennahme in diesem Zusammenhang legitim erschien.<sup>16</sup>

Eine andere Variante versetzt die Handlung in die Gegenwart und ändert die Personenkonstellation zum besseren Verständnis ab. Der zu einer ‚regulären‘ Einheit einiger französischer ‚Gens d’Armes‘ gehörende Trompeter fällt hier einer Schar leichter Truppen, nämlich Husaren, zum Opfer.<sup>17</sup> Die Gewalttaten leichter Truppen wurden in den Scharmützeln des Kleinen Krieges typischerweise geduldet und beruhten auf einer eigenen, auf Beute und Autonomie ausgerichteten Gewaltkultur.<sup>18</sup> Trompetermordende Husaren erschienen aufgrund des schlechten Rufes dieser Truppen als handelnde Figuren nachvollziehbar. Andere Kommentare umgingen den problematischen Inhalt, indem sie erst gar nicht versuchten, Bezüge zum Kriegsalltag herzustellen und die moralische Lehre gänzlich metaphorisch verstanden.<sup>19</sup>

Die Gewalt, die in den antiken Texten gegenüber Gefangenen ausgeübt wurde, stieß Europäer ab und faszinierte sie zugleich. War es nicht verlockend, Rachegeleüste an den Besiegten auszuleben – wie etwa die Parther am besiegten Feldherrn Crassus?<sup>20</sup> Der aus Braunschweig-Wolfenbüttel stammende Sekretär des Oberbefehlshabers der niederländischen Armee, Martin Albert Hänichen (1707–1786), grollte der französischen Armee, die zu Kriegsbeginn sein Vaterland besetzt hatte. Er fantasierte im Frühjahr 1758 davon, dass der König von Preußen und der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel die französischen Kriegsgefangenen zur Zwangsarbeit zur Wiederherstellung der Kriegsschäden in Wolfenbüttel und Halberstadt zwingen sollten: „Die alte Geschichte liefert uns solche Beispiele. Und ich muss Ihnen gestehen, dass ich den Leuten, die un-

ser unschuldiges Vaterland so grausam behandelt haben, nichts als Schande und Verwirrung wünsche.“<sup>21</sup>

Der sonst als tugendhaft und human bekannte Feldherr Ferdinand von Braunschweig (1721–1792), gab angesichts eines vermuteten Gefangenenaufstands unter der Hand Befehle aus, seinen etwa 7.500 französischen Kriegsgefangenen eine Dezimierung nach römischem Vorbild anzudrohen.<sup>22</sup> Beide Äußerungen wurden nicht publik, wohl da die erste einen Mangel an Selbstkontrolle offenbarte und die zweite eine skandalöse Grausamkeit in den Rahmen des Möglichen rückte.

Das, was die Zeitgenoss:innen in antiken Texten vorfanden, verglichen sie mit der außereuropäischen Welt und meinten es bei angeblich ‚rohen Nationen‘, etwa den ‚amerikanischen Wilden‘, wiederzuerkennen. Bezeichnend ist der Vergleich zwischen Altertum und Gegenwart in einer der wichtigsten Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts. Eine „ähnliche Härte“ finde sich noch heutzutage bei „wilden Nationen“. So nähmen beispielsweise „die Negern kein Löse-Geld für einen Kriegs-Gefangenen an.“<sup>23</sup> Es stellt sich die Frage, welche Informationen Europäern zum Umgang mit Gefangenen in anderen Teilen der Welt vorlagen und wie sie diese verarbeiteten.

### (Koloniale) Horrormeldungen: Kriegsgefangenschaft in europäischen Medien

Wie auch bei den Europäern unterlag der Umgang mit Gefangenen bei der indigenen Bevölkerung Amerikas Ordnungsvorstellungen. Europäische Kriegspraktiken zielten im Kampf nicht auf die Gefangennahme möglichst vieler Gegner, sondern auf strategische Erfolge und ähnlich abstrakte Ziele ab und waren daher tödlicher. Nach der Gefangennahme wurde das Leben der Besiegten jedoch stärker geschützt. Frauen, Kinder und Alte wurden meist von der Kriegsgefangenschaft ausgeschlossen. Der hohe Organisationsgrad erlaubte es außerdem, größere Gefangenennengen zu transportieren und festzuhalten.

Für Native Americans war hingegen das Erbeuten von lebenden Gefangenen ein wichtiges Kriegsziel. Die Gefangenen wurden als individueller Besitz angesehen und konnten adoptiert oder gegen Lösegeld an Europäer verkauft werden. Ein wesentlich kleinerer Teil wurde durch rituelle Folter getötet. Erbeutete Skalps brachten zwar auch Prestige, galten aber nicht als gleichwertig zu lebenden Gefangenen. Die Unabhängigkeit und lockere Organisation von Kriegszügen der First Nations bedrohte hingegen das Leben von Gefangenen stärker.

Kriegergruppen töteten auf dem Rückweg Gefangene, wenn diese den weiten Strecken körperlich nicht gewachsen waren. Das wechselseitige Verständnis zwischen Europäern und First Nations für die jeweiligen Ordnungsvorstellungen

15 *Æsop's Fables With Instructive Morals and Reflections, Abstracted from all Party Considerations [...]*, London: Richardson 1753, S. 45.

16 Aphra Behn/Francis Barlow/Thomas Philipot/Robert Codrington/Thomas Dudley/*Æsop's Fables with His Life: In English, French and Latin. Newly Translated. Illustrated with One Hundred and Twelve Sculptures [...]*, London: Hills Jun. 1687, S. 176f.

17 William Somerville: *Occasional Poems, Translations, Fables, Tales, &c.*, London: Lintot 1728, S. 159f.

18 Marian Füssel: *Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges*, München 2019, S. 64f.

19 Samuel Croxall: *Fables of Æsop, and Others [...]*, 4. Aufl. Whitehaven: Dunn 1763, S. 110f.

20 Plutarch: *The Third Volume of Plutarch's Lives. Translated from the Greek by Several Hands*, Bd. 3, London: Tonson 1700, S. 472–537 (Crassus), Illustration zwischen S. 472f.

21 Martin Albert Hänichen an Christian Heinrich Philipp Westphalen, [o.O., Den Haag], 20./21. März 1758, in: NLA WO, 246 N Nr. 23, Brief Nr. 21 [Übersetzung aus dem Französischen Leonard Dorn].

22 Ferdinand von Braunschweig an Georg Friedrich von Sommerfeld, Osterath, 27. Juni 1758, in: NLA HA, Hann. 38 A, Nr. 205, fol. 12.

23 Artikel „Kriegs-Gefangene“, in: Johann Georg Krünitz: *Oeconomisch-technologische Encyclopädie [...]*, Bd. 50, Berlin: Pauli 1790, S. 408–468, hier S. 413.

und Praktiken im Umgang mit Gefangenen war gering ausgeprägt.<sup>24</sup> Europäer neigten insgesamt dazu, aus einer überheblichen Position mit Abscheu auf andere Gewaltkulturen zu blicken und ihre inhärenten Logiken zu übersehen.

Dies spiegelt sich in Zeitungsnachrichten zum Umgang mit Gefangenen wider. Ein Kupferstich mit dem Titel *Hinrichtung eines Kriegsgefangene bey den Wilden* aus dem Jahr 1756 steht hier stellvertretend für unzählige imaginierte Grausamkeiten der Native Americans gegenüber Gefangenen.<sup>25</sup> Derartige Gräuelerichte erreichten besonders über britische Kommunikationskanäle das Medienzentrum Hamburg und fanden im Alten Reich unter anderem als Zeitungsnachrichten Verbreitung. Dies lässt sich anhand des *Hamburgischen Correspondenten* nachverfolgen, der zur Zeit des Siebenjährigen Krieges eine der bedeutendsten europäischen Zeitungen war und von der Witwe Wendelina Sophia Grund geleitet wurde.<sup>26</sup>

Gemäß dem damaligen Verständnis neutraler Berichterstattung wurden Einsendungen aller (europäischen) Kriegsparteien eingepflegt, sehr explizite Kriegspropaganda nicht gedruckt und keine Deutungen zu den Berichten vorgegeben. Die Transgression europäischer Normen wurde in den Texten durch Verweise auf die Plünderung, Tötung oder Verstümmelung von Kriegsgefangenen, insbesondere von Frauen und Kinder, markiert. Zentrale Medienereignisse waren etwa die Schlacht am Monongahela oder das vielfach sogenannte Massaker von Fort William Henry.

Wichtig für europäische Imaginationen des indigenen Umgangs mit Gefangenen in Amerika waren jedoch auch kleine Meldungen zu heute nicht mehr geläufigen Ereignissen. So hieß es etwa in einer aus London eingegangenen Nachricht 1761 drastisch, dass die Cherokee „drohen, alle weiße Leute, die ihre Kriegsgefangene sind, zu ermorden.“<sup>27</sup> Die Rezipient:innen konnten sich anhand dieser Artikel ihre eigene Meinung bilden, allerdings fehlten im Fall der außereuropäischer Völker naturgemäß die Einsendungen der Gegenseite als Korrektiv zu britischen Nachrichten.

Das Bild des Umgangs mit Gefangenen auf dem indischen Kriegsschauplatz war graduell besser, aber die Zeitungsmeldungen waren trotzdem ebenfalls von Gräuelerichten geprägt. Die Rezipient:innen erreichten einseitige Nachrichten über Krieg und Gefangenschaft, die indische

Feldherren und Kämpfer als Sieger und Besiegte gemäß den Topoi orientalischer Tyrannei und Verschlagenheit stereotyp darstellte. Als Überwinder zeigte sich ihre Grausamkeit in der Episode um das Black Hole von Kalkutta, bei der britische Kriegsgefangene in einen zu kleinen Raum gepfercht und dadurch getötet wurden.

Das britische Narrativ fand im Alten Reich unter anderem durch eine illustrierte Buchreihe Verbreitung, die politisch der habsburgisch-bourbonischen Gegenseite nahestand. Dort sperrte der indische „Tyranne“ die britischen Gefangenen in den „scharze[n] Kerker“, „es kamen aber nur 23 Persohnen aus diesem Höllen-Schlunde heraus, ohngeachtet 146 Persohnen darinnen gewesen.“<sup>28</sup>

Auch in der Niederlage wurde ‚der indische Gefangene‘ als verschlagen dargestellt. Der Hamburgische Correspondent berichtete über einen 1763 eingeweihten Kenotaph in Westminster Abbey für einen britischen Vizeadmiral, der in Indien verstorben war. Dazu heißt es in der Zeitung: „Der Admiral ist in Lebensgröße vorgestellt, [...]: sein Gesicht ist gegen ein schönes Frauenzimmer gekehret, die [...] den Admiral für die Errettung aus der Gefangenschaft danket, und darunter steht: Calcutta befreyet [...]. An der andern Seite ist das Bild eines gefangenen Indianers [=Inders], welcher mit einer Kette an einen Pfosten angefesselt ist, und einen traurigen, doch gehäßigen Blick, auf den Admiral wirft.“<sup>29</sup>

Neben den Indianern und Indern als außereuropäischen Barbaren und Halbzivilisierten existierten für die Zeitgenoss:innen auch Barbaren an der europäischen Peripherie, etwa Kosaken, Kalmücken, Panduren, Kroaten und Schotten oder sogar portugiesische Bauern. Letztere schnitten angeblich den spanischen Soldaten Nasen und Ohren ab und wurden umgekehrt als Gefangene dafür massakriert.<sup>30</sup>

Die Zeitungsartikel legitimierten, parallel zur Zuschreibung der Barbarei, europäische Gewalt gegenüber den als ‚anders‘ markierten: Eine Einsendung aus London berichtet über eine Expedition gegen die Cherokee, bei der vier indianische Dörfer vernichtet wurden: „200 Häusern ließ der Oberste in der Nacht umringen, und alle darinn befundene Mannspersonen mit dem Bajonet tödten.“<sup>31</sup> Die indianischen Frauen und Kinder wurden von den britischen

24 Wayne E. Lee: Peace Chiefs and Blood Revenge: Patterns of Restraint in Native American Warfare, 1500–1800, in: *The Journal of Military History* 71/3 (2007), S. 701–741, hier S. 731f. Vgl. zur Wahrnehmung der indigenen Kriegskultur durch europäische Militärs: Sven Externbrink: Europäische gegen amerikanische Kriegskultur. Louis-Antoine de Bougainville und der *French and Indian War* (1756–1760), in: Christian Th. Müller/Matthias Rogg: *Das ist Militärgeschichte! Probleme – Projekte – Perspektiven*. Festschrift für Bernhard R. Kroener zum 65. Geburtstag, Paderborn [u. a.] 2013, S. 253–266, besonders S. 260 und 263.

25 John Huske: *Allgemeine Amerikanische Kriegsgeschichte*, an den Flüssen Ohio, St. Laurenz, St. Johann, etc. [...], Frankfurt am Main/Leipzig: ohne Verlag 1756 [zuerst 1755], Illustration zwischen S. 96f.

26 Holger Böning: Dem Bürger zur Information und Aufklärung: Die ‚Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten‘, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 14 (2012), S. 5–41, hier S. 14.

27 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 71, Dienstag, 5. Mai 1761 (Fortsetzung der Londoner Nachrichten, vom 17, 21 und 24 April).

28 Andreas Lazarus Imhof: *Des Neu eröffneten Historischen Bilder-Saals Dreyzehnten Teils / Zweyter Abschnitt*, in welchem die Geschichte des fortwährenden Kriegs zur See, vom Jahr 1756 bis 1760 kurz, doch deutlich beschrieben werden, Nürnberg: Jacob Seitzische Buchhandlung [1762], S. 820–824 („Hartes Schicksal einniger Engländer in einem Gefängnis“).

29 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 103, Mittwoch, 29. Juni 1763 (London, vom 17 und 21 Junii).

30 „Unsere Nachrichten aus Portugal sind voll von lauter Grausamkeiten, welche die Portugiesen und Spanier gegeneinander ausüben. Besonders ergeheth gegen die Portugiesischen Bauern eine scharfe Rache wegen der abgeschnittenen Spanischen Nasen und Ohren. Ihre Körper werden von den Spanischen Soldaten in Stücke zerhauen, ihre Weiber und Töchter mißgehandelt, die Dörfer geplündert, und hernach verbrannt.“ Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 126, Samstag, 7. August 1762 (London, den 27 und 30 Julii).

31 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 128, Samstag, 9. August 1760 (London, vom 29 Julii und 1 August).

Truppen hingegen nach dem Bericht am Leben gelassen und zu Gefangenen gemacht, während sie die Siedlungen niederbrannten. Gemäß dem Bericht hätte der Kommandant der Truppen, Colonel Archibald Montgomery (1726–1796), das letzte Dorf Sugar Town und dessen „Einwohner“ sogar gerne geschont, „wenn er diese nicht eben zu der Zeit überfallen hätte, da sie einen von den weißen Leuten am Speiß brateten.“ Dieser Bericht war nicht frei erfunden, denn die Briten fanden in Sugar Town zumindest eine verstümmelte Leiche, aber er unterschlug, dass die Truppen in den Dörfern zuerst auch Frauen und Kinder niedergemacht hatten, bis die Offiziere einschritten.<sup>32</sup>

Europäische Rezipient:innen erreichte somit eine verzerrte Nachricht, die ein transgressives Verhalten der Truppen, das auf dem europäischen Kriegsschauplatz nur schwer legitimierbar gewesen wäre, durch den Fokus auf den vermeintlichen Kannibalismus der Native Americans rechtfertigte. Auffällig ist ebenfalls, dass in den dreizehn Kolonien durch die Provinzregierung von Pennsylvania sogar Medaillen auf die Vernichtung eines indigenen Dorfes als Erinnerungsobjekte für beteiligten Offiziere geprägt wurden.<sup>33</sup>

Ähnliche Legitimationsstrategien finden sich auch in der Berichterstattung über einen der größten Sklavenaufstände der Karibik auf der Zuckerinsel Jamaika, Tacky's Revolt im Jahr 1760. In den Zeitungsmeldungen erlaubt die angeblich grenzüberschreitende Gewalt der afrikanischen Sklaven die enorme Gewalt der europäisch-kolonialen Plantagenbesitzer: Gerieten die laut Zeitungsmeldung grausam kämpfenden „Aufführer“ in Gefangenschaft, dann „läßt [man] sie 6 bis 8 Tage lebendig am Galgen hängen, bis sie vor Hunger, Durst und Hitze crepiren.“<sup>34</sup> Das negative Bild von Gefangenschaft in der außereuropäischen Welt schlug sich im alltäglichen Kriegsgeschehen auch darin nieder, dass Nicht-

europäer aus dem System Kriegsgefangenschaft aktiv ausgegrenzt wurden. Auf der Zuckerinsel Martinique hatten die Franzosen gegen die Briten freie Schwarze aufgeboden und bewaffnet und sich bei den Kapitulationsverhandlungen den Kriegsgefangenenstatus für sie ausgebeten. Die Briten bevorzugten jedoch, alle „Neger, die man in Waffen ergriffen hat“ zu versklaven.<sup>35</sup> Dies verdeutlicht, dass der Kriegsgefangenenstatus vor allem Europäern zuteilwurde.

Für die Rezipient:innen der Berichterstattung zu Gefangenschaft im Siebenjährigen Krieg waren für den europäischen Kriegsschauplatz hingegen differenzierte Informationen leichter verfügbar. Einleitend wurde der Schweizer Gelehrte Emer de Vattel zitiert, der schrieb, dass von den Europäern „selten die Kriegsgefangenen [...] schlecht behandelt werden“. Die Einschränkung „selten“ verrät schon, dass es auch in Europa viele, in der medialen Öffentlichkeit umstrittene und umkämpfte Ereignisse rund um Gefangene gab. Dazu zählte die Eingliederung der bei Pirna kriegsgefangenen kursächsischen Armee in die Armee Friedrichs II. von Preußen 1756. In den Druckmedien wurde außerdem über die Verweigerung des Pardons im Kampf sowie die Nichteinhaltung von Kapitulationsverträgen und Übergriffe gegenüber Gefangenen gestritten.<sup>36</sup>

Die britische Regierung und Öffentlichkeit wehrten sich während des Krieges immer wieder gegen den Vorwurf der schlechten Haftbedingungen der französischen Gefangenen und warfen der französischen Regierung umgekehrt fehlendes Verantwortungsbewusstsein für ihre Gefangenen vor, da sie nicht für deren Unterhalt aufkommen konnte.<sup>37</sup> Sehr viel schroffer war aber noch der Ton zwischen Preußen und Österreich in den letzten Kriegsjahren: In einer preußischen Flugschrift machte der preußische General, Markgraf Karl von Brandenburg (1705–1762), dem österreichischen General Laudon (1717–1790) 1762 harte Vorwürfe: Der Krieg werde von österreichischer Seite „mehrtheils, wie von barbarischen Völkern geföhret [...], so daß man gegenseitig die Kriegesgefangene in eine völlige Slavery setze“, da preußische Gefangene mit Gewalt zu österreichischen Kriegsdiensten gezwungen worden seien.<sup>38</sup>

Gemäß dem damaligen Verständnis neutraler Berichterstattung wurden Einsendungen aller (europäischen) Kriegsparteien in die Nachrichten von Zeitungen eingepflegt, sehr explizite Kriegspropaganda nicht gedruckt und keine Deutungen zu den Berichten vorgegeben.

32 John Oliphant: *Peace and War on the Anglo-Cherokee Frontier, 1756–63*, Houndmills [u. a.] 2001, S. 123–125: „Almost all the men in and about the houses were killed with bayonets, and some women and children died too [...]. Grant, shocked by the slaughter, „could not help pitying them a litte“; Montgomery was dismayed that „Some [of the women and children] could Not be Saved. [...] The carnage and havoc had been considerable by any standards, and Grant and Montgomery – both tough warriors well seasoned to the brutalities of North American warfare – were awed by what they had done.“

33 Eine Expedition der kolonialen *Provincial Troops* unter Kommando von John Armstrong (1717–1795) zerstörte das Dorf Kittaning. David L. Preston: *The Texture of Contact. European and Indian Settler Communities on the Frontiers of Iroquoia, 1667–1783*, Lincoln 2009, S. 177: „In a colony that had mythologized its founder's friendly relations with the Delawares, leaders and peoples now celebrated the killing of Delaware men, women, and children. John Armstrong later wrote, „Those Barbarians don't in Action stand so close together as the Philistines of Old who fell by the hands of the Hebrew hero.“

34 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 153, Dienstag, 23. September 1760 (Fortsetzung der Nachrichten von London, vom 5 und 9 September).

35 Le Vassor de la Touche/G. B. Rodney/Rob. Monkton: Generalkapitulation für Stadt und Insel Martinique, Fort Royal (Martinique), 13. Februar 1762, in: *Beiträge zur neuern Staats- und Kriegs-Geschichte*, Bd. 15, Danzig: Schuster 1762, S. 571–581, hier S. 574.

36 Manfred Schort: *Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 1023)*, Frankfurt am Main 2006, S. 379–385.

37 Renaud Morieux: *The Society of Prisoners. Anglo-French Wars and Incarceration in the Eighteenth Century (The Past & Present Book Series)*, Oxford 2019, S. 129f.

38 Brief-Wechsel so zwischen des Prinzen und Marggrafen Carl von Preussen Königl. Hoheit/ und dem Kayserl. Königl. General-Feldzeugmeister von Laudohn/ wegen der Auswechselung und Verpflegung derer Krieges-Gefangenen/ geföhret worden, nebst Anmerkungen über das Schreiben des Generals Laudohn, Magdeburg: ohne Verlag 1762, S. 4f.

Es bleibt festzuhalten, dass der Völkerrechtler Vattel, der Auditeur Stockmayer und Pastor Scholvin mit ihren positiven Urteilen zum Umgang mit Kriegsgefangenen im Siebenjährigen Krieg vermutlich nicht ausdrücken wollten, dass dieser Umgang mit Gefangenen unter Europäern stets normkonform war. Sofern sie Kriegsnachrichten verfolgten, musste ihnen bewusst sein, dass sich die europäischen Kriegsparteien gegenseitig mit dem Vorwurf der Barbarei überzogen und dies wiederum Übergriffe gegen europäische Kriegsgefangene legitimierte. Im Vergleich mit dem, was sie in verschiedenen Medien zum Umgang mit Gefangenen in der Antike oder bei ‚ungesitteten Völkern‘ rezipierten, erschienen ihnen europäische Praktiken trotz aller Problemfelder als großmütig oder human, sodass sie ihre Zeit als „unendlich besser, als vormals“ beschrieben. Ihr Standard war aufgrund der Imagination eines grausamen Altertums und einer blutrünstigen außereuropäischen Welt, niedrig angesetzt.

### **Captur – Auswechslung – Gewehr auf die Schulter: Kriegsgefangenschaft unter Europäern**

Abschließend sollen nun zentrale Charakteristika von Kriegsgefangenschaft auf dem europäischen Kriegsschauplatz herausgearbeitet werden.

Mit am häufigsten war die verhandelte Gefangennahme. Während des Siebenjährigen Krieges gerieten große Truppenkörper vor allem durch die zahlreichen Kapitulationen in Gefangenschaft, etwa bei Pirna 1756, Breslau 1757, Minden und Louisbourg 1758 oder Maxen 1759. Allein auf dem französisch-alliierten Kriegsschauplatz im Westen des Reiches endeten von etwa 54 Kapitulationsverträgen die Hälfte mit Kriegsgefangenschaft.<sup>39</sup> Der Weg in die Gefangenschaft wurde in der Regel als ein militärisches Übergangsritual gestaltet. Besiegte Armeen und Garnisonen zogen zu klingendem Spiel und mit wehenden Fahnen aus, marschierten an den spalierstehenden Truppen der Sieger vorbei und streckten die Waffen. Die Kapitulationsverträge regelten häufig auch, wer Kriegsgefangener wurde und wer nicht, und gestanden den Gefangenen bestimmte Privilegien zu, wie etwa den Schutz des persönlichen Besitzes. Eine klare Trennung zwischen Kombattanten und Nonkombattanten gab es dabei nicht. Gelegentlich kam es bei Kapitulationen zu Übergriffen sowie zum Bruch einzelner Kapitulationsartikel, aber in der Gesamtheit funktionierte der Kriegsbrauch ‚Kapitulation‘ relativ gut.

Ähnlich wichtig war die ‚freie Gefangennahme‘, etwa in den Scharmützeln des Kleinen Krieges und den großen Feldschlachten. Die ‚freie Gefangennahme‘ war der gefährlichste Weg in die Gefangenschaft. Dabei konkurrierten humanitäre Normen wie auch das christliche Tötungsverbot mit taktischen Normen und dem Überlebenswillen der Soldaten. Eine

Während des Siebenjährigen Krieges gerieten große Truppenkörper vor allem durch die zahlreichen Kapitulationen in Gefangenschaft. Allein auf dem französisch-alliierten Kriegsschauplatz endeten die Hälfte der Kapitulationsverträge mit Kriegsgefangenschaft.

Silbermedaille bildet dieses grundsätzlich im Krieg vorhandene Problem ab. Die Figur eines französischen Offiziers wiegt das Recht des Krieges gegen das Recht der Billigkeit ab – *ius belli* versus *ius honesti*.<sup>40</sup> Es war in Reglements der Zeit Allgemeingut, dass man mit dem Gefangennehmen erst anfangen sollte, wenn der Sieg sicher war. Entsprechend galt es nicht als guter Charakterzug, wehrlosen Feinden im Kampf die Gefangennahme zu verweigern und sie zu töten, aber es war auch kein sonderlich großer Normverstoß.

Auf See signalisierte man den Kampf ohne Gnade durch das Aufziehen der Blutfahne. Im Landkrieg wurden ‚kein Pardon-Befehle‘ ausgegeben und sogenannte Grausamkeitsgefechte ohne Gefangene geführt. Ebenso kam es im Kampf situativ immer wieder dazu, dass Soldaten in eine Art Bluttausch verfielen und Angst und Wut in Massakern an eigentlich schon besiegten Gegnern entluden. In der chaotischen Kampfsituation war es aber auch bei guten Absichten nicht immer leicht, Pardon zu gewähren.<sup>41</sup> Hatten die Überwinder den Besiegten erst einmal Pardon gewährt und ihnen den Gefangenenstatus zuerkannt, wurde das Leben des nun ‚wirklich Kriegsgefangenen‘ meist geschützt.<sup>42</sup> Dies war der dem Altertum überlegene Großmut des Siebenjährigen Krieges. Abseits der Kampfzone waren die Überlebenschancen für Gefangene häufig gut, wenn man die allgemeinen Probleme der Kriegsführung des 18. Jahrhunderts – Versorgungskrisen und Krankheiten – außer Acht lässt.

Bei ‚wirklichen Gefangenen‘, denen die Überwinder nach dem Kampf den europäischen Kriegsgefangenenstatus zugesprochen hatten, war das Spektrum der Gefangenschaftserlebnisse im Folgenden sehr breit.

Wenn Vattel schreibt, dass die Gefangenen von den „Europäern selten schlecht behandelt werden“ fällt es a priori schwer, diese Aussage allgemein auf die Haftbedingungen zu übertragen. Kriegsgefangenschaft bewegte sich in den

40 Zur Medaille für General Vaubecourt: Hans-Heinrich Hillegeist: Die Königshütte, der Südharz und die Zerstörung der Burg Scharzfels 1761, in: Harz-Zeitschrift 67 (2015), S. 71–93, hier S. 91f.

41 Friedrich Menneking: Victoria by Vellinghausen 1761. Spaziergänge in die Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Westdeutschland (Quellen und Schriften zur Militärgeschichte 4), Paderborn 1989, S. 115f. (Corporal Todd). Ein britischer Unteroffizier berichtet in seinem Tagebuch, wie sich aus der britischen Formation noch Schüsse lösten, obwohl die britischen Offiziere den demoralisierten Feinden Gnade gewähren wollten.

42 Maria Theresia/Joseph Graf von Harrach/Wilhelm Graf von Neipperg: Militär-Feld-Regulament, Wien, 12. März 1759, keine Seitenzählung: „36to: Mit Machung der Gefangenen solle sich in dieser Gelegenheit, und überhaupt, bis die Bataille nicht meistens decidiret ist, nicht viel aufgehoben werden; Dahingegen solle denen wirklich Gefangenen auch kein Leid, vielweniger denen Blesirten ein Unfug angethan, bey schärfester Straffe auch keiner ausgezogen, sondern vielmehr denenselben mit aller Leutseligkeit, und möglichster Hilfeleistung begegnet werden.“ Der Artikel stammt ursprünglich aus dem Reglement des Jahres 1749. Vgl. dazu Lutz Voigtländer: Die preußischen Kriegsgefangenen der Reichsarmee 1760/63 (Duisburger Studien 22), Duisburg 1995, S. 18.

39 26/54 Kapitulationsverträgen nach einer Auswertung des Autors.

Extremen zwischen kaum spürbarer virtueller Gefangenschaft auf Ehrenwort und enger Haft unter schärfsten Bedingungen. Die Unterbringungssituation der Gefangenen gestaltete sich meist günstig, wenn die Fürstentümer ein sicheres Hinterland hatten. Das galt für das Habsburgerreich, Großbritannien und Frankreich und in geringerem Maße auch für Kurhannover.

In Großbritannien, dem Habsburgerreich und Kurhannover befanden sich zu bestimmten Zeitpunkten gleichzeitig 44.512 Kriegsgefangene verteilt auf 62 Städte und Kleinstädte.<sup>43</sup> Im Durchschnitt waren an einem Ort knapp 720 Kriegsgefangene untergebracht. Das stand in einem akzeptablen Verhältnis zur Bevölkerung vieler Städte im 18. Jahrhundert, die häufig 1.000 bis 3.000 Einwohner besaßen. Lange Aufenthaltsdauer und beengte Behältnisse – so der Quellenbegriff für die Unterkünfte – konnten jedoch unter den Gefangenen zu einer hohen Mortalität durch Seuchen wie der roten Ruhr oder dem Lagerfieber führen.

Großbritannien wechselte etwa gegnerische Landsoldaten regelmäßig aus, aber hielt gezielt Seeleute zur Schwächung des fragilen Mannschaftsreservoirs der französischen Marine in überdurchschnittlich großer Zahl und über einen überdurchschnittlich langen Zeitraum, nämlich bis Kriegsende, gefangen. In Preußen war die Situation der Gefangenen sogar noch prekärer, obwohl zumindest bis zum Winter 1759/60 durchaus Gefangenaustausch zustande kamen. Das Königreich wurde von allen Seiten bedroht und griff daher auf eine kleine Zahl von sicheren Festungsstädten zurück, die dadurch teils massiv überbelegt waren. Dazu zählten Spandau, Küstrin, Stettin und Magdeburg sowie Merseburg und Leipzig.<sup>44</sup> Gerade für die habsburgischen irregulären Truppen, Kroaten und Panduren, waren die Lebensbedingungen hier katastrophal.

Dass Kriegsgefangenschaft einerseits viele Todesopfer fordern konnte, aber dies nicht ausschließlich auf eine grausame Behandlung durch die Überwinder zurückzuführen war, erklärt vermutlich das positive Urteil Vattels. Das Leben der Soldaten war in den Feldlagern und Garnisonen auf ähnliche Art durch Infektionskrankheiten bedroht.

Die Quartiere der Gefangenen in den Städten hatten den gemeinsamen Nenner, dass es keine durchgeplanten Gefangenenlager als Zweckbauten gab. Die Inhaftierungsorte waren sämtlich improvisiert. Häufig wurden Gebäude, die den jeweiligen Landesherrn gehörten, genutzt, etwa Burgen, Schlösser und Kasernen. Das hatte den großen Vorteil, dass sich dagegen selten Widerstand bei der lokalen Bevölkerung regte. Das Spektrum reichte darüber hinaus von kommunalen Gebäuden, wie etwa Schulen und Kirchen, bis hin zu den Wohnhäusern der Untertanen. Die Gefangenen wurden an

den Unterbringungsorten verwahrt und nur in seltenen Fällen, etwa in Kanada, für Zwangsarbeit ausgebeutet.<sup>45</sup>

Die Gefangenen beschäftigten sich stattdessen selbst.<sup>46</sup> Es gab außerdem freiwillige Lohnarbeit im Land des Feindes, etwa als Arbeiter im Festungsbau oder auf Landgütern. Einzelne Gefangene integrierten sich manchmal durch Heirat oder Erwerb des Bürgerrechts vollständig in die Gastgesellschaft des Feindes. Insofern fiel im Siebenjährigen Krieg der Vergleich des eigenen Handelns mit der Versklavung von Kriegsgefangenen in der Antike recht positiv aus.

Hatten die Gefangenen ein Dach über dem Kopf, musste zugleich ihre Versorgung sichergestellt werden. Zu den Grundbedürfnissen der einfachen Soldaten in Gefangenschaft gehörten neben dem Sold Nahrung, Kleidung, Lagerstroh zum Schlafen, Kerzen für Helligkeit und Feuerholz zum Heizen sowie medizinische Versorgung durch Militärhospitäler. Entsprechend war das Aufbringen von Pfund, Reichstaler und Ecu zentral für das Überleben der Gefangenen. Die Lebenssituation der Gefangenen wurde positiv dadurch beeinflusst, dass die Gewahrsamsmächte häufig Verantwortung an die Gefangenen selbst und deren Herkunftsstaaten auslagerten. Für die Aufbringung der für die Grundbedürfnisse der Gefangenen benötigten Summen waren nämlich die Herkunftsstaaten der Gefangenen verantwortlich. Französische Kriegsgefangene in Preußen und Kurhannover erhielten ihren Unterhalt aus Paris beispielsweise mittels Kreditbriefen von Kölner Bankiers. Die Auszahlung des Soldes erfolgte durch gefangene Offiziere.<sup>47</sup>

Aus organisatorischen Gründen wurde auch Personal der Herkunftsstaaten der Gefangenen in neutraler Funktion von den Siegern aufgenommen. Um das übrige transferierte Geld neben dem Sold in Naturalien umzuwandeln, erlaubten die Gewahrsamsmächte die Anwesenheit von Kriegskommissaren der Gegenseite als Neutrale. Die Kriegskommissare schlossen im Feindesland Verträge mit Lieferanten. Die Anwesenheit von für neutral erklärten Feinden ist sehr interessant, weil dadurch der Umgang des Siegers mit Gefangenen einer Beobachtung unterlag, wie es in späteren Konflikten in anderer Form durch das Internationale Rote Kreuz geschah.

Darüber hinaus lagerten die Gewahrsamsmächte auch die Verantwortung für die ‚Policey‘, also die gute Ordnung, unter den Gefangenen gerne an die Offiziere und Unteroffiziere der Gegenseite aus. Bei Gefangenentransporten waren

43 Christopher Duffy: Sieben Jahre Krieg 1756–1763. Die Armee Maria Theresias. Aus dem Englischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe neu bearbeitet von Claudia Reichl-Ham, Wien 2003, S. 233; *Etat des François detenus en Angleterre le 31. Mars 1758*, in: SHD GR A 1 3492, Nr. 112; Liste der Frantzösischen Krieges-Gefangenen, wie solche sich gegenwärtig in folgenden Garnison befinden, Hannover, 9. Mai 1758, in: NLA HA, Hann. 47 I, Nr. 281/03, fol. 160r.

44 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 68, Samstag, 28. April 1759 (Berlin, den 24 April).

45 Leonard Dorn: Stadt, Land und Kriegsgefangene im Siebenjährigen Krieg (1756–1763). Kategorisieren, Zählen, Einquartieren und Aus handeln der Lastenverteilung in den kurhannoverschen Herzogtümern Bremen-Verden und im Land Hadeln, in: Dorothee Goetze/Nils Jörn (Hg.): Stadt – Land – Militär. Militärorganisation – Festungen – Einquartierung – Wahrnehmung. Schweden und seine deutschen Provinzen im 17. und 18. Jahrhundert (Schriftenreihe der David-Mevius-Gesellschaft 15), Hamburg 2022, S. 259–291.

46 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 99, Mittwoch, 22. Juni 1763 (London, den 14 Junii); Burghart Schmidt: Die Kämpfe um die Festung Harburg im Siebenjährigen Krieg [...], in: Harburger Jahrbuch 21 (2000), S. 47–77, hier S. 70; Capitaine Hewel: Liste Deren in dießseitiger Kriegesgefangenschaft Befindlichen, sowohl Praesente als Absente Officier, UnterOfficiers und Gemeine, Ulzen, 28. August 1762, in: NLA HA, Hann. 38 A, Nr. 261, fol. 31–36.

47 François-Marie Gayot an Charles-Louis-Auguste Fouquet de Belle-Isle, Hamm, 27. Oktober 1758, in: SHD GR A 1 3506, Nr. 171.

in Extremfällen kaum Wachmannschaften anwesend, weil die gefangenen Offiziere vorher die Zahl der Gefangenen abgezeichnet hatten und für Flüchtige zur Verantwortung gezogen werden konnten.<sup>48</sup> Dies alles sparte dem Sieger organisatorische und finanzielle Ressourcen sowie Manpower, während die Gefangenen von den gemilderten Haftbedingungen und der Anwesenheit von Neutralen profitierten. Es lässt sich außerdem noch der Schluss ziehen, dass nicht unbedingt die Gewahrsamsmächte ihre Gefangenen schlecht behandelten, sondern häufig die Herkunftsstaaten nicht bereit oder in der Lage waren, ihre gefangenen Soldaten im Feindesland ausreichend mit Sold, Nahrung und Kleidung zu versorgen.

Als weitere zivilisatorische Errungenschaft gegenüber der Antike wurden im 18. Jahrhundert die nach Stand gestaffelten Haftbedingungen angesehen. Der eingangs zitierte Militärjurist Rudolf Friedrich Stockmayer behauptete ja sogar, dass sich die Kriegsgegner bei den Höflichkeiten für Gefangenen manchmal einen regelrechten Wettstreit lieferten. Diese Höflichkeiten galten primär den Offizieren, wobei

auch den Gemeinen manchmal Gnadenerweise und Almosen zuteilwurden. Es war ein Allgemeinsatz, dass man vornehme Gefangene von Stand mit Distinktion zu traktieren habe. Je höher der Rang im Militär und vor allem auch in der Adelsgesellschaft, desto größer waren die Ehrenbezeugungen.<sup>49</sup>

Zwischen Offizieren und Gemeinen in Gefangenschaft gab es, wie Marian Füssel es konzise benennt, „eine strenge zwei Welten-Teilung“, wobei Unteroffiziere zumindest kleinere Privilegien erhielten.<sup>50</sup> Diese klare Trennung ist deutlich an der Tatsache erkennbar, dass physische

Gefangenschaft hauptsächlich Gemeine und Unteroffiziere betraf, während der Parcours durch die Gefangenschaft bei Offizieren teils ganz anders verlief.

Nach der ‚Captur‘ wurden gefangene Offiziere gelegentlich an die Tafel der gegnerischen Offiziere eingeladen. Stellvertretend für viele zeitgenössische Textquellen steht hier ein Kupferstich des frühen 19. Jahrhunderts.<sup>51</sup> Die Offiziere wurden bewirtet und zum Teil wurden ihnen geplünderte Degen und Taschenuhren von den Siegern zurückgeschenkt. Beim Transport in das Hinterland mussten sie nicht zu Fuß gehen, sondern reisten auf Pferdekarren oder Reitpferden.

48 Route de la Marche des prisonniers de Guerre pour leur échange, Hannover, 15. April 1760, in: NLA HA, Hann. 9e, Nr. 796, fol. 50–51.

49 Friedrich Andreas Gottlieb Gnüge: Gründliche Anleitung zum Kriegsrecht [...], Jena/Leipzig: Gollner 1750, S. 164.

50 Füssel: Preis des Ruhms (wie Anm. 19), S. 380.

51 Wilhelm Jury (1764–1829) nach Ludwig Wolf (1772–1832): Sie werden diesen Mittag bei mir speisen!, in: Historisch-genealogischer Kalender auf das Gemein-Jahr 1826, 3. Illustration zu *Zur Geschichte von Berlin und Potsdam unter der Regierung des Königs Friedrich des Zweiten* von Friedrich Buchholz.

Sie erhielten meist eine Stadt zugewiesen, in der sie sich auf Abgabe ihres Ehrenworts frei bewegen konnten. Vor Ort mieteten sie sich Zimmer oder erhielten Einzelquartiere.<sup>52</sup> Offiziere wurden außerdem häufig auf ihr Ehrenwort in ihre Heimat oder zu Kur- und Badeorten entlassen, wobei sie sich nur auf Aufforderung wieder zügig einfinden mussten.

Diese virtuelle Form der Gefangenschaft galt europäischen Zeitgenoss:innen als wichtiger zivilisatorischer Fortschritt.<sup>53</sup> Trotzdem konnte die Gefangenschaft auch für Offiziere ein negativer biographischer Einschnitt sein. Je niedriger der Offiziersrang und Adel, desto weniger privilegiert war die Stellung. Dies galt besonders für Subalternoffiziere. In Gefangenschaft verschuldeten sie sich häufig stark und wurden außerdem in ihren primär nach Dienstalverlaufenden Karrieren gebremst und im schlimmsten Fall durch andere ersetzt.<sup>54</sup> Die ständischen Hierarchien waren außerdem in der Gefangenschaft in einem fremden Land durchaus fragil und konnten herausgefordert werden. Des Weiteren standen aus Perspektive der Überwinder Normen zum Umgang mit adligen Gefangenen in Konkurrenz zu Normen im Umgang mit dem in der Kriegspropaganda geschmähten Feind, der vielleicht gerade ihr Vaterland verwüstet oder ihre Kameraden getötet hatte. Es war den Untertanen außerdem nicht in jedem Fall zu vermitteln, warum sie dem besiegten Feind nicht mit Häme und Spott begegnen sollten.<sup>55</sup>

Neben dem Völkerrechtler Vattel wurde eingangs Pastor Gerhard Philipp Scholvin zu den gesittetsten Völkern Europas zitiert. Scholvin verweist mit der rhetorischen Frage nach dem ‚und für wie lange?‘ auf die häufig begrenzte Dauer der Gefangenschaft. Diese baldige Auslösung und Auswechslung von Gefangenen war in anderen Kriegskulturen in diesem Maße unüblich. Mit der Gefangennahme gerieten Soldaten in ein etwas störanfälliges, aber häufig funktionierendes Kreislaufsystem. Die Freiheit konnten die Gefangenen durch Kartelle und Konventionen zum Gefangenen austausch wiedergewinnen. Diese *Ranzionierungskartelle* waren Gegenstand umfangreicher Verhandlungen.

Die Verträge enthielten Wechselkurstabellen für die Offiziere und Mannschaften der Armeen in Geld und Köpfen, enthielten Vorgaben zum Auswechslungs-Rhythmus (häufig alle 12–13 Tage) und teils auch zur Versorgung der Gefangenen. Der Gefangenen austausch kam nur dann zustande, wenn beide Seiten glaubten, dass es ein Nullsummenspiel war. Da Kriegsgefangene einen hohen organisatorischen Aufwand verursachten, eine Gefahr für das Hinterland darstellen konnten und es keine Garantie gab, dass ihr Kriegsherr die Vorschüsse für ihren Unterhalt wirklich bezahlte, war dieses Nullsummenspiel häufig eine attraktive Option.

Gerne ging auch eine Seite darauf ein, wenn sie glaubte, daraus einen Vorteil zu ziehen. Das Austauschgeschäft brach nach Vertragsschluss in vielen Fällen schnell zusammen, weil

52 Amtmann Johann Benjamin Reinhard an die Geheimen Räte zu Hannover, Scharzfeld, 16. Juli 1758, in: NLA HA, Hann. 9e, Nr. 787, fol. 12.

53 Stockmayer: Loslassung eines Gefangenen (wie Anm. 2), S. 4.

54 Voigtländer: Die preußischen Kriegsgefangenen (wie Anm. 43), S. 142, 225–236, 242–250.

55 Renaud Morieux: French Prisoners of War, Conflicts of Honour, and Social Inversions In England, 1744–1783, in: *The Historical Journal*, 56 (2013), S. 55–88.

Die Gefangenschaft konnte für Offiziere ein negativer biographischer Einschnitt sein. Je niedriger der Offiziersrang und Adel, desto weniger privilegiert war die Stellung. In Gefangenschaft verschuldeten sie sich häufig stark und wurden in ihren Karrieren gebremst.

sich die strategische Lage teils rapide änderte. Besonders schlecht funktionierte der Gefangenen austausch der Österreicher, Reichsarmee, Russen und Schweden mit Preußen. Der Ursache dafür lag zum einen im berechnenden, teils zynischen Umgang Friedrichs II. mit seinen Gefangenen, der sie in Verhandlungen als Druckmittel einspannte und eine erhebliche Eskalationsbereitschaft zeigte. Zum anderen war österreichischerseits erkannt worden, dass die preußische Armee die Verluste durch Gefangenschaft schlechter ersetzen konnte.

Relativ kontinuierlich funktionierten hingegen die französisch-britischen und französisch-alliierten Verträge.

Nach dem im Jahr 1760 zu Dorsten geschlossenen Kartell-Vertrag wechselten Franzosen und Alliierte sogar bis Kriegsende ihre Gefangenen aus. Eine Besonderheit war dabei, dass alle Gefangenen, unabhängig vom Rang, direkt nach der Captur in ihre Heimat, in virtuelle Gefangenschaft geschickt wurden.

Zentral für das Zustandekommen und die Ausführung der Kartelle waren Verhandlungsführer und Organisatoren. Vom administratorischen Geschick spezialisierter Militärbeamter sowie den Instruktionen der Herrscher und Minister hing das Schicksal tausender Kriegsgefangener ab. Ein Beispiel dafür ist der Lothringer Kriegskommissar Pierre-Nicolas de La Salle († nach 1792). La Salle pendelte mit seiner Kutsche während des Krieges permanent zwischen der Garnisonsstadt Metz, der Reichsstadt Aachen, verschiedenen französischen Garnisonen im Rheinland sowie Emmerich, Dorsten, Frankfurt am Main und dann bis hin zu den Hauptquartieren der Gegenseite – etwa bis nach Magdeburg. Er berechnete den Unterhalt der Gefangenen, pflegte Gefangenenlisten und nahm das Austauschgeschäft vor.

1760 lösten seine Gefangenen-Verhandlungen versehentlich sogar ein falsches Gerücht über einen bevorstehenden Waffenstillstand aus. Das Austausch-Geschäft mit seinen ständigen Reisen verlangte eine gesunde Konstitution und barg Gefahren: La Salle erkrankte einmal schwer und zweimal wurde seine Kutsche von feindlichen Truppen erbeutet.<sup>56</sup> Seine emsige Tätigkeit ist in deutschen und französischen Archiven durch hunderte Briefe dokumentiert. Zeitgenössisch kaum beachtete Militärbeamte, wie Kriegskommissar de La Salle, ermöglichten das Funktionieren des Kartellsystems überhaupt erst.

Wie positiv oder negativ nahmen nun die Betroffenen selbst das Durchlaufen der Gefangenschaft war? Das Ergebnis fällt ambivalent aus. In manchen Selbstzeugnissen von Gefangenen wird die Gefangenschaft sehr negativ dargestellt. Bei anderen Quellen entsteht hingegen der Eindruck, dass es sich um einen normalen Reisebericht der Zeit oder das Tagebuch einer mit dem Alltag relativ zufriedenen Wohngemeinschaft handelt.<sup>57</sup> Für manche Zeitgenos-

**Zentral für das Wohlergehen tausender Kriegsgefangener waren geschickte Verhandlungsführer wie Pierre-Nicolas de La Salle. Er pendelte permanent zwischen französischen Garnisonsstädten und den Hauptquartieren der Gegenseite, um Gefangene auszutauschen.**

sen war die Gefangenschaft sogar eine Art positives Schlüsselerlebnis für ihr späteres Leben. Das galt z.B. für den kroatischen Leutnant und Schriftsteller Matija Antun Relković (1732–1798) und den französischen Militärapotheker und Agronomen Antoine Parmentier (1737–1813). Relković vermittelte nach der Rückkehr in seine Heimat die Kultur der französischen Aufklärung, während Parmentier die Kartoffel als Nahrungsmittel in Frankreich popularisierte.<sup>58</sup>

Demgegenüber stehen unzählige namenlose preußische Gefangene, die im Habsburgerreich an der Roten Ruhr starben.<sup>59</sup> Trotz teils milder Haftbedingungen war das Durchlaufen der Kriegsgefangenschaft keine harmlose Erfahrung. Die Gefangenen waren in einer Art Zwischenzustand gefangen, während um sie herum das Leben voranschritt.<sup>60</sup> Urlaubsgesuche von Gefangenen geben einen Einblick in die mangels Anwesenheit verpassten Familienangelegenheiten: Die Ehefrauen und Eltern verstarben teils während der Gefangenschaft der Männer, es ergaben sich Erbstreitigkeiten mit Verwandten, Kinder wurden zurückgelassen.<sup>61</sup> Briefe boten eine fragile Möglichkeit, an den Beziehungsnetzwerken teilzuhaben, was etwa die gefühlvollen Liebesbriefe eines in Bayonne inhaftierten Iren an sein „Sweetheart“ in Dublin belegen.<sup>62</sup>

Die drei eingangs aufgeführten Quellenzitate zum humanitären Fortschritt im Bereich der Kriegsgefangenschaft sind vor dem Hintergrund ihrer Zeit und den in Europa kursierenden Informationen durchaus folgerichtig. Großmut und Humanität gegenüber Kriegsgefangenen waren im Siebenjährigen Krieg für Europäer wichtige Tugenden. In früheren Jahrhunderten war der Umgang mit ihnen noch nicht so stark moralisiert worden. Wenig überraschend scheiterten die europäischen Kriegsparteien immer wieder an ihren eigenen Ansprüchen. Wie auch in unserer Zeit gab es eine – teils erhebliche – Disparität zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

### Janusköpfige Fortschritte: Der geschichtliche Wandel von Kriegsgefangenschaft

Die drei eingangs aufgeführten Quellenzitate zum humanitären Fortschritt im Bereich der Kriegsgefangenschaft sind vor dem Hintergrund ihrer Zeit und den in Europa kursierenden Informationen durchaus folgerichtig. Großmut und Humanität gegenüber Kriegsgefangenen waren im Siebenjährigen Krieg für Europäer wichtige Tugenden. In früheren Jahrhunderten war der Umgang mit ihnen noch nicht so stark moralisiert worden. Wenig überraschend scheiterten die europäischen Kriegsparteien immer wieder an ihren eigenen Ansprüchen. Wie auch in unserer Zeit gab es eine – teils erhebliche – Disparität zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

nationale de France, N.A.F.-4156. Vgl. zu Giuseppe Gorani, Füssel: Preis des Ruhms (wie Anm. 19), S. 381.

58 Marie-Janine Calic: *The Great Cauldron: A History of Southeastern Europe*, Cambridge/London 2019, S. 159. Philippe Mutel: *Vie d'Antoine-Augustin Parmentier*, Paris 1819, S. 8–10.

59 Christopher Duffy: *Sieben Jahre Krieg 1756–1763. Die Armee Maria Theresias*. Aus dem Englischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe neu bearbeitet von Claudia Reichl-Ham, Wien 2003, S. 233.

60 Christian Ayne Crouch: *Between Lines. Language, Intimacy, and Voyeurism during Global War*, in: Thomas Truxes (Hg.): *Ireland, France, and the Atlantic in a Time of War. Reflections on the Bordeaux-Dublin Letters, 1757*, London/New York 2017, S. 164–179, hier S. 176.

61 Obrist Christoph Franz Dencker: [Schein über Tod eines Kriegsgefangenen auf Urlaub in Osnabrück], Uelzen, 29. Oktober 1762, in: NLA HA, Hann. 38 A, Nr. 261, fol. 13.

62 Crouch: *Between Lines* (wie Anm. 61), S. 176.

56 *Etat des Services du S. La Salle*, [1793], in: SHD GR Ya 45 La Salle.

57 [Joseph-Charles Bonin]: *Voyage au Canada dans le nord de l'Amérique septentrionale fait depuis l'an 1751 à 1761*, o.O., S. 207, in: Bibliothèque

Zahlreiche Normverstöße sowie der Bezug auf konkurrierende Normen sollten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Chance zu überleben sowie die Lebensbedingungen von Kriegsgefangenen im Vergleich zu früheren Kriegen insgesamt leicht verbesserten. Wenn Grausamkeitsgefechte ohne Pardon als Gegenbeispiel angeführt werden, ist dies zu kurz gegriffen. Der Schutz des Kriegsgefangenen begann primär nach der Schlacht bei den ‚wirklich Gefangenen‘: hier verorteten die Zeitgenoss:innen die humanitären Fortschritte. Bei den sogenannten ‚zivilisierten europäischen Völkern‘ war das in-Ketten-le-gen nur noch eine Metapher.

Die Kriegsgefangenen hatten, sobald sie vom Kriegstheater weggeschafft worden waren, eine gesicherte Grundversorgung und wurden selten zu Zwangsarbeit eingesetzt. Schon lange bevor das Internationale Rote Kreuz Kriegsgefangenenlager inspizierte, beaufsichtigten für neutral erklärte Militärbeamte und Lieferanten der eigenen Seite die Haftbedingungen der Gefangenen. Verstieß ein Überwinder zu deutlich gegen verschiedene existierende Normen, konnte dies zu einem diplomatischen Vorfall oder einem Medienskandal führen. Es war außerdem sehr wahrscheinlich, dass die Gefangenen, wenn nicht sofort, so doch nach Monaten oder ein paar Jahren durch einen Gefangenenaustausch freikommen würden.

Hinzu kommt der Aspekt, der aus der Respektive nicht auf den ersten Blick als humanitäre Leistung erkannt wird, der aber den Zeitgenoss:innen ungemein wichtig war: Die für die Ständegesellschaft so wichtige Distinktion wurde meist erfolgreich aufrechterhalten. In Ketten geschlagene Könige gab es nicht. Das sollte Europa erst wieder mit der Gefangenschaft Napoleons erleben.

Humanitäre Fortschritte konnten Zeitgenoss:innen besonders grell anhand des Abgleichs mit den anders ausgeprägten Kriegskulturen des Altertums und verschiedener außereuropäischer Völker aufzeigen, deren innere Logiken dabei ausgeklammert wurden. Wichtig, vielleicht sogar entscheidend, war außerdem, dass in Sachen Gefangenschaft die dunklen Seiten der europäischen Kriegspraktiken schnell in Vergessenheit gerieten und exemplarische Wohltaten bereits zeitgenössisch sehr viel intensiver erinnert wurden.

Diese humanitären Fortschritte erweisen sich bei näherer Betrachtung jedoch gleich in dreierlei Hinsicht als janusköpfig:

1. Der funktionierende Kreislauf der Kriegsgefangenschaft mit dem häufigen Gefangenenaustausch half, den Krieg fortzusetzen. Tausende Soldaten durchliefen die Gefangenschaft, wurden als Rückkehrer neuformiert, wiederbewaffnet und dann direkt in den nächsten Kampfeinsatz geschickt. In Extremfällen, besonders zwischen Alliierten und Franzosen ab Mai 1760, standen die Gefangenen nach

10 Tagen wieder beim Gewehr.<sup>63</sup> Dieser Kreislauf machte den Krieg erträglicher und verlängerte ihn. Die Kriegsparteien mussten sich nicht dauerhaft mit hohen Kosten des Unterhalts und der Unterbringung, Gefangenenaufständen und überbevölkerten improvisierten Gefängnissen herumschlagen. Sie konnten sich auf die Schlachten, Belagerungen und Scharmützel – auf die prestigeträchtigen Seiten der Kriegsführung – fokussieren.

2. Viele Menschen, die im Siebenjährigen Krieg kämpften, erhielten den Kriegsgefangenenstatus gar nicht zugebilligt. Dazu zählten aufständische Sklaven oder zur Bewachung von Grenzen aufgebotene, bewaffnete Bauern. Die selbst zugeschriebene höhere Zivilisationsstufe der europäischen Kriegsbräuche konnte stattdessen sogar zur Legitimierung von Gewalt gegenüber

den Anderen – also ethnischen Gewaltakteuren wie etwa Kosaken und Kroaten in Europa sowie Afrikanern, Native Americans und Indern in den Kolonien – genutzt werden. Der Siebenjährige Krieg war sicherlich eine Zeit, in der es zu einer Verdichtung von Nachrichten über den grausamen Umgang von nichteuropäischen, barbarischen oder halbzivilisierten Völkern mit Kriegsgefangenen kam. Diese Menschen befanden sich aus europäischer Perspektive beim Umgang mit Kriegsgefangenen auf der Entwicklungsstufe des Altertums. Die diesem Gedanken im Hinblick auf die der weiteren kolonialen Ge-

schichte innewohnende Problematik ist evident.

3. Großmut, Gerechtigkeit, Politesse und Humanität gegenüber Kriegsgefangenen waren unter Europäern Waffen im Kampf um die Deutungshoheit im Krieg. Die Kriegsparteien beanspruchten aufgrund ihrer Freundlichkeiten und Höflichkeiten gegenüber Gefangenen den Anspruch auf einen moralischen Sieg. Dieser „humanitäre Patriotismus“ ging Hand in Hand mit einer Vielzahl von Vorwürfen gegenüber den verfeindeten Fürstentümern – vom Rechtsbruch über das Zivilisationsdefizit bis hin zur Barbarei. Der humanitäre Wettbewerb zwischen den Kriegsparteien konnte sich positiv auf die Haftbedingungen der Gefangenen auswirken, wenn er sich in einer Spirale des ‚sich in Höflichkeiten überbieten‘ manifestierte. Umgekehrt konnten auch Vorwürfe auf Vorwürfe prallen: Die Folge war ein Scheitern der Kommunikation und ein Abgleiten in eine Spirale der Repressalien. Das war besonders bei Österreich und Preußen der Fall. Hier wurde der Kampf um moralische Überlegenheit auf Kosten von Gefangenen ausgetragen. ■

Die Kriegsgefangenen hatten eine gesicherte Grundversorgung und wurden selten zu Zwangsarbeit eingesetzt. Schon lange bevor das Internationale Rote Kreuz Kriegsgefangenenlager inspizierte, beaufsichtigten für neutral erklärte Militärbeamte die Haftbedingungen der Gefangenen.

63 Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 53, Freitag, 3. April 1761 (Hannover, den 31 März): „Die Truppen, welche in der Affaire vom 21sten dieses bey Stangerode in die Französische Gefangenschaft gerathen, sind bereits wieder ausgewechselt, und mit Gewehr von neuem versehen worden.“

# „was folgt denn natürlicher, als daß Krieg, Hunger und Pestilenz [...] gewöhnliche unzertrennliche Gefährten sind?“

Militärmedizin, öffentliche Gesundheit und die Angst vor ansteckenden Krankheiten zur Zeit des Siebenjährigen Krieges  
von Sebastian Pranghofer

Im Januar 1763 stellte Johann Christoph Stockhausen (1725–1784), Direktor des Lüneburger Johanneums, anlässlich des Endes des Siebenjährigen Krieges fest: „Der Krieg, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will, ist immer ein Zerstörer der Menschen. Er ist es nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar.“ Was als allgemein gültige Mahnung, nicht zuletzt angesichts der aktuellen Lage in der Ukraine, gelten mag, stammt aus der Einladung zu einer Friedensfeier anlässlich des Endes des Siebenjährigen Krieges. Für das Thema Medizin, Krankheit und Krieg waren Stockhausens weitere Ausführungen in seiner Friedensrede zu den mittelbaren Folgen des Krieges besonders relevant. Unter anderem berichtete er von den hohen Verlusten durch ansteckende Krankheiten und Seuchen, die vor allem von den Militärlazaretten ausgingen. In Lüneburg hatten besonders im Jahr 1758 Fleckfieber und andere ansteckende Krankheiten gewütet, zahlreichen Menschen das Leben gekostet und die Stadt traumatisiert hinterlassen.

Stockhausens Ausführungen zeigen, wie sehr die Zeitgenossen die Gefahr des kriegsbedingten Ausbruchs ansteckender Krankheiten als existentielle Bedrohung wahrnahmen. Dieses Beispiel verdeutlicht zentrale Merkmale der Wahrnehmung von und des Umgangs mit ansteckenden Krankheiten im Krieg während der Frühen Neuzeit: So sahen die Menschen in der Frühen Neuzeit einen selbstverständlichen

Zusammenhang zwischen dem Auftreten ansteckender Krankheiten und Krieg. Sie betrachteten den Krieg mithin als unmittelbare Bedrohung für die öffentliche Gesundheit. Es gab Infrastruktur zur medizinischen Versorgung, zum Beispiel Lazarette, und vor allem die städtische Obrigkeit bemühte sich durch Hygienemaßnahmen die Ausbreitung ansteckender Krankheiten zu verhindern. Es konnte also der Bedrohung durch an-



Dr. Sebastian Pranghofer, Wiss. Mitarbeiter an der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover

Vertiefung des Themas von Seite 28–44

## Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

steckende Krankheiten im Krieg gezielt therapeutisch wie präventiv begegnet werden.

Allerdings gilt es, diese Maßnahmen im Kontext der zeitgenössischen Medizin und des gesellschaftlichen Umgangs mit ansteckenden Krankheiten zu betrachten. Dabei stellte der Krieg frühneuzeitliche Gesellschaften vor besondere Herausforderungen, trug aber auch dazu bei, langfristig Vorstellungen von Ausbreitung und Verlauf ansteckender Krankheiten zu verändern. Der Fokus liegt daher im Folgenden auf zwei Fragen: Erstens, welche spezifischen Vorstellungen von Morbidität und Mortalität im Krieg bildeten sich unter dem Eindruck einer sich immer stärker quantifizierenden Militärmedizin heraus? – Und zweitens, welche Möglichkeiten gab es vor allem im städtischen Kontext für verschiedene Akteure wie Militär, landesherrliche und lokale Obrigkeit sowie die Bevölkerung, mit der Gefahr durch ansteckende Krankheiten in Kriegszeiten umzugehen?

Dabei bleiben mit Sicherheit andere Aspekte außen vor. Auf die Erfahrung von Krankheit und Verwundung durch unmittelbar davon betroffene Soldaten etwa wird nur am Rande eingegangen. Zunächst aber soll ein kurzer Überblick über die Grundlagen des Militärmedizinwesens und die globale Dimension von Krankheit und Krieg zur Zeit des Siebenjährigen Krieges gegeben werden. Anschließend werde ich mich dem medizinischen Blick auf Morbidität und Mortalität befassen, bevor ich den konkreten Umgang mit der Seuchengefahr während des Siebenjährigen Krieges in den Blick nehme.

### Strukturen und Institutionen

Seit den 1990er Jahren erhielt der Zusammenhang von Militär, Medizin, Krankheit und Krieg in der historischen

Forschung größere Aufmerksamkeit. Vor allem die angelsächsische Sozial- und Kulturgeschichte der Medizin legte in erster Linie zum britischen und französischen Militär Arbeiten vor, die es erlauben, eine vergleichende Perspektive einzunehmen. Folgende Ergebnisse lassen sich zur Genese und Institutionalisierung des Militärmedizinwesens in der Frühen Neuzeit knapp zusammenfassen. Erste Hinweise auf eine geregelte Versorgung kranker und verwundeter Soldaten

lassen sich im späten Mittelalter in Form von Medizinkassen finden. Daraus wurde die Versorgung kranker und verwundeter Soldaten durch Chirurgen und auch in städtischen Hospitälern finanziert.

Zweitens sind feste Einrichtungen des Sanitätswesens seit dem späten 16. Jahrhundert in Flandern nachweisbar. Seither verfügten europäische Armeen über eigene Feldlazarette. Drittens wurde das Militärmedizinwesen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts integraler Bestandteil dauerhafter militärischer Infrastrukturen. Beispiele dafür sind die großen Invalidenhospitäler, die zuerst in Paris und Greenwich entstanden.

**Jeder Krieg stellte frühneuzeitliche Gesellschaften vor besondere Herausforderungen, trug aber auch dazu bei, langfristig Vorstellungen von Ausbreitung und Verlauf ansteckender Krankheiten zu verändern.**

Viertens bestand eine enge Verflechtung zwischen ziviler und militärischer Gesundheitsversorgung. Ärzte und Chirurgen in landesherrlichen Diensten waren im Krieg für die Organisation des Sanitätswesens verantwortlich. Für viele Chirurgen war der Dienst in Feldlazaretten und als Feldscherer fester Bestandteil ihres Karriereweges, bevor sie sich niederlassen konnten. Fünftens wurde schließlich vor allem in Großbritannien die Frage nach dem Umgang mit kranken und verwundeten Soldaten

im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer mehr zum Gegenstand der öffentlichen politischen Auseinandersetzung. Der kranke oder verwundete soldatische Körper wurde außerdem zu einer statistischen Größe, die bei Verlustrechnungen eingepreist wurde.

Die Zeit des Siebenjährigen Krieges stellte in diesem Zusammenhang einen Wendepunkt dar. In der Medizin wurden klarere und evidenzbasierte Vorstellungen vom Zusammenhang von Krankheit und Krieg formuliert, während das Militär, vor allem seine Verwaltung, immer ausgefeiltere administrative Werkzeuge entwickelte und Daten über die Militärbevölkerung sammelte. Dies hatte

## Weiterführende Literatur

Krankheit und Krieg, Militär und Medizin in der Frühen Neuzeit sind mittlerweile ein etabliertes Forschungsfeld der Sozial- und Kulturgeschichte. Einen allgemeinen Überblick zur Forschungsliteratur zu Medizin, Militär und Staat in der Frühen Neuzeit gibt Sebastian Pranghofer in: *The Early Modern Military Medical Complex. The Wider Context of the Relationship Between Military, Medicine and the State* im *Canadian Journal of History* (Band 51, 2016, S. 451–472).

Für den Siebenjährigen Krieg – mit einem Fokus auf Großbritannien, jedoch in globaler Perspektive – ist Erica Charters Buch *Disease, War and the Imperial State. The Welfare of the British Armed Forces during the Seven Years' War* (Chicago und London, 2014) einschlägig.

Mit Krankheit und Krieg im Siebenjährigen Krieg in Nordwestdeutschland befasst sich detailliert ein Aufsatz von Sebastian Pranghofer, der teilweise Grundlage des vorliegenden Beitrages ist: *Der Umgang mit Krankheit und*

*Seuchengefahr im Kriegsalltag in Nordwestdeutschland, 1757–1763*. Er ist in einem von Nikolas Funke, Gundula Gahlen und Ulrike Ludwig herausgegebenen Sammelband erschienen: *Krank vom Krieg. Umgangsweisen und kulturelle Deutungsmuster von der Antike bis in die Moderne* (Frankfurt und New York, 2022, dort S. 105–133). Dieser Sammelband widmet sich in epochenübergreifender Perspektive dem Zusammenhang von Krankheit und Krieg.

Die Zahlen zu Verlusten in Kriegen durch Kampfhandlungen und Seuchen sind höchst problematisch. Das zeigt sich auch im derzeitigen Krieg Russlands gegen die Ukraine und den Angaben zu Verlusten der Kriegsparteien. Solche Angaben haben immer eine propagandistisch-politische Funktion. Für das 18. Jahrhundert kommt hinzu, dass Aufzeichnungen und Überlieferung äußerst lückenhaft sind. Wichtig für die Frage nach Kriegsverlusten durch Seuchen ist neben der oben erwähnten Studie von Boris Ulanis eine Arbeit von Matthew R. Smallman-Ray-

nor und Andrew David Cliff: *War Epidemics. An Historical Geography of Infectious Diseases in Military Conflict and Civil Strife, 1850–2000* (Oxford 2004).

Mit Methoden und Funktion der statistischen Erfassung von Kriegsverlusten im 18. Jahrhundert befasst sich Sebastian Pranghofer in *States of Healing in Early Modern Germany. Military Health Care and the Management of Manpower*. Der Aufsatz erschien in *Accounting for Health. Calculation, Paperwork and Medicine, 1500–2000*, herausgegeben von Axel C. Hüntelmann und Oliver Falk (Manchester 2021, dort S. 283–304).

Spezifisch zum Siebenjährigen Krieg und mit Blick auf Großbritannien und Frankreich widmet sich ähnlichen Fragen Erica Charters in *Empires and Manpower. „Soldaten zählen“ im Siebenjährigen Krieg*. Ihr Aufsatz erschien in: *Der Siebenjährige Krieg 1756–763. Mikro- und Makroperspektiven*, herausgegeben von Marian Füssel (Berlin und Boston 2021, darin S. 59–73).

aber zunächst kaum unmittelbare Auswirkungen auf die Einrichtungen zur Versorgung von kranken und verwundeten Soldaten.

In den meisten Armeen der Frühen Neuzeit wurden die Soldaten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Kompaniefeldscherer und Regimentschirurgen sowie Stadt- und Garnisonsärzte medizinisch versorgt. Kranke und Verwundete wurden in der Regel in ihren Quartieren behandelt und Soldaten, die nicht vor Ort waren, bekamen ihre Behandlungskosten aus der Medizinalkasse ihres Regiments erstattet. Ähnliche Arrangements bestanden auf den Schiffen der Kriegsmarine, deren Flotten unter Umständen durch eigene Lazarettschiffe begleitet wurden.

Auf Feldzügen wurde dieses System routinemäßig um temporäre Feldhospitäler erweitert. Das Personal für diese Hospitäler rekrutierte sich aus Leib- und Hofärzten und -chirurgen, den Amtsärzten und -chirurgen sowie den Feldscherern sowie angeworbenen Chirurgengesellen. Als Pflegepersonal dienten neben Soldatenfrauen und -witwen lokal angeworbene Tagelöhner und manchmal auch invalide Soldaten. Die Hospitäler konnten als Hauptlazarette an festen Orten eingerichtet werden – oft zusammen mit Magazinen und der Feldbäckerei – oder als fliegende Lazarette der Armee folgen. Spezielle Lazarettgebäude gab es in der Regel nicht. Schlösser und Kirchen wurden genauso genutzt wie Privathäuser oder Scheunen. So gesehen manifestierten sich Militärlazarette nicht in einer spezifischen Architektur, sondern in erster Linie in den in den Akten überlieferten administrativen Praktiken.

## Globale Herausforderungen

Betrachtet man den Siebenjährigen Krieg militärisch und politisch als Konflikt mit globaler Dimension, so trifft das auch auf Kriegskrankheiten, Morbidität und Mortalität zu. An dieser Stelle nur ein paar kurze Hinweise. Auf dem europäischen Kriegsschauplatz galten den Ärzten und Chirurgen die altbekannten Kriegskrankheiten, vor allem unterschiedliche Arten von Fiebern wie Fleckfieber oder Wechselfieber – also Malaria –, als große Gefahr für die Gesundheit der Armeen. Außerdem fürchtete man die Ruhr als besondere Herausforderung für das Militärmedizinwesen mit ihrer hohen Ansteckungsgefahr und besonderen Anforderungen an die Hygiene in Lagern und Lazaretten.

Auf den Kriegsschauplätzen in Übersee kamen zu den aus Europa bekannten Krankheiten fremde Erreger wie das Gelbfieber hinzu, gegen das die europäischen Soldaten kaum über Abwehrkräfte verfügten, was mitunter große Verluste zur Folge hatte. In der Karibik begann die Royal Navy seit dem Österreichischen Erbfolgekrieg auch aus diesem Grund, ihre Lazarett-Infrastruktur systematisch auszubauen. Zunächst auf Jamaika, später auf Antigua und anderen Karibikinseln unter britischer Kontrolle entstanden Hospitäler nach dem Vorbild der Hospitäler in Greenwich und Portsmouth.

Diese Zweckbauten dienten der dauerhaften Versorgung der kranken und verwundeten britischen Seeleute und halfen, die Verluste der britischen Marine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts signifikant zu senken. In

Nordamerika wiederum hatten die regulären britischen und französischen Truppen während des Siebenjährigen Krieges häufig auch unter Mangelerscheinungen zu leiden. So verloren zum Beispiel zwar 58 britische Soldaten ihr Leben in der Schlacht um Quebec im September 1759, allerdings starben fast zehnmal so viele im folgenden Winter, viele an Skorbut.

Umgekehrt hatte der Krieg in den Kolonien auch massive Auswirkungen auf die Gesundheit vor allem indigener Populationen. So hatten die aus Europa eingeschleppten Pocken großen Einfluss auf Morbidität, Mortalität und Moral im Krieg in Nordamerika. Während ein Großteil der Soldaten aus England über einen hohen Grad an Immunität gegen Pocken besessen haben dürfte, waren die nordamerikanischen Rekruten deutlich schlechter gegen eine Infektion geschützt. Entsprechend groß war die Angst unter ihnen vor einer Epidemie. Viel stärker noch aber war die indigene Bevölkerung betroffen. Weitgehend ohne Immunschutz war sie der Krankheit ausgeliefert. Die Annahme aber, dass das britische Militär Pocken im Siebenjährigen Krieg systematisch als biologische Waffe einsetzte, ist umstritten. In jedem Fall aber hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Verbreitung der Pocken im Zuge der kolonialen Expansion in Nordamerika katastrophale Folgen für die indigene Bevölkerung. Von den Europäern wurde die von der Ausbreitung der Pocken beförderte Zersetzung indigener Kultur und politischer-militärischer Handlungsfähigkeit systematisch im Sinne ihrer kolonialen Interessen ausgenutzt.

## Morbidität und Mortalität im Siebenjährigen Krieg

Während sich das Leid, das Krankheit und Krieg mit sich brachte, kaum beziffern und nicht in Zahlen ausdrücken lässt, wurden die Soldaten und ihr körperlicher Zustand in der Frühen Neuzeit zum unmittelbaren Gegenstand administrativer Praktiken. Um dieses Humankapital zu managen, wurde auf Werkzeuge aus der Buchführung sowie der Regiments- und Lazarettökonomie zurückgegriffen. Listen, Tabellen und Rechnungen wurden ursprünglich angelegt um die Zahl der Soldaten zu erfassen und die Kosten für ihre Bezahlung, Verpflegung, Transport und Ersatz zu berechnen.

Es ist nun naheliegend zu erwarten, dass auf Grundlage der erhobenen Daten halbwegs belastbare Aussagen über die Verluste der Armeen zu treffen wären. Dies ist aber mitnichten der Fall. Zum einen ist die Überlieferung lückenhaft, das heißt, komplette Zahlenreihen über einen längeren Zeitraum zu Verlusten und Krankenstand sind selten. Zudem sind die überlieferten Daten nicht sauber,

---

In Nordamerika hatten die Truppen während des Siebenjährigen Krieges häufig unter Mangelerscheinungen zu leiden. So verloren nur 58 britische Soldaten ihr Leben in der Schlacht um Quebec im September 1759, allerdings starben fast zehnmal so viele im folgenden Winter, viele an Skorbut.

---

das heißt, es gibt Lücken und die Daten sind fehlerhaft. Es gibt aber auch Ausnahmen. Aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg etwa sind Zusammenstellungen von Monatslisten erhalten, die über den Stand und die Verluste der hannoverschen Regimenter in den Niederlanden Auskunft geben. In ihnen wurden der Ist-Stand, Krankenstand und Verluste angegeben und nach Regimentern erfasst. Aber auch hier handelt es sich um aggregierte Daten, deren Erhebungsgrundlage unklar ist. Außerdem sind die Daten fehlerhaft: Addiert man zum Beispiel die Verluste durch Kranke, Gestorbene, Deserteure und Abgänge, entspricht die Summe abzüglich der neu Angeworbenen nicht der Zahl des fehlenden Personals. Ebenso ist nicht deutlich, worauf sich die Kategorien genau beziehen. So liegt es zwar nahe, dass mit „Gestorbene“ jene in den Lazaretten gemeint sind, was sich aber genau hinter den „Abgängen“ verbarg, bleibt unklar.

Dennoch lassen sich auf Grundlage der Daten einige allgemeinere Beobachtungen machen. So lag die Morbidität von Juli 1744 bis April 1748 im Schnitt bei 6,3 %, mit 9,7 % aber deutlich höher im Kriegsjahr 1745, in dem die hannoverschen Regimenter verstärkt in Kampfhandlungen verwickelt waren und unter anderem in der Schlacht bei Fontenoy im Mai 1745 zum Teil schwere Verluste hinnehmen mussten. Was sich an den vorliegenden Daten ebenso ablesen lässt, sind Trends bei der Morbidität und Mortalität und vor allem die Auswirkungen einzelner Kriegsereignisse.

Bemerkenswert ist an den eben vorgestellten Zahlen, dass sie kaum mit den Zahlen vergleichbar sind, die für den Siebenjährigen Krieg bekannt sind. Die folgenden Zahlen stammen aus der immer noch viel zitierten Arbeit von Boris Ulanis zur *Bilanz der Kriege* (Berlin, 1965) in Europa seit dem 17. Jahrhundert. Darin wertete er in den 1960er Jahren in einer Metastudie die ältere demographische und vor allem militärgeschichtliche Forschung zu Menschenverlusten aus. Für den Siebenjährigen Krieg gab er als Gesamtverluste der Armeen auf dem europäischen Kriegsschauplatz 550.000 Soldaten und Offiziere an.

---

**So lag die Morbidität, die Sterblichkeitsrate, der Soldaten aus dem Kurfürstentum Hannover von Juli 1744 bis April 1748 im Schnitt bei 6,3 %, mit 9,7 % aber deutlich höher im Kriegsjahr 1745, in dem die hannoverschen Regimenter verstärkt in Kampfhandlungen verwickelt waren.**

---

bei den österreichischen und preußischen Armeen mit 80 % angab. Was aber unstrittig sein dürfte – und das galt zumindest bis zum amerikanischen Bürgerkrieg – ist, dass in den Kriegen der Frühen Neuzeit weit weniger Soldaten

im Kampf getötet wurden oder an ihren Verwundungen starben als an Krankheiten.

### Der ärztliche Blick

Dies wurde besonders in den Feldlazaretten deutlich. Dort wurden auch auf unterschiedlichste Weise Daten über die Patienten gesammelt. Allerdings ist diese Überlieferung noch dürftiger und bruchstückhafter als die der Kriegskanzleien. Für die preußische Armee aber sind Daten überliefert, nach denen die Mortalität in den schlesischen Lazaretten im Siebenjährigen Krieg bei 19,4 % lag. In den Feldlazaretten konnte die Datenerhebung auf traditionellen ärztlichen Aufzeichnungspraktiken beruhen, wie Patientenjournalen und Fallgeschichten, die in Publikationen wie den Sammlungen von Fallgeschichten führender preußischer Feldärzte und -chirurgen nach dem Siebenjährigen Krieg einfließen oder in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Eine andere Form der Datenerhebung stellen die Krankenjournale dar, die in den Krankensälen der Feldlazarette geführt wurden. Sie dienten dazu, die von unterschiedlichem Personal vorgenommenen Diagnosen, Therapien und Krankheitsverläufe kontinuierlich zu dokumentieren. Derartige Journale wurden in der Berliner Charité, die zugleich Ausbildungsklinik für preußische Feldchirurgen war, bereits im frühen 18. Jahrhundert eingeführt.

Bereits im Österreichischen Erbfolgekrieg wurden solche Daten und die der Militärverwaltung von Ärzten genutzt, um grundlegende Überlegungen zum Zusammenhang von Krankheit und Krieg anzustellen. In seinen sehr einflussreichen *Beobachtungen zu den Krankheiten einer Armee* (deutsch Ausgabe von 1754) aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg erhob der britische Generalfeldmedicus John Pringle den Anspruch, auf Grundlage empirischer Beobachtungen berechnen zu können, „[...] auf wieviel Leute man sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres zum Dienst verlassen könne.“ Pringle führte den allgemeinen Gesundheitszustand der Soldaten auf äußere Umwelteinflüsse und die *sex res non naturales* zurück, also Licht und Luft, Nahrung, Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachsein, Ausscheidungen und die, wie es hieß, „Anregungen des Gemüts“.

Pringles Ätiologie war somit tief in den humoralpathologischen Vorstellungen der in den antiken Traditionen stehenden europäischen Medizin verwurzelt. Pringle machte in diesem Zusammenhang nicht nur Angaben zum relativen Krankenstand einer Armee auf Grundlage der monatlichen Rapporte, sondern setzte sie auch in eine

---

**In Preußen wurden im Siebenjährigen Krieg routinemäßig Rapporte aus den Feldlazaretten eingereicht. In tabellarischer Form gaben diese Berichte einen Überblick über die Zahl der Patienten, unterschieden nach Offizieren und Gemeinen.**

---

statistische Beziehung zu spezifischen Umweltfaktoren – hier jahreszeitlich bedingte klimatische Verhältnisse – und machte Angaben zu den typischen Konjunkturen der Morbidität während eines bestimmten Feldzuges.

Für Preußen lässt sich ebenfalls zeigen, wie ursprünglich ökonomisch motivierte Praktiken den Blick von Ärzten auf die Morbidität in der Armee veränderten. So wurden in Preußen im Siebenjährigen Krieg routinemäßig Rapporte aus den Feldlazaretten eingereicht. In tabellarischer Form gaben diese Berichte einen Überblick über die Zahl der Patienten, unterschieden nach Offizieren und Gemeinen, zu Beginn und am Ende des Berichtszeitraums und dazwischen die Anzahl der Rekonvaleszenten, Invaliden und Verstorbenen. Solchen Rapporten waren in der Regel Berichte beigefügt, in denen der Generalfeldmedicus oder der Hospitaldirektor über außergewöhnliche Vorfälle im Lazarett informierten, Personalfragen diskutierten und die Entwicklung der Morbidität und Mortalität kommentierten.

Im Begleitschreiben zu einem Rapport aus dem Torgau vom November 1760 zum Beispiel informierte der preußische Generalfeldmedicus Christian Andreas Cothenius (1708–1789) nicht nur über die auf Grund der verbesserten Verhältnisse im Lazarett gestiegenen Rekonvaleszentenrate. Er prognostizierte außerdem vor dem Hintergrund seiner Beobachtungen, dass er im kommenden Monat in der Lage sein werde, weitere 2500 Verwundete und innerhalb der darauffolgenden drei Monate noch einmal 1500 Verwundete als Rekonvaleszenten zurück zur Armee zu schicken. Darüber hinaus gab er an, 650 Kranke in den kommenden zwei Monaten als Rekonvaleszenten entlassen zu können.

Cothenius stellte zwar keine Korrelation zwischen dem Gesundheitszustand der Patienten und ihrer Behandlung mit Morbiditäts- und Mortalitätsraten her. Allerdings benutzte er die Daten und seine Beobachtungen im Feldlazarett sehr wohl, um auf ihrer Grundlage Vorhersagen über die zukünftig zu erwartenden Rekonvaleszenzzahlen zu treffen.

Pringle und Cothenius richteten einen quantifizierenden Blick auf den Körper und lenkten den Fokus weg vom individuellen Körper hin zu größeren Patientengruppen. Hier zeichnet sich eine wesentliche Verschiebung ab, wenn sich Mitte des 18. Jahrhunderts die Medizin quantifizierende Praktiken aus der Körperökonomie von Militär und Militärverwaltung aneignete. Und diese Verschiebung bestätigt die Befunde, die die „Geburt der Statistik“ ins 18. Jahrhundert datieren.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelten die Ärzte und Chirurgen in den Feldlazaretten einen Blick auf die Lazarettbevölkerung, der diese zu einer statistischen und damit dynamischen Größe machte, deren Veränderung potentiell Rückschlüsse auf den körperlichen Zustand der Armee genauso zuließ wie die mögliche Einflussnahme

darauf durch gezielte Anwendung von Behandlungsmethoden und Präventivmaßnahmen. Dass eine derartige Sichtweise allerdings Mitte des 18. Jahrhunderts noch keineswegs handlungsleitend im Sinn einer evidenzbasierten Medizin war, wird am folgenden Beispiel des Umgangs mit der Gefahr der Ausbreitung ansteckender Krankheiten im Siebenjährigen Krieg in Nordwestdeutschland deutlich.

### Die „Kriegsseuchen“ und das staatliche Gesundheitswesen

Angesichts des Kriegsverlaufs in den Jahren 1757/58 ist es nicht überraschend, dass Nordwestdeutschland vor allem 1758 von kriegsbedingten Epidemien betroffen war. Seit dem Spätsommer 1757 bis zum Herbst 1758 fanden im Kurfürstentum Hannover Truppenbewegungen in großem Umfang statt. In deren Verlauf berichten die Quellen vom Ausbruch sogenannter „Fleckfieber“ und „hitziger Fieber“. Die am stärksten betroffenen Gebiete lagen entlang der Weser, der wichtigsten Versorgungslinie und in der Lüneburger Heide, unter anderem auch in den von mehrfachen Durchzügen und Einquartierungen betroffenen Städten Lüneburg, Uelzen und Celle. Dies zeigte sich deutlich im natürlichen Überschuss der Bevölkerung, der in Lüneburg, Uelzen und Celle im Seuchenzahl 1758 deutlich stärker negativ ausgeprägt war als in anderen Krisen Jahren.

Allerdings muss hier einschränkend hinzugefügt werden, dass die Auswirkungen des Krieges punktuell und eher durch die spezifischen Bedingungen vor Ort wohl zu erklären sind. So unterschied sich der natürliche Überschuss im Wendland 1758 nicht von anderen, durch Missernten und Konjunkturkrisen verursachten, Krisen Jahren in den späten 1760er und in den 1770er Jahren. Hier zeigte sich die generelle Vulnerabilität vorindustrieller Populationen am natürlichen Plafond.

In jedem Fall waren den Zeitgenossen die akuten epidemiologischen Auswirkungen des Krieges klar. So hatten die in Hannover erscheinenden *Nützlichen Nachrichten* bereits im März 1758 unter dem Eindruck der Auswirkungen des Krieges auf das Kurfürstentum Hannover ihren Lesern die Frage gestellt, wie das Einhergehen von Krankheit und Krieg zu erklären sei und welche Gegenmaßnahmen getroffen werden könnten. In einer Antwort vom 28. April 1758 erläuterte ein anonymes Autor, vermutlich ein Arzt, worin die Ursachen für das Einhergehen von Krankheit und Krieg lägen und was die geeignetsten Maßnahmen wären, den Ausbruch dieser „Kriegsseuchen“ zu verhindern oder zumindest einzudämmen.

Mit Blick auf mögliche Präventivmaßnahmen zur Verhinderung der Ausbreitung ansteckender Krankheiten schlug er vor, besonders auf Reinlichkeit auf den Straßen, in den Quartieren und Lazaretten zu achten, in den Lazaretten Kranke und Verwundete strikt zu trennen, die Krankensäle regelmäßig zu Lüften und zu räuchern sowie

Bereits im Österreichischen Erbfolgekrieg in den frühen 40er-Jahren wurden Daten aus Feldlazaretten und solche der Militärverwaltung von Ärzten genutzt, um grundlegende Überlegungen zum Zusammenhang von Krankheit und Krieg anzustellen.

auf die persönliche Hygiene und gesunde Ernährung der Soldaten zu achten.

Als sich Daniel Philipp Rosenbach (1691–1760), Stadtarzt von Hannoversch Münden, mit seinem Entwurf für eine Hospitalordnung 1759 an die Kriegskanzlei in Hannover wandte, schlug er ähnliche Maßnahmen vor. Außerdem teilte er die Patienten in drei Klassen ein: jene, die an ansteckenden Krankheiten litten, jene die von sogenannten „gemeinen Fiebern“ befallen waren und Verwundete. Da er eine Ansteckung durch „[...]“ ausdünstung der bösen Luft und giftigen miasmatum [...]“ befürchtete, empfahl er die getrennte Unterbringung der Patienten in frei stehenden Gebäuden am Stadtrand, damit „[...]“ die aus jenem dringenden vapores gravolentes und die foetores der Nachbarn nicht einen Schaden und eckel, noch morbos epidemicos veruhrsachen und nach sich zieen mögen.“

Diese Sicht auf den Zusammenhang von Krieg und Epidemien wurde über Ärztekreise hinaus weit geteilt und war in der hippokratisch geprägten westlichen medizinischen Tradition verwurzelt. Humoralpathologie und Miasmenlehre machten Präventionsmaßnahmen plausibel, die auf persönlicher und öffentlicher Hygiene, Diätetik und im Zweifel Quarantänemaßnahmen basierten. In einem ähnlichen Rahmen bewegte sich das staatliche Gesundheitswesen.

Sowohl für den Landesherrn als auch die Obrigkeiten vor Ort stellte die epidemiologische Dimension des Krieges ein Problem dar. So erließ die Regierung in Hannover bereits am 6. Oktober 1757 eine Verordnung zur Reinigung der Häuser, Gassen und Hospitäler, die am 30. März 1758 erneuert wurde, unmittelbar nachdem die französische Armee das Kurfürstentum verlassen hatte. Bei der Umsetzung hatte die Obrigkeit vor Ort einen gewissen Spielraum, und in Nienburg etwa führte der Rat im April 1758 eine regelmäßige Müllabfuhr ein und beauftragte den Stadtsyndikus dafür zu sorgen, dass Straßen und Häuser regelmäßig geräuchert wurden. Außerdem sollte er auf die Hygiene in den Quartieren achten, vor allem dort, wo Kranke untergebracht waren. Bestattungen in Massengräbern wurden untersagt, da diese „[...]“ abscheulichen Gestanck veruhrsachten und die Luft inficiren konnten.“

### Militärlazarette im städtischen Raum

Besonderes Augenmerk galt mit Blick auf die öffentliche Gesundheit den Lazaretten. Sie waren die wichtigsten Einrichtungen zur Versorgung von Kranken und Verwundeten im Krieg. Hauptlazarette wurden im Siebenjährigen Krieg an zentralen Versorgungsorten eingerichtet. Dazu gehörten in Nordwestdeutschland Münster, Osnabrück und Nienburg. Fliegende Lazarette folgten der Armee im Feld. Wie die Präsenz solcher Lazarette sich vor Ort auswirkte und welche Folgen sie für die Wahrnehmung von und den Umgang mit der Gefahr der Ausbreitung ansteckender Krankheiten hatte, möchte ich abschließend kurz am Bei-

spiel Hamelns in den Jahren 1757 bis 1759 verdeutlichen.

Hamelns war neben Nienburg, Harburg und Göttingen eine der wichtigen kurhannoverschen Landesfestungen. Seit dem späten 17. Jahrhundert war dort eine Garnison stationiert und zu ihrer Unterbringung Kasernengebäude errichtet worden. Im Siebenjährigen Krieg wurden die öffentlichen Gebäude am Markt (Nikolaikirche, Rathaus, Neues Gebäude, Kommandantenhaus), das Gasthaus zur Sonne und die Baracken beim Münster im Südwesten und am Zehnthof im Nordwesten der Stadt mit Lazaretten belegt.

Ein erstes französisches Lazarett wurde Ende Juli 1757 nach der Schlacht bei Hastenbeck eingerichtet. Wie der Pastor der Münsterkirche Johann Daniel Gottlieb Herr berichtete, herrschten dort schlimme Zustände: „Das Sterben darin war außerordentlich und nur die allerwenigsten geneseten, sonderlich die in der Marktkirche lagen, daher sie zuletzt heraus und auf das Rahthaus geleet wurden.“

Glaubt man der älteren Stadtgeschichte Hamelns, dann starben dort bis Ende 1757 über 4000 Patienten, die auf dem Münsterkirchhof und vor dem Mühlthor in Massengräbern bestattet wurden.

Die Größe des zum Teil zeitgleich bestehenden hannoverschen Lazaretts variierte im Laufe der Zeit und wuchs während des Jahres 1758 erheblich an. Geleitet wurde es durch den Stadtarzt von Hameln, Johannes Noréen und einen aus Hannover hinzu beordneten Stadtchirurgen, Ludwig Christian Lammersdorf.

Der Stadt gaben die Lazarette beständig Anlass zur Sorge, und so klagte der Rat der Stadt Hameln Ende Oktober 1758 einmal mehr sein Leid

der Regierung in Hannover: „So dann fürchten wir unß für ansteckende Kranckheiten, und haben dahero gesucht, daß die Krancke in die Casernen gebracht werden mögen, allwo die freye luft ihre genesung befordern, und das vorbey fließende Wasser die zur [...]“ fortschleppung eines Contagii geneigte Unreinigkeiten abführen kann. Von blesirten ist hier nicht die Rede; Für diese ist genugsamer Raum in der Stadt [...]“

Anlass für die Bitte um eine Verlegung der an ansteckenden Krankheiten leidenden Patienten war aber nicht die unmittelbare Gefahr des Ausbruchs einer Seuche, sondern ein länger schwelender Streit mit dem Garnisonskommandanten, Generalleutnant Georg Friedrich Freudemann. Während das Militär die Lazarette in den zentralen Gebäuden um den Markt belassen wollte, bemühte sich die Stadt um eine Verlegung der Patienten in die Baracken am Zehnthof an den Stadtrand.

In diesem Streit um die Unterbringung des Lazaretts mutmaßte der Rat zu den Motiven des Militärs, dass die in den Baracken untergebrachten Offiziere nicht auf die komfortablen Quartiere und das ihnen dort kostenfrei zur Verfügung gestellte Feuerholz verzichten wollten. Die Stadt verwies darauf, dass die Unterbringung des Lazaretts aber eben nicht im Rahmen der Einquartierung zu Lasten der

---

Hameln war neben Nienburg, Harburg und Göttingen eine der wichtigen kurhannoverschen Landesfestungen. Seit dem späten 17. Jahrhundert war dort eine Garnison stationiert und zu ihrer Unterbringung Kasernengebäude errichtet worden.

---

Stadt geschehen dürfe, sondern zu Lasten der Kriegskasse durch das Kommissariat organisiert werden müsste. Zugleich zeigte man sich kompromissbereit, indem die Stadt einwilligte, leicht verwundete Soldaten in das reguläre Quartier zu nehmen.

Dabei war die Sachlage eigentlich längst klar. Bereits am 18. Oktober 1758 hatte die Kriegskanzlei in Hannover nämlich im Sinne der Stadt entschieden, kranke und verwundete Soldaten zu trennen und die Kranken in die Kasernen zu verlegen. Auf die abermalige Beschwerde des Hamelner Rates hin sah sich die Kriegskanzlei gezwungen zu intervenieren und wies den Garnisonskommandanten an, zumindest die kranken und verwundeten Soldaten voneinander zu trennen und erstere in die Baracken am Stadtrand zu verlegen, um eine weitere Ausbreitung ansteckender Krankheiten zu verhindern.

An diesem Beispiel wird deutlich, wie stark die Argumentation seitens des Hamelner Rates und der Kriegskanzlei auf zeitgenössische epidemiologische und militärmedizinische Gemeinplätze rekurrierte. Die Angst vor dem Ausbruch einer Epidemie war aber nur ein Motiv für die Verlegung des Lazarettes und zugleich rhetorisches Mittel. Andere Motive wurden vom medizinisch-epidemiologischen Diskurs überlagert: der Standeskonflikt zwischen Militär und städtischer Obrigkeit um Privilegien bei der Einquartierung, genauso wie Ressourcenkonflikte zwischen Kriegskanzlei, Stadt und Militär.

## Fazit

Betrachtet man abschließend die frühneuzeitliche Deutung von „Kriegsseuchen“, dann ähnelte diese zunächst der Interpretation von anderen Epidemien und Naturkatastrophen. Sie erschienen den Zeitgenossen im Anschluss an das 2. Buch Mose (Exodus) als Strafe Gottes oder wurden im Rahmen eschatologischer Deutungen mit den Reitern der Apokalypse

(Krieg, Hunger und Tod) assoziiert. Solche Narrative hatten zur Zeit des Siebenjährigen Krieges aber in der Regel nur noch topische Funktion. Mit anderen Worten: Die Annahme eines selbstverständlichen Einhergehens von Krankheit und Krieg wurde nicht mehr metaphysisch ausgedeutet oder anderweitig hinterfragt. Vielmehr wurde dieser Zusammenhang im

Rahmen der zeitgenössischen Medizin rationalisiert. Deren Annahmen bewegten sich im Wesentlichen im Rahmen von auf antike Wurzeln zurückgehenden Konzepten wie der *Humoralpathologie*, *Miasmentheorie* und *Contagion* als Krankheitsursache sowie den *sex res non naturales* als therapeutische Grundlage. Erst ab der Mitte des

18. Jahrhunderts sind Ansätze zu einer medizinisch-statistischen Betrachtung von kriegsbedingten Epidemien zu beobachten, die aber nicht in Konkurrenz zu hergebrachten Deutungsangeboten standen und noch nicht als Grundlage evidenzbasierter Seuchenbekämpfung herangezogen wurden. Erste Ansätze dazu sind in der Tat erst im 19. Jahrhundert zu beobachten.

Ob die Kriegsseuchen mit den durchziehenden Soldaten kamen oder endemisch waren, war in der Frühen Neuzeit sekundär. Wichtiger waren die spezifischen Bedingungen, die eine Ausbreitung ansteckender Krankheiten beförderten und das praktische Wissen, das Seuchenprävention und -eindämmung erforderten. Beim Umgang mit ansteckenden Krankheiten während des Siebenjährigen Krieges standen praktische Fragen im Vordergrund: Durch welche Maßnahmen ließen sich Epidemien verhindern oder eindämmen? Wer hatte dafür die Verantwortung zu übernehmen? Wie ließen sich Seuchenschutz, militärische und ökonomische Interessen vereinbaren?

Dementsprechend waren Maßnahmen des öffentlichen Gesundheitswesens der Hauptansatzpunkt für die städtische und landesherrliche Obrigkeit. Zugleich führten sie mitunter zu Konflikten, wenn einerseits das Militär sich in seinen Handlungsmöglichkeiten und Privilegien eingeschränkt sah. Andererseits sahen die Untertanen mitunter ihre eigene Gesundheit bedroht, wenn die Obrigkeit ihrer Pflicht nicht ausreichend nachzukommen schien, die Ausbreitung von Seuchen in Kriegszeiten zu verhindern.

Einige der vorangegangenen Beobachtungen lenkten den Blick auf Vorstellungen, die uns heute fremd sind. Andere hingegen kommen uns auch in der aktuellen Pandemie bekannt vor: althergebrachte Maßnahmen zur Seucheneindämmung wie Abschottung, Quarantäne und Hygienemaßnahmen, bedingt aussagekräftige statistische Modelle, Infrastruktur, die angesichts der Katastrophe an ihre Grenzen stößt, oder die Unterwerfung der Deutungen des Seuchengeschehens unter partikuläre, politische und ökonomische Interessen. Eines aber – und das soll nicht unerwähnt bleiben – war dem 18. Jahrhundert weitgehend fremd: Nämlich die Ursache für den Ausbruch von Kriegsseuchen in den dunklen Machenschaften einer wie auch immer gearteten Verschwörung zu suchen. ■

---

Ob die Kriegsseuchen mit den durchziehenden Soldaten kamen oder endemisch waren, war in der Frühen Neuzeit sekundär. Wichtiger waren die spezifischen Bedingungen, die eine Ausbreitung ansteckender Krankheiten beförderten.

---



---

Die Annahme eines selbstverständlichen Einhergehens von Krankheit und Krieg wurde nicht mehr metaphysisch gedeutet oder anderweitig hinterfragt. Vielmehr wurde dieser Zusammenhang im Rahmen der zeitgenössischen Medizin rationalisiert.

---

# Die internationalen Beziehungen im 18. Jahrhundert

Der Blick des Intellektuellen Voltaire auf den Siebenjährigen Krieg  
von Sven Externbrink

Vertiefung des Themas von Seite 28–44

## Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

**B**eginnen wir mit einem Zitat von Voltaire: „Ces deux nations sont en guerre pour quelques arpens de neige vers le Canada.“

### Einleitung

Mit diesen Worten erklärt Candides Reisebegleiter Martin, allem Anschein nach ein Sozinianer, die Verrücktheit der Engländer und Franzosen. Und er ergänzt, „quelles dépendent pour cette guerre beaucoup plus que tout le Canada ne vaut“. Dies

ist nicht die einzige Allusion zum Siebenjährigen Krieg, die sich in Voltaires Meisterwerk *Candide oder der Optimismus* aus dem Jahre 1759 findet.<sup>1</sup> Sie ist einer von vielen Belegen, die zeigen, wie aufmerksam Voltaire, zu diesem Zeitpunkt der wohl bekannteste Vertreter der französischen Aufklärung, die Welt-

läufe verfolgte und kommentierte. Voltaire verkörpert als einer der ersten den für das 20. und 21. Jahrhundert so charakteristischen Typus des engagierten Intellektuellen, der kritisch das Zeitgeschehen beobachtet, kommentiert und leidenschaftlich für seine Anliegen eintritt. Und wie

1 Voltaire, *Candide ou l'optimisme*, édition critique, hg. v. René Pomeau, Paris 1989, 191 (Kap. 23).

viele Intellektuelle des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, so suchte auch er die Nähe der Mächtigen und die Mächtigen seine Nähe.

Den Siebenjährigen Krieg hat Voltaire von Anfang an mit kritischen Bemerkungen begleitet und er nimmt in seinem Spätwerk als Referenz breiten Raum ein. In meinen Beitrag untersuche ich Voltaires Blick auf den Siebenjährigen Krieg – d. h. Kommentare, Erklärungen, Urteile – in seinen verschiedenen Ausdrucksformen: erstens als Kommentar in seiner täglichen Korrespondenz, zweitens in der literarischen, drittens in der philosophischen und viertens in der historischen Analyse: im *Candide*, im *Dictionnaire Philosophique* und in *Précis du Siècle de Louis XIV.* Wie beurteilte er die epochalen Veränderungen in der europäischen Bündnispolitik, die dem Krieg vorausgingen? Erkannte er die globale Dimension des Konfliktes? Wie reagierte er auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz, welchen Ton schlug er gegenüber seinen Korrespondenzpartnern an? Dies ist nur eine Auswahl der Fragen, die sich stellen.

### Voltaire als Beobachter der Weltläufe

Der heraufziehende Weltkonflikt wurde von Voltaire schon früh zur Sprache gebracht. Bereits im berühmten Brief vom 30. August 1755 an Rousseau anlässlich der Publikation des *Discours sur les fondements de l'inégalité parmi les hommes* verwies Voltaire auf die Scharmützel in Nordamerika: „Je ne peux non plus m'embarquer pour aller trouver les sauvages du Canada, [...] parce que la guerre est portée dans ce pays-là, et que les exemples de nos nations ont rendu les sauvages presque aussi méchants que nous“.<sup>2</sup>

Über der scharfen Ironie der Bemerkung, die sich gegen die Idee des *bon sauvage* richtet und auch Berichte über die grausamen Kriegsrituale der Indianer spiegelt, sollte man nicht übersehen, dass Voltaire schon hier wesentliche Aspekte des Konfliktes in Amerika erfasst hatte: Zum einen

2 D 6451: *Ich kann mich leider nicht nach Kanada einschiffen, um dort mich den Wilden anzuschließen, [...] weil der Krieg in diese Länder dort getragen wurde, und die Beispiele unserer Nationen die Wilden fast genauso böseartig wie uns gemacht haben.* Die Briefe Voltaires werden nach der Nummerierung in der Ausgabe von Theodor Besterman zitiert: Voltaire, *Correspondance and related documents*, hg. v. Theodor Bestermann, 50 Bde., Genf 1968–1977 [Bd. 99 (1754)–112 (1764–65)]. Eine gekürzte Ausgabe (ohne die Korrespondenz an Voltaire): Voltaire, *Correspondance*, hg. v. Theodor Bestermann (Edition de la Pleiade), 13 Bde., Paris 1978–1993. Das Bild der friedliebenden Naturvölker wird ganz nebenbei auch im *Dictionnaire Philosophique*, Art. *Guerre* kontextualisiert: „*vers le canada homme et guerrier sont synonymes*“. Voltaire, *Dictionnaire Philosophique*, 2 Bde., hg. v. Christiane Mervaud, Oxford 1994, Bd. 2, 185–194, 185.

die Tatsache, dass die Indianer Akteure im Ringen Frankreichs und Englands um die Weiten Amerikas waren, und zum anderen, dass es ein Konflikt zwischen zwei europäischen, „zivilisierten“ Mächten ist, der außerhalb Europas ausgetragen wird. Voltaire schrieb dies zwei Monate vor der ersten „richtigen“ Schlacht in Nordamerika, Braddocks Niederlage am Monongahela am 9. Juli 1755.

Von nun an stellte der Konflikt ein immer wiederkehrendes Thema in Voltaires Briefen dar. Das Kräfteverhältnis in den ersten Kriegsjahren in Amerika wusste Voltaire gut einzuschätzen. Der Herzogin von Sachsen-Gotha schrieb er Anfang Februar 1756, die Engländer seien in Amerika in Bedrängnis, und die Franzosen zur See.<sup>3</sup>

Seit dem Februar 1756 verband Voltaire seine Kommentare zur „Tagespolitik“ mit der Kritik am philosophischen Optimismus der „besten aller möglichen Welten“, die seit dem Erdbeben von Lissabon seine Schriften prägte und im *Candide* noch einmal zugespitzt werden sollte. Seine Korrespondenz liest sich dabei wie Vorübungen zu seinem berühmtesten Werk. So bemerkt Voltaire gegenüber dem Freund Argental, „Le tout est bien me paraît ridicule, quand le mal est sur terre et sur mer“<sup>4</sup>, gegenüber Elie Bertrand, „Le mal est sur la terre, et c’est se moquer de moi que de dire que mille infortunés composent le bonheur“<sup>5</sup>. Der Krieg um Kanada ist mit dem *tout est bien* nicht vereinbar, geschweige denn mit der Vorstellung, die Menschen und

Völker würden die Vernunft zur Grundlage ihrer Handlungen machen. An Thieriot schreibt Voltaire Ende Februar 1756: „Le tableau de sottises du genre humain depuis Charlemagne jusqu’à nos jours est ce qui m’occupe [...]. Je ne sais s’il y a dans ce tableau beaucoup traits plus honteux pour l’humanité que de voir deux nations éclairées se couper la gorge pour quelques arpents de glace et de neige dans l’Amérique“<sup>6</sup>.



**Prof. Dr. Sven Externbrink**, Vertretung des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Heidelberg

- 3 D 6726, An die Herzogin von Sachsen-Gotha, 10. Februar 1756: „*On dit que tout est mal chez les Anglais en Amérique, et chez les Français sur mer*“.
- 4 D 6734, An Argental, 15. Februar 1756: *Das « alles ist gut » erscheint mir recht lächerlich, wenn das Böse zu Lande und zu Wasser herrscht.*
- 5 D 6738, An Elie Bertrand, 18. Februar 1756: *Das Böse ist auf der Erde, und es bedeutet sich über mich lustig zu machen, zu behaupten, dass 1000 Unglücke das Glück ergeben.*
- 6 D 6755, an Thieriot, 29. Februar 1756: *Das Gemälde der Dummheiten der menschlichen Rasse von Karl dem Großen bis heute beschäftigt mich [...] Ich weiß nicht, ob es in diesem Gemälde viel noch beschämendere Teile gibt als zwei aufgeklärte Nationen, die sich die Kehle abschnei-*

Es verwundert daher nicht, dass auch der Kriegsausbruch im September 1756 zu scharfen Kommentaren herausfordert, die das Gute der Welt in Frage stellen: „*Tout est bien, tout est mieux que jamais. Voilà deux ou trois cent mille animaux à deux pieds qui vont s’égorger pour cinq sous par jour. [...] Le meilleur des mondes est horriblement ridicule. Il faudrait voir tout avec des yeux stoïques*“, heißt es in einem Brief vom 17. September an F. L. Allamand.<sup>7</sup>

Auch sein Kommentar zum Einmarsch Friedrichs II. in Sachsen zeigt, dass Voltaire sehr genau die damit verbundenen machtpolitischen Dimensionen erkannte: „*Vous devez savoir à present vous autres Parisiens que le Salomon du Nord s’est emparé de Leipsik. Je ne sais si c’est là un chapitre de Machiavel ou de l’Antimachiavel, si c’est d’accord avec la cour de Dresde ou malgré elle. [...] Je me promène dans des allées de fleurs de mon invention, et je prends peu d’intérêt aux affaires des Vandales et des Misniens*“.<sup>8</sup>

Dass sich Voltaire nicht um die Angelegenheiten der „Vandalen“ und „Meissner“ (die Sachsen) kümmerte, trifft jedoch so nicht zu: Seit 1755 kam er in seiner Korrespondenz immer wieder auf die aktuellen politischen Ereignisse zu sprechen, sei es auf die Westminster-Konvention, sei es auf den noch unerklärten Krieg zwischen England und Frankreich, oder sei es auf die französisch-österreichische Allianz.<sup>9</sup> Auch im weiteren Verlauf des Krieges sollte Voltaire nicht der von den Ereignissen unberührte Einsiedler bzw. das „Murmeltier“<sup>10</sup> in der Schweiz sein. Darüber hinaus

*den wegen einiger Morgen Schnee in Amerika. Ähnlich auch an J. R. Tronchin, D 6752, Le commerce souffira beaucoup, les deux nations s’épuiseront en Europe pour quelques arpents de neige en Amérique; D 6757, des guerres pour quelques arpents des neiges chez les Algonquins. Voltaire griff die Formulierung im Candide erneut auf: Vous savez que ce deux nations [Engländer und Franzosen] sont en guerre pour quelques arpents de neige vers le Canada (Kap. XXIII), 237.*

- 7 D 7001, an J. F. Allamand, 17. September 1756: *Alles ist gut, alles ist besser als jemals. Voilà zwei oder drei hunderttausend Tiere auf zwei Beinen, die losziehen und sich für fünf sous am Tage die Kehlen durchschneiden [...] Die beste aller Welten ist furchtbar lächerlich. Man muss all dies mit den Augen des Stoikers sehen.*
- 8 D 6992, an Thieriot, 10. September 1756: *Ihr Pariser müsst doch wissen, dass der Salomon des Nordens sich Leipzigs bemächtigt hat. Ich weiß nicht, ob dies ein Kapitel aus Machiavelli oder aus dem Antimachiavelli ist, ob es im Einverständnis mit dem Dresdner Hof oder gegen seinen Willen geschieht. [...] Ich spaziere durch Alleen mit selbst erfundenen Blumen und nehme wenig Anteil an den Angelegenheiten der Vandalen und Meissner. Über Nicolas Claude Thieriot (1697–1772): Raymond Trousson/Jeroom Vercruyysse (Hg.), Dictionnaire général de Voltaire, Paris 2003, 1168–1172.*
- 9 Über den Vertrag von Westminster: D 6711; über die Konflikte in Übersee: D 4363, D 4379, D 4381, 693; zum *renversement des alliances*: D 4506, D 4527, D 4526.
- 10 „Murmeltier“, z.B. D 8387, Choiseul an Voltaire, 6. Juli 1759.

---

Seit dem Februar 1756 verband Voltaire seine Kommentare zur Tagespolitik mit der Kritik am philosophischen Optimismus der „besten aller möglichen Welten“, die seit dem Erdbeben von Lissabon seine Schriften prägte und im *Candide* noch einmal zugespitzt werden sollte.

---

versuchte sich Voltaire mehrfach als Diplomat, indem er sich sowohl der Regierung in Versailles als auch Friedrich dem Großen als Vermittler bzw. als „Briefkasten“ für Geheimverhandlungen anbot.

Wie viele seiner Zeitgenossen war Voltaire vom *Renversement des alliances* überrascht – es war auch für ihn nicht denkbar gewesen. An der Tragweite und den Konsequenzen dieser Neugestaltung des internationalen Systems bestand für ihn kein Zweifel: „Cette guerre n’a pas mine de finir si tôt. Aurait-on jamais pensé que l’Autriche, la France et la Russie marcheraient contré un prince de l’empire! Dieu seul sait ce qui arrivera; le comte d’Estrées et l’intendant de l’armée de France doivent déjà être à Vienne. [...] On dit M. de Broglie et M. de Valori retournés à Paris, et qu’on enverra à leur place quatre-vingt mille ambassadeurs. Et c’est une querelle du Canada qui ébranle tout l’Europe. Ah, que ce meilleur des mondes est aussi le plus fou!“<sup>11</sup>, schrieb er im November 1756 an die Herzogin von Sachsen-Gotha.

Im September 1759, nach der Publikation des *Candide*, schreibt Voltaire an seinen Verleger Cramer: „Si Candide a été en Saxe, il doit douter plus que jamais du système du docteur Pangloss. Tout ce qu’on apprend de ce malheureux pays tire des larmes.“<sup>12</sup> Die Wirklichkeit – hier am Beispiel des von Preußen seit 1756 systematisch ausgeplünderten Kurfürstentum Sachsen – lieferte Voltaire unwiderlegbare Argumente gegen die Idee der „beste der Welten“ und das Prinzip des „alles ist gut“.

Diesen Blick für die Realität des Krieges verlor Voltaire während des gesamten Krieges nicht, immer wieder finden sich in seiner Korrespondenz Bemerkungen wie diese, in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha, deren Territorium unmittelbar vom Krieg und seinen Begleiterscheinungen betroffen war: „Je vois les malheurs du genre humain augmenter sans qu’ils produisent le bien de personne“.<sup>13</sup>

Obwohl er selbst einmal eine Pangegyrik auf den Sieg Ludwigs XV. bei Fontenoy (1745) geschrieben hatte, wusste Voltaire nur zu gut, was sich hinter den Meldungen über Schlachtensiege verbarg. Sein Kommentar zur Schlacht von Lobositz, der ersten der vielen blutigen Schlachten des Siebenjährigen Krieges, verweist bereits auf das 3. Kapitel

des *Candide*, auf das ich noch zu sprechen komme: „Voilà déjà environ vingt mille hommes morts pour cette querelle, dans laquelle aucun d’eux n’avait la moindre part. C’est encore un des agréments du meilleur des mondes possibles. Quelles misères! et quelles horreurs!“ (an die Herzogin von Sachsen-Gotha).<sup>14</sup>

Dank Kontakten ins Reich wie zur Herzogin war Voltaire bestens mit Nachrichten zum Kriegsverlauf versorgt.<sup>15</sup> Voltaire zeigte sich immer wieder besorgt darüber, dass das kleine Herzogtum auch zum Kriegsschauplatz werden könnte. Ein kleines Meisterwerk der Ironie und des Humors ist Voltaires Neujahrsgruß zum Jahr 1758 an die Herzogin, dem er eine Tirade gegen die „Kroaten, Panduren und Husaren“ voranstellt, die den Brief abfangen könnten, und worin er ihnen, die danach trachten, „die Welt zu greulichsten aller Welten zu machen“, die Herzogin als Muster des Geistes und der Höflichkeit entgegenstellt.<sup>16</sup>

Wie wir schon gesehen haben, war das epochemachende Ereignis, das dem Kriegsausbruch in Europa voranging, das *Renversement des alliances*. Bereits seit September 1755 liefen die geheimen Verhandlungen zwischen Versailles und Wien, die durch die Westminster-Koalition einen neuen Impuls erhielten und schließlich in den ersten Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 mündeten. Während man die Westminster-Konvention als einen für Friedrich II. typischen Alleingang deuten konnte, war der französisch-österreichische Vertrag die Sensation, die ganz Europa erschütterte.

Auf das britisch-preußische Bündnis reagierte Voltaire gelassen. Der Preußenkönig schreibe Verse und unter-

zeichne Verträge<sup>17</sup>, und er könne dem Vertrag durchaus Gutes abgewinnen, denn, so Voltaire in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha, damit werde verhindert, dass sich der Kolonialkonflikt auf Deutschland ausweite (was ja durchaus eines der Ziele der Briten war).<sup>18</sup>

Umso größer war auch die Überraschung bei Voltaire, als er vom Versailler Vertrag erfuhr. „Il ne faut que vivre pour voire des choses nouvelles“ heißt es in einem Brief an die Gräfin Lützelburg, und gegenüber Jean-Robert Tronchin bemerkt er, Karl V. hätte dies sich nicht vorstel-

Wie viele seiner Zeitgenossen war Voltaire vom *Renversement des alliances* überrascht – es war auch für ihn nicht denkbar gewesen. An der Tragweite und den Konsequenzen dieser Neugestaltung des internationalen Systems bestand für ihn kein Zweifel.

11 D 7051, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, 9. November 1756: *Dieser Krieg wird nicht so bald enden. Hätte man je gedacht, dass Österreich, Frankreich und Russland gegen einen Fürsten des Reiches marschieren würden? Gott allein weiß, was geschehen wird; der Graf d’Estrées und der Intendant der französischen Armee müssen bereits in Wien sein. [...] Man sagt, dass Herr de Broglie und Herr de Valori nach Paris zurückgekehrt sind und dass man an ihrer Stelle achtzigtausend Botschafter schicken wird. Und es ist ein Streit in Kanada, der ganz Europa erschüttert. Ach, diese beste aller Welten ist auch die verrückteste!*

12 D 8480, an G. Cramer, 15. September 1759: *Wenn Candide in Sachsen gewesen ist, muss er mehr denn je an Doktor Pangloss’ System zweifeln. Alles, was man über dieses unglückliche Land erfährt, rührt zu Tränen.*

13 D 8552, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, 22. Oktober 1759.

14 D 4586, D 7023, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, 11. Oktober 1756: *„Und schon sind etwa zwanzigtausend Männer für diesen Streit gestorben, an dem keiner von ihnen auch nur den geringsten Anteil hatte. Das ist eine weitere der Annehmlichkeiten der besten aller möglichen Welten. Was für ein Elend! Und was für ein Schrecken!“*

15 Z. B. D 7753; D 7897, D 8596. Voltaire hatte die Herzogin nach seiner Abreise von Berlin 1753 während eines Aufenthaltes in Gotha kennengelernt. René Pomeau u. a., *Voltaire en son temps*, 2 Bde., Oxford, Paris 1995, 717–719. H. A. Stavan, *Voltaire et la duchesse de Saxe-Gotha*, in: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 185 (1980), 27–56.

16 D 7554, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, 4. Januar 1758.

17 D 6728, an Pierre Pictet, 12. Februar 1756: *„Le roi de Prusse fait des traités et des vers. Il peut faire tout ce qu’il voudra.“*

18 D 6726, An die Herzogin von Sachsen-Gotha, 10. Februar 1756: *„Le roi de Prusse les empêche au moins de se battre en Allemagne, et je crois que son dernier traité n’a pas déplu à votre nation.“*

len können.<sup>19</sup> Dass die neue Allianz ein besonderes Ereignis ist, steht für den Historiker Voltaire außer Frage.

An seinen ehemaligen Protektor und jetzigen Geschäftspartner, den dem Hofe und insbesondere der Marquise de Pompadour nahestehenden Finanzier Joseph Pâris-Duverney, schreibt er über die möglichen Konsequenzen: „Les événements présents fourniront probablement une ample matière aux historiens. L'union des maisons de France et d'Autriche après deux cent cinquante ans d'inimitiés, l'Angleterre qui croyait tenir la balance de l'Europe abaissé en six mois de temps, une marine formidable créée avec rapidité, la plus grande fermeté déployée avec la plus grande modération: Tout cela forme un bien magnifique tableau. Les étrangers voient avec admiration une vigueur et un esprit de suite dans le ministère que leurs préjugés ne voulaient pas croire“.<sup>20</sup>

Es ist nicht sicher, ob Voltaire mit seinen lobenden Äußerungen über die Wirkung der französisch-österreichischen Allianz nicht auch über Pâris-Duverney auf Madame de Pompadour und Ludwig XV. als Adressaten seines Kommentars zielte, in der Hoffnung, deren Gunst wieder zu erlangen und ggf. nach Paris zurückkehren zu können. Die der Allianz seitens Frankreichs zugrundeliegenden Ideen erfasste er präzise, nimmt man einen Brief hinzu, den er im Oktober an seinen „Freund“, den Herzog von Richelieu richtete. England sollte seinen wichtigsten Partner auf dem Kontinent verlieren, was mit der Neutralisierung der Österreichischen Niederlande einherging, dem klassischen Schlachtfeld zwischen den drei Mächten. Dadurch fehle den Engländern der klassische Brückenkopf nach Europa. Sie mussten während des Krieges auf die ostfriesischen Häfen zurückgreifen und stellten mit ihren Truppen keine Gefahr für das französische Territorium dar.

Auch den Nebeneffekt der Allianz zwischen Versailles und Wien, die Kontrolle des umtriebigen Savoyen-Sardinien, entging Voltaire nicht. Im Frühjahr und Sommer 1756 konnte man daher in Frankreich optimistisch in die Zukunft sehen, hatte man doch im Mittelmeer mit der Eroberung Menorcas einen Sieg über die scheinbar übermächtige Royal Navy errungen.<sup>21</sup>

19 D 6919, an Lützelburg, 2. Juli 1756; D 6945, an J. R. Tronchin: „on est transporté de joie à Vienne de cette alliance avec la France don Charles-Quint ne s'était jamais douté“.

20 D 6947, an J. Pâris-Duverney, 26. Juli 1756. Über Voltaire und Pâris-Duverney: Pomeau, *Voltaire en son temps*, Bd. 1, 151, 610f., 837: *Die Ereignisse der Gegenwart werden den Historikern wahrscheinlich reichlich Stoff liefern. Die Vereinigung der Häuser Frankreich und Österreich nach zweihundertfünfzig Jahren Feindschaft, England, das glaubte, die Waage Europas in sechs Monaten zu halten, eine gewaltige Marine, die mit Schnelligkeit geschaffen wurde, die größte Entschlossenheit, die mit der größten Mäßigung entfaltet wurde: All das bildet ein prächtiges Bild. Die Ausländer sehen mit Bewunderung eine Kraft und einen Geist der Konsequenz im Ministerium, an die sie ihre Vorurteile nicht glauben lassen wollten.*

21 D 7021, an Richelieu: „Souvenez-vous, mon héros, que dans votre ambas-

Mit seinen lobenden Äußerungen über die Wirkung der französisch-österreichischen Allianz zielte er womöglich auf Madame de Pompadour und Ludwig XV. als Adressaten, in der Hoffnung, deren Gunst wieder zu erlangen und gegebenenfalls nach Paris zurückkehren zu können.

Voltaires anfängliche Zustimmung zum neuen Bündnis wich mit der Zeit einer immer größeren Skepsis. Sprach er im Frühjahr 1757 noch davon, dass es Frankreich großen Ruhm einbringe, jetzt Österreichs einzige Stütze zu sein, so sah er im Oktober die Gefahr, dass durch die Vernichtung und Aufteilung Preußens Frankreich Österreich eine größere Macht verschaffen würde als es je unter Ferdinand II. besessen hatte.<sup>22</sup> Preußen müsse zweifellos Schlesien herausgeben, doch warum es – wie es der 2. Versailler Vertrag vorsah – völlig vernichten?

Dies zu verhindern sei Aufgabe Ludwig XV., der damit ein wahrhaftiger „*arbitre des puissances*“ sein würde.<sup>23</sup> Seine Überlegungen zeigen Voltaire in Übereinstimmung mit der Mehrheit der politisch denkenden Öffentlichkeit, die große Probleme hatte, sich daran zu gewöhnen, dass Versailles und Wien nun Verbündete waren.

Wie die Mehrheit der Franzosen empfand Voltaire die Niederlage von Rossbach als eine Demütigung und sah darin völlig zu Recht einen Wendepunkt des Krieges, denn von einem schnellen Sieg über Friedrich den Großen konnte nun nicht mehr die Rede sein.<sup>24</sup> Was sich in Rossbach andeutete, wurde durch den preußischen Sieg bei Leuthen schließlich bestätigt. Hoffnung auf einen schnellen Frieden gab es nicht mehr, zudem nun auch England die Konvention von Kloster Zeven aufkündigte, was Voltaire zu der Bemerkung veranlasste, das Völkerrecht sei nur noch eine Chimäre und von nun an gelte das Recht des Stärkeren. Das „*système de l'Europe*“, so Voltaire, stehe vor einem fundamentalen Wandel.<sup>25</sup> Verzweiflung über das zu erwartende Blutvergießen machte sich bei ihm schon im Januar 1757 breit: „Le sang va couler à plus grands flots dans l'Allemagne, et il y a grande apparence que toute l'Europe sera en guerre avant la fin de l'année. Cinq ou six cents personnes y gagneront. Le reste en souffrira“.<sup>26</sup>

*sade à Vienne vous fûtes le premier qui assurâtes que l'union des maisons de France et d'Autriche était nécessaire, et que c'était un moyen infaillible de renfermer les Anglais dans leur île, les Hollandais dans leur canaux, le duc de Savoie dans ses montagnes, et de tenir enfin la balance d'Europe. L'événement doit enfin vous justifier. C'est une belle époque pour un historien que cette union si belle est durable“.*

22 D 7494, an Argental, 2. Dezember 1757, „Qu'en reviendra-t-il à la France? De rendre l'Autriche plus puissante que du temps de Ferdinand second et de se ruiner pour l'agrandir? Le cas est embarrassant“.

23 D 7426, an J. R. Tronchin, 20. Oktober 1757: „Je n'ai jamais pu me persuader qu'on voulût donner à la Maison d'Autriche plus de puissance qu'elle n'en a jamais eu en Allemagne sous Ferdinand II, et la mettre en état de s'unir à la première occasion avec l'Angleterre plus puissamment que jamais [...] Il faut sans doute que le roi de Prusse perde beaucoup, mais pour quoi le dépouiller de tout?“

24 D 7442, an Thieriot, 20. November 1757: „Le Roi de Prusse se croyait perdu, anéanti sans ressource quinze jours auparavant, le voilà triomphant aujourd'hui. C'est un de ces événements qui doivent confondre la politique“.

25 D 7472, an M.E. De Dompierre de Fontaine: „le droit des gens est devenu une chimère; mais le droit du plus fort n'en est point une. Voilà probablement le système de l'Europe qui va entièrement changer“.

26 D 7130, an Gräfin Lützelburg, 20. Januar 1757: *In Deutschland wird das*

Als einzigen Ausweg aus der verfahrenen Situation sah Voltaire den Abschluss eines neuen Westfälischen Friedens.<sup>27</sup>

Gegenstand von Voltaires Briefen war natürlich immer wieder Friedrich der Große, mit dem er selbst bis 1760 in unregelmäßigen Kontakt stand.<sup>28</sup> Obwohl Voltaire noch dem Preußenkönig wegen der in Frankfurt 1753 erlittenen Demütigung grollte, wie er immer wieder gegenüber Dritten betonte, ist davon in der Korrespondenz der ersten Kriegsjahre nicht viel zu spüren. Beide tauschten Freundlichkeiten aus, philosophierten über den Selbstmord, den Friedrich erzog und dem ihn Voltaire untersagte und kommentierten die Zeitläufe in Versen. Der Tod von Friedrichs Schwester Wilhelmine, die als „Briefkasten“ bzw. als „Briefträgerin“ fungierte, war eine Zäsur für beide. Die Kommunikation wurde nun unregelmäßiger und schwieriger, zahlreiche Briefe sind verloren gegangen.

Der zwischen 1759 und 1760 von Voltaire unternommene Versuch, als Vermittler zwischen Friedrich und Choiseul zu fun-

gieren, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt.<sup>29</sup> Keine Seite war zu diesem Zeitpunkt (insbesondere nach Friedrichs Niederlage am 12. August 1759 in Kunersdorf) zu Kompromissen bereit. Choiseul betrachtete diesen Dialog über Umwege nicht als offizielle Verhandlungen, sondern als Gespräch unter Freunden. Darüber hinaus war er weder bereit noch von Ludwig XV. autorisiert, die österreichische Allianz zu riskieren.<sup>30</sup> Auch Friedrich lehnte jeden Frieden, der ihm keinen Ruhm bringen würde, ab.<sup>31</sup>

War ihre Korrespondenz bis zum Verstummen von einem Ton gegenseitigen Respekts geprägt, so hielt Voltaire gegenüber anderen nicht mit harten Urteilen über das Verhalten des Preußenkönigs zurück, in die sich aber immer

*Blut in noch größeren Strömen fließen, und es sieht ganz danach aus, als würde sich ganz Europa noch vor Ende des Jahres im Krieg befinden. Fünf- oder sechshundert Menschen werden davon profitieren. Der Rest wird leiden.*

27 D 7185, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, 5. März 1757, *Puisse cet armée contribuer à établir un nouveau traité de Westphalie qui assure paix et liberté, le plus précieux de tous les biens*. D 7426, an J. R. Tronchin, 20. Oktober 1757: *Quel beau rôle peut jouer Louis XV en se rendant l'arbitre des puissances, en faisant les partages, en renouvelant la célèbre époque de la paix de Westphalie?*

28 Zum Inhalt der Korrespondenz und zum folgenden ausführlich: Christiane Mervaud, *Voltaire et Frédéric II: une dramaturgie des Lumières 1736–1778*, Oxford 1985, 265–364.

29 Siehe hierzu *ibid.* 327–349. Pomeau, *Voltaire en son temps*, Bd. 2, 13–16.

30 Siehe z. B. D 8805, Choiseul an Voltaire, 13. März 1760: *„Je converse avec vous comme mon ami; je hasarde même [...] des idées mal digérées qui se présentent à mon esprit, mais je déclare bien formellement que je ne suis nullement autorisé à parler ministériellement sur les objets de nos lettres, que mon maître ne les connaît pas parce que j'écris à mon ami sans montrer mes lettres à mon maître.“*

31 Siehe z. B.: D 8839, Friedrich II. an Voltaire, 3. April 1760, D 9001, Friedrich II. an Voltaire, 21. Juni 1760.

auch wieder Bewunderung und Erstaunen über seine Überlebenskünste mischte. Die konsequente Ausplünderung Sachsens durch Preußen veranlasste Voltaire zur Gleichsetzung Friedrichs mit dem Banditenhauptmann Mandrin, der wenige Jahre zuvor Savoyen und die Dauphiné mit einer ganzen Räuberarmee verheert hatte. Im selben Brief berichtet Voltaire, dass der Agnostiker Friedrich nicht davor zurückschreckte, sich der jubelnden Dresdner Bevölkerung mit zwei „fetten“ lutherischen Pastoren zu zeigen. Man hat den Eindruck, wenn man diese Stelle liest, dass Voltaire über diesen Zynismus des Preußenkönigs, der durchaus erfolgreich die latente konfessionelle Spannung im Reich zur Mobilisierung seiner Anhänger instrumentalisierte, widerwillig bewunderte.<sup>32</sup>

Friedrich, der „Markgraf von Brandenburg“, gegen den sich ganz Europa zusammengeschlossen hat, werde in seinem aussichtslosen Abwehrkampf gegen die größten Mächte Europas nur zweifelhaften Ruhm erlangen, urteilt Voltaire im Sommer 1757, vor der Wende des Krieges durch Rossbach und Leuthen.<sup>33</sup> Nach Rossbach muss Voltaire zähneknirschend dem „Markgrafen von Brandenburg“ zu seinem Sieg gratulieren, sein Ruhm jedoch, schränkt Voltaire schon im Dezember 1757 ein, gründe auf Blut.<sup>34</sup>

Das preußische Durchhaltevermögen löste bei Voltaire immer wieder Verwunderung aus. Er erklärt dies – nicht zu Unrecht – mit der Qualität der Armee und der Solidität der Finanzen.<sup>35</sup> Dennoch grenzte das preußische Überleben an ein Wunder, angesichts der drückenden Überlegenheit seiner Gegner und deren ebenbürtigen Kampfkraft. Metapher für diese militärischen Wunder wird Rossbach. An Tronchin schreibt er im Oktober 1759 über Friedrichs Konfrontation mit der russischen Armee: *„Quoyque Luc ait frotté quelques croates il ne peut se tirer d'affaire que par des miracles, par quelque Rosbac. Mais on ne rosbaque point les Russes. Ces gens là se croiroient damnez s'il reculaient. Ils se battent par dévotion.“*<sup>36</sup>

In der Tatsache, dass Friedrich der Große und Preußen sich am Ende doch noch behaupten konnten, sah Voltaire durchaus etwas Positives, denn dadurch bleibe in Deutsch-

32 D 7052, an Gräfin Lützelburg, 9. November 1756, *„Il me paraît que Salomon-Mandrin est maître en Saxe come à Berlin. [...] Que dites-vous de Salomon, qui étant à Dresde, dans le palais du roi de Pologne, se montrait à la fenêtre ayant à ses côtés deux gros ministres luthériens? Le peuple criait, vivat! Ah! le saint roi!“*

33 D 7313, an Cideville, 15. Juli 1757: *„Tous les chasseurs s'assemblent pour faire un sainte Hubert à ses [F II] dépens. Français, Suédois, Russes se mêlent aux Autrichiens. Quand on a tant d'ennemis tant d'efforts à soutenir, on ne peut succomber qu'avec gloire. C'est une nouveauté dans l'histoire que les plus grandes puissances de l'Europe aient été obligées de se liguier contre un marquis de Brandebourg. Mais avec cette gloire il aura un grand malheur, c'est qu'il ne sera plaint par personne.“*

34 Voltaires Reaktion auf Rossbach: D 7469, an Argental, 19. November 1757; D 7475, an Friedrich II., 22. November 1757, siehe auch Mervaud, *Voltaire et Frédéric II*, 284. D 7532, an Elie Bertrand, 24. Dezember 1757: *„Je plains le Roi de Prusse d'acquérir tant de gloire aux dépens de tant de sang.“*

35 D 9894, an Choieul, 13. Juli 1761.

36 D 8532, an Tronchin, 12. Oktober 1759: *Auch wenn Luc einige Kroaten verprügelt hat, kann er sich nur durch Wunder, durch einige Rossbachs, aus der Affäre ziehen. Aber die Russen kann man nicht «rosbachen». Diese Leute würden sich verdammt fühlen, wenn sie sich zurückziehen. Sie kämpfen aus Frömmigkeit.*

Man hat den Eindruck, dass Voltaire über den politischen Zynismus des Preußenkönigs, der durchaus erfolgreich die latente konfessionelle Spannung im Reich zur Mobilisierung seiner Anhänger instrumentalisierte, widerwillig bewunderte.

land auch eine Bastion gegen das Infame erhalten: „Pour Luc quoy que je doive être très fâché contre luy, je vous avoue qu'en qualité d'être pensant, et de français je suis fort aise qu'une très dévote maison n'ait pas englouti l'Allemagne et que les jésuites ne confessent pas à Berlin. L'infâme est bien puissante vers le Danube“, schrieb er im November 1762 an d'Alembert.<sup>37</sup>

### Candide und der Siebenjährige Krieg

In den sieben Kriegsjahren entwickelte Voltaire eine große schöpferische Energie: *Candide*, der *conte philosophique*, sein wohl berühmtestes und bekanntestes Werk wurde im Januar 1759 publiziert und entwickelte sich zu einem großen Erfolg, nicht nur in Paris, sondern auch in Deutschland, als Lektüre der an den schier endlosen Feldzügen teilnehmenden Offiziere. Auch fand Voltaire eine neue Aufgabe, die von nun an seine Schriften prägen sollte: der Kampf gegen „l'Infâme“, jenen Komplex aus Aberglauben und Fanatismus, der auch heute noch eine so gefährliche Mischung darstellt.<sup>38</sup>

Wie ein roter Faden ziehen sich durch den Roman Anspielungen auf den Siebenjährigen Krieg. Dies beginnt bereits mit dem Titel. Voltaire publizierte den Roman anonym, als Autor wird auf dem Titelblatt ein *docteur Ralph* genannt, in dessen Tasche man das Manuskript gefunden habe – als dieser im Jahre 1759 in Minden starb. Dieser Zusatz findet sich noch nicht auf den ersten Ausgaben, vom Januar 1759, er wurde 1761 hinzugefügt: Vielleicht, um für Glaubwürdigkeit zu sorgen, schließlich grenzt Minden ja an Westfalen, der Heimat Candides, aber vor allem in Anspielung auf die Schlacht von Minden, in der am 1. August 1759 der französische Vorstoß auf Hannover zurückgewiesen wurde.<sup>39</sup>

Zwei Jahre vor Kriegsende kannte jeder Leser in Europa die Bedeutung dieser heute meist übersehenen Schlacht des Siebenjährigen Krieges: Hier scheiterte der Versuch, das Kurfürstentum Hannover zu erobern und somit ein Faustpfand in die Hände zu bekommen, der bei Verhandlungen gegen die Verluste in Übersee eingesetzt werden könnte. Passend dazu fügte Voltaire ein sehr langes Kapitel über Candides Aufenthalt in Paris ein, das eine scharfe Kritik des Zustandes der französischen Gesellschaft enthält.<sup>40</sup>

37 D 10810, an d'Alembert, 28. November 1762: *Für Luc, so sehr ich mich auch über ihn ärgern muss, so gesteh ich Ihnen doch, dass ich als denkender Mensch und Franzose sehr froh bin, dass ein sehr devotes Haus Deutschland nicht verschlungen hat und dass die Jesuiten in Berlin nicht beichten. Das «Infâme» [Aberglaube...] ist an der Donau sehr mächtig.*

38 Definition des „l'Infâme“ bei Pomeau *Voltaire en son temps*, Bd. 2, 7.

39 Voswinkel Gerd, Der nicht verstandene Vorsatz von Voltaires „Candide“ und die Schlacht bei Minden, in: Bractmann, Botho u. a. (Hg.), *Die Kunst des Vernetzens. Festschrift für Wolfgang Hempel*, Berlin 2006, 211–222; Voltaire, *Candide*, 176–190; 271–279 (Kommentar).

40 Voltaire, *Candide*, 185.

Der Roman berichtet von der pikaresken Odyssee des naiven Candide, der vom westfälischen Schloss *Thunder-ten-Tronck* verstoßen wird: Im zweiten Kapitel fällt Candide Werberrn des Königs von Bulgarien in die Arme, in Kapitel drei werden wir Zeuge einer blutigen Schlacht. Voltaire schildert die zeitgenössische Rekrutierungspraxis und die unmenschliche, mit Gewalt hergestellte Disziplin in der bulgarischen, d. h. der preußischen Armee. Der bulgarische König – niemand anderes als Friedrich der Große – errettet Candide, Opfer des Spießrutenlaufens, vor dem sicheren Tode, denn er erkennt in ihm den „jungen Metaphysiker“, der von den Dingen der Welt nichts weiß.<sup>41</sup>

Wie es in der Welt zugeht, erfährt Candide schon bald darauf, als es zur Schlacht zwischen Bulgaren (Preußen) und Abaren (Österreicher) kommt. Diese und damit den Krieg beschreibt Voltaire in einer bis dahin seltenen Eindringlichkeit (vielleicht abgesehen von Grimmelshausens *Simplicissimus*). Eine Schlacht ist nichts anderes als eine „*boucherie héroïque*“, bei der in wenigen Augenblicke Tausende von „*coquins*“ aus der besten aller Welten befördert werden, und in der Dörfer und ihre Bewohner nach den Regeln des öffentlichen Rechts (d. h. des Völkerrechts) überfallen und massakriert werden. Das Ganze wird sanktioniert von der Kirche, die diese Heldentaten mit einem *Te deum* feiert.<sup>42</sup>

Aber nicht nur die Bulgaren und Abaren pflegen seltsame Kriegssitten, auch die Engländer: „Mais dans ce pays-ci il est bon de tuer de temps en temps un amiral pour encourager les autres.“<sup>43</sup>

### Die Anklage des Krieges

In die letzten Jahre des Krieges fiel der Beginn der Affäre Calas<sup>44</sup> und die Redaktion des *Dictionnaire philosophique*, der Kampfschrift gegen das Infame.

Die unselige Verbindung von Kirche und Kriegführung nimmt auch großen Platz im Artikel *Guerre* des philosophischen Wörterbuches ein. Die Feldherren und Soldaten rufen Gott an, bevor sie ihre Gegner massakrieren bzw. von ihnen massakriert werden. War die Schlacht und die

41 Voltaire, *Candide*, Kap. II: Zur Identifikation des Königs der Bulgaren mit dem Preußenkönig siehe: Frédéric Deloffre, *Genèse de Candide: étude de la création des personnages et de l'élaboration du roman*, in: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 2006/6, 259–263. Wie sehr die preußische Disziplin in Europa bewundert wurde, verdeutlicht Voltaire auch an anderer Stelle im *Candide*, als dieser zu den Jesuiten fliehen muß: „*Ils* [die Jesuiten] *seront charmés d'avoir un capitaine qui fasse l'exercice à la bulgare*“, sagt Candides Diener Cacambo (Kap. XIII, 207).

42 Voltaire, *Candide*, Kap. II, Kap. III, XII (Erzählung der Alten).

43 *Aber in diesem Land wird es für gut befunden, von Zeit zu Zeit einen Admiral zu töten, um die anderen zu ermutigen...* Zur Byng Affäre: Krulder, Joseph J., *The Execution of Admiral John Byng as a Microhistory of Eighteenth-Century Britain*, New York, London 2021.

44 D 10690.

Anzahl der Toten groß genug, wird in den Kirchen ein *Te Deum* angestimmt, und Geistliche aller Konfessionen preisen die Erfolge in langen Reden, in denen ein Kampf in der hessischen Wetterau – eine Anspielung auf Operationen der französischen Armee im Siebenjährigen Krieg – mit biblischen Schlachten verglichen wird.<sup>45</sup>

Im Artikel *Guerre* wird in erster Linie die typische Kriegsursache im Ancien Régime angeklagt: der Erbfolgekonflikt, der als Auslöser nicht auf den Siebenjährigen Krieg zutraf. Dies macht u. a. das Besondere am Siebenjährigen Krieg aus, der eine neue Epoche der Internationalen Beziehungen einläutete. Erachtete Voltaire die Ursachen des Siebenjährigen Krieges – den Kolonialkonflikt – als einen nicht zu berücksichtigenden Sonderfall? Wie dem auch sei, Voltaire klagt in diesem Artikel – und dies ist seit dem 24. Februar 2022 aktueller denn je – unerbittlich das sinnlose Sterben der Menschen in Kriegen an.<sup>46</sup>

Kriege, die von einigen wenigen Personen aus nichtigen Gründen – dynastische Konflikte und die damit einhergehenden Koalitionsbildungen – ausgelöst werden.<sup>47</sup> Doch Illusionen gab sich Voltaire nicht hin: Obwohl der Mensch sich gegenüber den Tieren durch seine Vernunft auszeichnet, bleibt der Krieg neben dem Hunger und der

Pest eine der drei großen Geißeln der Menschheit, im Unterschied zu den beiden erstgenannten jedoch eine vom Menschen geschaffene.<sup>48</sup> Voltaire weiß um die gewalttätige Natur des Menschen und ihm ist bewusst, dass es immer wieder Kriege geben wird. Sein hier unausgesprochener Appell zielt darauf ab, wenn der Krieg schon nicht abgeschafft werden kann, wenigstens so wenige Kriege wie möglich zu führen. Der Kampf gegen das Infame, das zur Grausamkeit des Krieges beiträgt, ist somit zugleich ein Kampf für eine friedlichere Welt.

### Voltaire als „Zeithistoriker“

Voltaires philosophisch-pazifistischer Kommentar des Siebenjährigen Krieges muss durch seinen historisch-politischen Kommentar ergänzt werden.

Als einer der führenden Historiker

seiner Zeit – das *Siècle de Louis XIV* publizierte er 1751, den *Essai sur les mœurs* 1756 – besaß Voltaire nicht nur das nötige Urteilsvermögen, um die Ereignisse der Jahre 1755 bis 1763 einzuschätzen, er hatte darüber auch, dank seiner Bekanntschaft mit Angehörigen der Regierung und des diplomatischen Korps Kontakte zu mittelbar und unmittelbar an Entscheidungsprozessen Beteiligten. Zu diesen zählten Marschall Richelieu, Eroberer Menorca (1756) und Oberbefehlshaber einer französischen Armee in Deutschland 1757–1758, der Abbé de Bernis, der im Namen des Königs den ersten Versailler Vertrag aushandelte und 1757 erst zum Staatsminister und dann zum Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, des Weiteren dessen Nachfolger Étienne-François Graf von Stainville, seit 1758 Herzog von Choiseul und César-Gabriel Graf von Choiseul, 1762 Herzog von Praslin. Mit Stainville-Choiseul stand Voltaire nur über Briefe in Verbindung, sie sind sich nie begegnet. Den späteren Herzog von Praslin (Grafen von Choiseul) und den Abbé Bernis kannte er hingegen seit den 1740er Jahren persönlich.<sup>49</sup> Doch trotz dieser Kontakte und

**Voltaire weiß um die gewalttätige Natur des Menschen und ihm ist bewusst, dass es immer wieder Kriege geben wird. Sein unausgesprochener Appell zielt darauf ab, wenn der Krieg schon nicht abgeschafft werden kann, wenigstens so wenige Kriege wie möglich zu führen.**

45 Voltaire, *Dictionnaire Philosophique*, Art. Guerre, 191: „Tous parlent longtemps; ils citent ce qui s'est fait jadis en Palestine, à propos d'un combat en Vétérevie“.

46 Ibid. 194: „Que deviennent et que m'importent l'humanité, la bienfaisance, la modestie, la tempérance, la douceur, la sagesse, la piété, tandis qu'une demi-livre de plomb tirée de six cent pas me fracasse le corps, et que je meurs à vingt ans dans des tourments inexprimables, au milieu de cinq ou six mille mourants, tandis que mes yeux qui s'ouvrent pour la dernière fois voient la ville où je suis né détruite par le fer et par la flamme. Et que les derniers sons qu'entendent mes oreilles sont les cris des femmes et des enfants expirant sous des ruines, ôle tout pour les prétendus intérêt d'un homme que nous ne connaissons pas?“

47 Ibid. 187f.: „Un généalogiste prouve à un prince qu'il descend en droite ligne d'un comte, dont les parents avaient fait un pacte de famille il y a trois ou quatre cents ans avec une maison dont la mémoire même ne subsiste pas. Cette maison avait des prétensions éloignées sur une province dont le dernier possesseur est mort d'apoplexie. Le prince et son conseil concluent sans difficulté que cette province qui est à quelque centaines de lieues de lui, a beau protester qu'elle ne la connaît pas, qu'elle n'a nulle envie d'être gouvernée par lui; que pour donner des lois aux gens, il faut au moins avoir leur consentement: ces discours ne parviennent pas seulement aux oreilles du prince, dont le droit est incontestable.“ Voltaire hat hier zweifellos das Vorgehen Friedrichs des Großen im Jahre 1740 vor Augen. Der Besetzung Schlesiens folgte mit Verspätung ein Manifest, in dem Ansprüche geltend gemacht wurden. Die Beschreibung der Mobilisierung einer Armee hat ebenfalls die preußische Praxis zum Vorbild: „Il [le Prince] trouve incontinent un grand nombre d'hommes qui n'ont rien à perdre; il les habille d'un gros drap bleu à cent dix sous l'aune, borde leurs chapeaux avec du gros fil blanc, les fait tourner à droite et gauche, et marche à la gloire“. Siehe auch Voltaire, *Précis du Siècle de Louis XV*, in: Voltaire, *Œuvres historiques*, hg. v. René Pomeau, Paris 1987, 1297–1571, 1513: „Lamour-propre de deux ou trois personnes suffit pour désoler toute l'Europe“.

48 Voltaire, *Dictionnaire Philosophique*, Art. Guerre: „Ces deux viennent de la Providence; mais la guerre qui réunit tous ces dons, nous vient de l'imagination de trois ou quatre cents personnes, répandues sur la surface du globe, sous le nom de princes ou de ministres“.

49 Bernis lernte er im Umfeld der Madame de Pompadour kennen, vgl. Pomeau, Voltaire en son temps, Bd. 1, 457. Über den Herzog von Choiseul siehe: Rohan Butler, *Choiseul. Father and Son 1719–1754*, Oxford 1980; Guy Chaussinand-Nogaret, *Choiseul. Naissance de la gauche*, Paris 1998 sowie Pierre Calmettes, Pierre, *Choiseul et Voltaire, d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire*, Paris 1902; eine fundierte Biographie zu Bernis fehlt noch immer, vgl. Georges Frêche/Jean Sudreau, *Un Chancelier gallicane: Daguesseau et un cardinal diplomate: François-Joachim de Pierre de Bernis*, Paris 1969; Serge Dahoui, *Le cardinal de Bernis ou le royaume du charme*, Aubenas 1972; Jean-Paul Desprat, *Le Cardinal de Bernis 1715–1794. La belle ambition*, Paris 2000; wichtig jetzt: Montègre, Gilles (Hg.), *Le Cardinal de Bernis. Le pouvoir de l'amitié*, Paris 2019. Eine biographische Studie über Praslin liegt nicht vor, zu den Stationen seiner Karriere siehe: Sven Externbrink, *Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich. Deutschlandbild und Diplomatie Frankreichs im Siebenjährigen Krieg*, Berlin 2006, 226, 384, sowie jetzt

trotz der Tatsache, dass Voltaire zeitweilig als Briefkasten für eine inoffizielle Kommunikation zwischen Friedrich und Versailles diente, erhielt er keinen näheren Einblick in die Entscheidungsprozesse innerhalb der französischen Regierung. Auf Voltaires Versuche, als Akteur ins diplomatische Spiel einzugreifen, kann an dieser Stelle nicht ausführlich eingegangen werden, sie blieben allesamt erfolglos.<sup>50</sup>

Bereits fünf Jahre nach dem Ende des Krieges legte Voltaire im Rahmen des *Précis du siècle de Louis XV* eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges vor.<sup>51</sup> Ausgehend vom Erdbeben von Lissabon, das in der Rückschau als Menetekel den Siebenjährigen Krieg bereits ankündigt, stellt er die Einzigartigkeit des Krieges heraus.<sup>52</sup> Von allen vorangegangenen Kriegen unterscheide sich dieser durch die ihm vorangegangenen „Revolutionen“, womit die Verschiebungen der traditionellen Bündnisysteme gemeint sind, durch seine Ausdehnung auf alle Kontinente der Welt, und nicht zuletzt durch das Überleben Friedrichs des Großen, der gegen eine scheinbar übermächtige Koalition kämpfen musste – und dank der Disziplin seiner Armee und seiner überlegenen Feldherrenkunst der Vernichtung entging.<sup>53</sup> Ein „Mirakel des Hauses Brandenburg“ gab es für den Historiker und Aufklärer Voltaire auch in der Politik nicht, auch Preußens Überleben ist letztlich rational erklärbar.

Sehr genau erfasste Voltaire den weltpolitischen Kontext des Krieges: Der Streit zwischen England und Frankreich um die Wildnis Amerikas habe die besagten Revolutionen der europäischen Bündnislandschaft ausgelöst, wodurch ein Schwelbrand entstanden sei, den wenige Funken in Brand setzen konnten.<sup>54</sup> Diese kamen zum einen aus Übersee, zum anderen durch Friedrichs Einmarsch in Schlesien.

Die historische Dimension der Allianz zwischen Bourbonen und Habsburg wird ausdrücklich gewürdigt, doch bleibt Voltaires Erklärung hinter den Überlegungen zurück, die er in den bereits erwähnten Briefen gegenüber Pâris-Duverney und Richelieu anstellte. Die ironisch-sarkastische Pointe – „Ce que n'avaient pu tant de traités de paix, tant de mariages, un mécontentement reçu d'un électeur,

die Skizze von: Jean-Pierre Bois, *Choiseul-Praslin, César-Gabriel*, in: Lucien Bély/Laurent Theis/Georges-Henri Soutou/Maurice Vaïsse (Hg.), *Dictionnaire des ministres des Affaires étrangères*, Paris 2005, 166–178.

50 Einzelheiten bei Pomeau, *Voltaire en son temps*, Bd. 1, 870 ff., 882, 902 ff., Bd. 2, 15f.

51 Voltaire, *Précis du siècle de Louis XV*, in: Ders., *Œuvres historiques*, hg. v. René Pomeau, Paris 1987, 1297–1571. Zur Publikationsgeschichte siehe *ibid.*, 1664; Art. *Précis de Louis XV*, in: *Dictionnaire Voltaire*, 981–985.

52 Voltaire, *Précis du siècle de Louis XV*, 1476: „Les malheurs nouveaux de l'Europe semblèrent être annoncés par des tremblements de terre qui se firent sentir en plusieurs provinces, mais d'une manière plus terrible à Lisbonne qu'ailleurs“.

53 *Ibid.* 1481: „C'est un prodige qu'on ne peut attribuer qu'à la discipline de ses troupes, et à la supériorité du capitaine. Le hasard peut faire gagner une bataille; mais quand le faible résiste aux forts sept ans dans un pays tout ouvert, et répare les plus grands malheurs, ce ne peut être l'ouvrage de la fortune. C'est en quoi cette guerre diffère de toutes celles qui ont jamais désolé le monde“.

54 *Ibid.* 1477: „Les révolutions que ce même roi de Prusse et ses ennemis préparaient dès lors étaient un feu qui couvrait sous la cendre; ce feu embrasa bientôt l'Europe, mais les premières étincelles vinrent de l'Amérique. Une légère querelle entre la France et l'Angleterre, pour quelques terrains sauvages vers l'Acadie, inspira une nouvelle politique à tous les souverains d'Europe“.

et l'animosité de quelques personnes alors toutes-puissantes que le roi de Prusse avait blessées par des plaisanteries, le fit en un moment“<sup>55</sup> – versperrt den Blick auf die tatsächlichen Hintergründe des *renversement des alliances*, nämlich den Wunsch Ludwigs XV. und auch der Engländer, den Kolonialkonflikt *nicht* auf Europa übergreifen zu lassen. Die Provokationen Österreichs, das ja den Konflikt mit Preußen suchte, und die Unruhe Friedrichs führten in diesen furchtbaren Krieg, in dem nicht nur die sächsische Herrscherfamilie, sondern, wie Voltaire zu Recht erwähnt, auch Millionen anderer Familien schlimmstes Leid erdulden mussten.<sup>56</sup>

Den eigentlichen Kriegsverlauf in Europa verdichtet Voltaire auf wenige Absätze (in konsequenter Umsetzung seiner Maxime als Historiker, sich nicht in endlosen Schlachtbeschreibungen zu verlieren): Niemals seien so viele und so folgenlose Schlachten geschlagen, so viel Blut nutzlos vergossen worden, Deutschland sei der Hauptkriegsschauplatz gewesen und Frankreich sei zwar vom Krieg und dessen Schrecken verschont geblieben, doch habe es viel Geld verloren.<sup>57</sup> Dem unentschiedenen Ringen in Europa stellt er die großen Veränderungen in den Kolonien entgegen. Hier konnte der Ausfall von 1200 Mann nicht ohne weiteres ausgeglichen werden, und in einer einzigen Schlacht – auf den Abrahamsfeldern vor Quebec – habe man 1500 Meilen Territorium, davon zwei Drittel Eiswüste, verloren.<sup>58</sup>

Übergeht Voltaire den Inhalt des Friedens von Hubertusburg und die Bestätigung des Status quo in Europa von 1748 weitgehend, so beschäftigt er sich umso eingehender mit der eigentlichen Niederlage Frankreichs, dem Verlust seines Kolonialreichs. England habe eine nie zuvor gekannte Vormacht zu See errungen, ganz Nordamerika unter seiner Herrschaft vereinigt (was Voltaire als keinen allzu großen Verlust ansieht), die Franzosen aus Indien vertrieben, bis auf Gorée die französischen Besitzungen in Afrika übernommen, und dominiere den Handel in der Karibik, wo Frankreich bekanntlich die „Zuckerinseln“, Martinique, Guadeloupe und St. Domingo behalten konnte. Ein entehrender und

55 *Ibid.* 1482f., Zitat 1483: „Was so viele Friedensverträge, so viele Heiraten nicht vermocht hatten, eine von einem Kurfürsten verursachte Verärgerung und die Feindseligkeit einiger damals allmächtiger Personen, die der König von Preußen durch Witze verletzt hatte, bewirkten es in einem Augenblick“.

56 *Ibid.* 1485.

57 *Ibid.* 1492–1494.

58 *Ibid.* 1506–1514, 1508 „On a perdu ainsi en un seul journée quinze cent lieues de pays. Ces quinze cents lieues, dont les trois quarts sont des déserts glacés, n'étaient peut-être une perte réelle.“

---

Den Kriegsverlauf in Europa verdichtet Voltaire auf wenige Absätze: Niemals seien so viele und so folgenlose Schlachten geschlagen, so viel Blut nutzlos vergossen worden, Deutschland sei der Hauptkriegsschauplatz gewesen. Frankreich sei zwar vom Krieg verschont geblieben, doch habe es viel Geld verloren.

---

doch notwendiger Frieden, der Frankreich vor dem völligen Bankrott rettete, so Voltaires Fazit.<sup>59</sup>

## Ausblick

Voltaires Briefe und Schriften bieten vielfältiges Material, wenn man sich mit der Geschichte der Wahrnehmung des Krieges durch die Zeitgenossen beschäftigen will. Seine eurozentristische Perspektiven überschreitende Geschichtskonzeption gibt seinen politisch-historischen Reflexionen über den Siebenjährigen Krieg eine überraschende „Frische“.<sup>60</sup> Der Siebenjährige Krieg war eben kein rein europäischer Krieg und sein Ausgang bewirkte bekanntlich die größten Veränderungen außerhalb Europas.

Aufschlussreich und in Darstellungen zur Geschichte des Krieges kaum beachtet sind seine Kommentare und Wertungen zu den bündnispolitischen Veränderungen im Vorfeld des Krieges. Sie weisen noch einmal auf das von den Zeitgenossen als so revolutionär empfundene *renversement des alliances* und auf das Aufsehen hin, das die Nachricht vom Abschluss der französisch-österreichischen Allianz hervorrief. In der Beurteilung der Allianz für Frankreich bleibt Voltaire, wie wir gesehen haben, eher skeptisch.

Er sah zwar ihre Konsequenzen etwa für die italienische Halbinsel, die bis zum Ausbruch der Revolutionskriege von Krieg verschont bleiben sollte (Brief an Pâris-Duverney), blieb aber skeptisch und zum Teil noch in alten Feindbildern gefangen, was die Wirkung der Allianz für Deutschland bzw. das Alte Reich betraf. Hier befürchtete er eine österreichische Vorherrschaft nach dem Vorbild Ferdinands II. während des Dreißigjährigen Krieges und warnte daher vor einer vollständigen Zerschlagung der preußischen Macht. Wie für die französische Diplomatie der Epoche bildete auch für Voltaire der Westfälische Frieden die Grundlage jeder Reflexion über die politische Ordnung Deutschlands.<sup>61</sup> Daher wird er mit der Wiederherstellung des Status quo im Reich auf der Grundlage des Westfälischen Friedens einverstanden gewesen sein (Artikel XIX des Hubertusbürger Friedens), auch wenn es vom ihm keine diesbezüglichen Äußerungen über die politischen Konsequenzen des Friedens von Hubertusburg gibt.

Voltaires Rekonstruktion der Genese der französisch-österreichischen Allianz verweist auf die Grenzen seiner Kenntnisse. Verantwortlich dafür zeichnet bei ihm allein der Abbé Bernis, der das System Richelieus einreißt und ein neues, größeres an dessen Stelle setzt.<sup>62</sup> Ludwig XV., neben Kaunitz der eigentliche „Drahtzieher“ beim Zustandekommen des Bündnisses, findet keine Erwähnung, was jedoch Voltaire nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, denn schließlich hat man auch in der neueren historischen Forschung lange Zeit kaum auf den Beitrag des Königs beim Zustandekommen des Versailler Vertrags verwiesen.<sup>63</sup>

Aber auch Voltaires zahlreiche, von den Umständen und Ursachen des Siebenjährigen Krieges abstrahierenden Bemerkungen über den Krieg haben nichts von ihrer Aktualität verloren. Voltaire weiß um die Neigung des Men-

schen zu Gewalt und Krieg und er hörte nicht auf, auf die Wirklichkeit des Krieges hinzuweisen: auf Tod und Elend. Darüber darf auch nicht der zivilisierte, von den aufgeklärt-kosmopolitischen Idealen der Epoche geprägte, vergleichsweise ritterliche Umgang zwischen preußischem und französischem Offizierskorps und Kommandeuren während des Krieges hinwegtäuschen.

In der Schlacht verschwanden die Standesgrenzen, Musketen- und Kanonenkugeln, Bajonette und Säbelscheren sich nicht um Adelspatente.<sup>64</sup> Dass im Zeitalter der Aufklärung Sukzessionsstreitigkeiten Kriege aus-

lösen, zählte Voltaire zu den schlimmsten „Dummheiten des Menschengeschlechts“. Aus dieser Perspektive betrachtet, enthalten seine Briefe, sein *Candide* und der Artikel „Krieg“ des *Dictionnaire philosophique* zeitlose Kommentare über das Wesen des Krieges, die leider auch in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts weder an Eindringlichkeit noch an Aktualität verloren haben. ■

Voltaires zahlreiche, von den Umständen und Ursachen des Siebenjährigen Krieges abstrahierenden Bemerkungen über den Krieg im Allgemeinen haben nichts von ihrer Aktualität verloren, wenn man die Situation in vielen heutigen Krisenherden betrachtet.

59 Über den Weg zum Frieden: Zenab Esmat Rashed, *The Peace of Paris 1763*, Liverpool 1951. Den Frieden als relativen Erfolg für Frankreich angesichts der demütigenden Niederlage wertet Jonathan R. Dull, *The French Navy and the Seven Year's War*, Lincoln, London 2005, 228–230.

60 Über Voltaires Auffassungen zur Geschichtsschreibung siehe: *Dictionnaire Voltaire*, Art. *Histoire*, 587–593. Pomeau, *Voltaire en son temps*, Bd. 2, 216–236.

61 Siehe hierzu: Externbrink, *Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich*, 101–119; Ders., *Staatensystem und kulturelles Gedächtnis: Frankreich, das Alte Reich und Europa (17.–18. Jahrhundert)*, in: Eva Dewes/Sandra Duhem (Hg.), *So nah – so fern. Kulturelles Gedächtnis und interkulturelle Rezeption im europäischen Kontext*, Berlin 2007, 89–102.

62 Précis du siècle de Louis XV, 1483: „*Labbé de Bernis, depuis cardinal, eut seul l'honneur de ce fameux traité, qui détruisait tout l'édifice du cardinal de Richelieu, et qui semblaient en élever un autre plus haut et plus vaste*“.

63 Siehe hierzu Sven Externbrink, *Ludwig XV. als Außenpolitiker. Zum politischen „Stil“ des Monarchen (am Beispiel des renversement des alliances)*, in: Klaus Malettke/Christoph Kampmann (Hg.), *Französisch-Deutsche Beziehungen in der neueren Geschichte. Festschrift für Jean Laurent Meyer zum 80. Geburtstag*, Münster 2007, 221–240.

64 Vgl. Sven Externbrink, „*Que l'homme est cruel et méchant!*“: Wahrnehmung von Krieg und Gewalt durch französische Offiziere im Siebenjährigen Krieg, in: *Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 18 (2005), 44–57.

# Das Militär im Siebenjährigen Krieg

## Aufbau und Einsatz der Truppen am Beispiel der preußischen Armee

von Daniel Hohrath

Eigenartigerweise spielt in weiten Bereichen der Geschichtsschreibung, wenn sie von Kriegen handelt, das Militär der „kriegführenden Staaten“ nur eine Nebenrolle. So wesentlich es für die historische Analyse ist, das politische Handeln, die Pläne und Motive der Regierenden, zu erkunden oder auch die Auswirkungen des Krieges auf die mehr oder wenig passiv betroffene Zivilbevölkerung zu untersuchen: Der Verlauf der Ereignisse hing doch am Ende vom Funktionieren oder Nichtfunktionieren der „Militärmaschine“ ab, und das heißt letztlich von dem kollektiven und individuellen Verhalten der Menschen, aus denen die kriegführenden Armeen bestanden.

Die Angehörigen des Militärs erscheinen so gewissermaßen als Statisten auf dem *Theatrum Belli* – offenbar selbstverständlich anwesend und für die Regisseure des Kabinettskriegs verfügbar. In der Geschichtserzählung tauchen sie vor allem in Form von Zahlen auf: Diese beziffern die Größe der aufgebotenen Heere, zählen die in Schlachten und Gefechten in den Kampf geworfenen Einheiten auf, quantifizieren auch die „Verluste“, heute natürlich selten ohne Formeln der moralischen Erschütterung über jenes „blutige“ Zeitalter.

Dennoch bleibt es meist bei Feststellungen wie solchen, dass Friedrich II. mit 40.000 Preußen den Feldmarschall Daun mit dessen 70.000 Österreichern schlug, oder eben „die Preußen“ „die Österreicher“ besiegten und umgekehrt. Aus den Ergebnissen folgt die Erkenntnis, welche Armee wohl die „modernere“ und bessere und welcher Feldherr der klügere gewesen sei.

Nun hat sich der Fokus der Geschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten von den Plänen und Zielsetzungen, Erfolgen und Fehlern der führenden Herrscher, Politiker und

Feldherren wegverlagert, auch von denen der Staaten als überpersonaler Akteure – und der ihr Handeln angeblich bestimmenden „Staatsraison“. Zugleich hat sich die Forschung heute aber auch weitgehend von der klassischen Kriegs- und Heeresgeschichte verabschiedet und mit ihr von der Frage nach dem Verlauf von Feldzügen und Kampfhandlungen. Damit ist auch die Untersuchung einzelner Ereignisse zurückgetreten, zu-

Vertiefung des Themas von Seite 28–44

## Der Siebenjährige Krieg (1756–1763)

sätzlich begründet durch die berechtigten methodischen Zweifel, ob etwa eine Schlacht als ein in ihrer Kontingenz letztlich „unbeobachtbares“ Geschehen überhaupt irgendwie darstellbar oder gar rekonstruierbar sei.<sup>1</sup>

Man fragt heute einerseits eher nach den für alle Akteure der jeweiligen Epoche handlungsleitenden und begrenzenden Strukturen und Mentalitäten. Man fragt auch andererseits mehr nach den Wahrnehmungen und Deutungen der Zeitgenossen, und zwar sowohl nach denen der professionellen Beobachter und Meinungsmacher, als auch nach denen der Menschen, die auf der Mikroebene den Krieg erlebten, sowohl der „Zivilisten“ als auch der Soldaten.

So kann die Mikrogeschichte aus den heute bekannten Ego-Dokumenten einfacher Soldaten und Subalternoffiziere aus ganz Europa und aus einem Zeitraum von Jahrzehnten äußerst spannende und erhellende Schlaglichter „aus der Nähe“ destillieren.<sup>2</sup> Das ist ein überaus ergiebiger Ansatz, der paradoxerweise aber auch das einzelne Ereignis (und damit teilweise auch die klassischen Bearbeitungen der Feldzüge, Schlachten und Belagerungen) wieder ins Recht setzt, weil dieses den Rahmen des persönlichen Erlebens und Erinnerns bildet.

Allerdings kommt sie an dem Problem nicht vorbei, dass das Quellenmaterial, trotz bedeutender Neuentdeckungen und höchst verdienstvoller Editionen, ziemlich begrenzt ist. Der Einwand, aus solchen Einzelstimmen könnten sich zwar plausible Eindrücke, aber kein repräsentatives Bild für das Erleben der gewaltigen Mehrheit von „stummen“ Zeitgenossen destillieren lassen, ist letztlich schwer zu entkräften.

1 Marian Füssel, Das Undarstellbare darstellen. Das Bild der Schlacht im 18. Jahrhundert am Beispiel von Zorndorf (1758), in: Birgit Emich, Gabriela Signori (Hg.): *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 42), Berlin 2009, S. 317–349, hier bes. S. 320–323.

2 Vgl. die hauptsächlich auf der Grundlage von Ego-Dokumenten beruhenden Studien: Ilya Berkovich: *Motivation in War. The Experience of Common soldiers in Old-Regime Europe*. Cambridge 2017. Katrin Möbius / Sascha Möbius, *Prussian Army Soldiers and the Seven Years' War. The Psychology of Honor*. London usw. 2020.



Daniel Hohrath M.A., Kurator am Bayerischen Armeemuseum

Es erscheint doch vielleicht sinnvoll, noch einmal einen kleinen Schritt weiter Abstand zu nehmen und genauer hinzuschauen auf die „Midi-Ebene“. Als solche könnte man die Regimenter und Armeen benennen, also die ausdifferenzierten und komplexen Organisationen von tausenden bis hunderttausenden von Menschen, nicht nur von Soldaten und Offizieren, nicht nur von Männern in Uniform, mit bzw. von denen etwa der Siebenjährige Krieg ausgefochten wurde. Im Folgenden sollen nur einige Aspekte und Fragen angesprochen werden.

Wenn wir nur vom Kriegsgeschehen in Mitteleuropa sprechen, müssen wir wohl mindestens von weit über einer halben Million Soldaten ausgehen, die sich zur gleichen Zeit unmittelbar auf dem Kriegstheater bewegten. Dabei können die Heere Preußens und verschiedener kleiner deutscher Staaten als vollständig mobilisiert gerechnet werden, während die anderen Großmächte Teile ihres Militärpotentials in entlegenen Herrschaftsgebieten stehen ließen oder, wie vor allem im Falle Großbritanniens und Frankreichs, auf den anderen Schauplätzen dieses „Weltkriegs“ einsetzten – allerdings jeweils mit vergleichsweise viel geringeren Truppenzahlen als auf dem europäischen Festland.

Wahrscheinlich ist diese Zahl noch wesentlich zu niedrig gegriffen, zumal sie nur die in den Listen übergenu gezählten eigentlichen Soldaten berücksichtigt. Nicht gezählt wurden in der Regel deren teilweise mitziehende Frauen und Kinder, auch nicht das Fuhrpersonal, Knechte und andere *camp-follower* beiderlei Geschlechts, die auch im 18. Jahrhundert noch durchaus zahlreich waren.

### Die preußische Armee als Muster und Modell?

Es ist in mancher Hinsicht naheliegend, die preußische Armee als Muster und Modell für das Militärwesen des 18. Jahrhunderts zu betrachten. Für keine andere mitteleuropäische Armee dieser Epoche liegt so viel Forschung und Literatur vor.<sup>3</sup> Die Armee Friedrichs des Großen gehört – wie dieser König selbst – zu den „Stars“ der Geschichte. Und sie war es – spätestens mit und seit dem Siebenjährigen Krieg – schon im 18. Jahrhundert. Schon für die Zeitgenossen stellten Friedrich der Große, der preußische Militärstaat und das Erscheinungsbild seiner Truppen ein Faszinosum dar, das nicht nur von anderen Armeen praktisch nachgeahmt, sondern auch in einer Fülle von Publikationen behandelt wurde.<sup>4</sup>

Im „langen 19. Jahrhundert“ bis 1914 (bzw. 1918) führten die Hochblüte der Geschichtswissenschaft und der Tra-

ditionswille innerhalb der preußischen Armee dazu, dass zahllose Veröffentlichungen entstanden, die sich mit Politik und Kriegführung des „Großen Königs“, aber auch mit den Details einzelner Truppengeschichten, Biografien von Offizieren und nicht zuletzt der Uniformierung, Ausrüstung und Bewaffnung des friderizianischen Heeres beschäftigten.

Obwohl durch Krisen wie den preußischen Zusammenbruch von 1806, in Phasen der Interesselosigkeit und zuletzt die verheerenden Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges enorme Verluste an Quellenmaterial eingetreten sind, wissen wir von der preußischen Armee weit mehr Details<sup>5</sup> als etwa von der österreichischen Kriegsmacht jener Zeit.<sup>6</sup> Doch soll es hier weniger um das Besondere als vielmehr um das Epochentypische am preußischen Militär gehen, denn

grundsätzlich ähnelten sich die europäischen Heere des 18. Jahrhunderts in hohem Maße, sowohl äußerlich in Bekleidung und Bewaffnung, als auch in ihren Hierarchien und organisatorischen Strukturen.

### „Stehende Söldnerheere“?

Wenn von den Armeen der kriegführenden Staaten des Siebenjährigen Krieges die Rede ist, spricht man heute zumeist von „Stehenden Söldnerheeren“. Was bedeutet das? Wer stand wann und was heißt Söldner? Letztlich dient dieser Begriff mehr zur Abgrenzung von den vorherigen und nachfolgenden Heeresverfassungen, als dass er ein klares Bild vermit-

teln könnte. Tatsächlich entsprachen viele Grundstrukturen der preußischen Armee, wie auch der anderen europäischen Heere in der Mitte des 18. Jahrhunderts immer noch denen der frühneuzeitlichen Söldnerheere.<sup>7</sup> Das heißt, sie waren zusammengesetzt aus einzelnen Regimentern, die je für sich wirtschaftliche, rechtliche und soziale Einheiten darstellten. Die Vorstellung von der Armee als einer top-down hierarchisch organisierten und zentral verwalteten Staatsinstitution gehört erst in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Grundelemente der Heeresstrukturen entstammten dem 17. Jahrhundert. Das Regiment war die Einheit, die von

---

**Die Armee Friedrichs des Großen gehört zu den „Stars“ der Geschichte. Und sie war es – spätestens mit und seit dem Siebenjährigen Krieg – schon im 18. Jahrhundert. Schon für die Zeitgenossen stellten Friedrich der Große und der preußische Militärstaat in Faszinosum dar.**

---

3 Grundlegend noch immer Curt Jany, *Geschichte der Preußischen Armee vom 15. Jahrhundert bis 1914*, Bd. 2: Die Armee Friedrichs des Großen 1740–1763, 2. A. Osnabrück 1967.

4 Vgl. nur Max Jähns: *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*, 2. Abtheilung. München, Leipzig 1890.

5 Vgl. Daniel Hohrath: *Friedrich der Große und die Uniformierung der preußischen Armee von 1740 bis 1786*, Wien 2011. Eine wichtige Basis aller heutigen Arbeiten bildet das monumentale Reihenwerk von Hans Bleckwenn, *Das Altpreußische Heer. Erscheinungsbild und Wesen*, 17 Bände, Osnabrück 1970–1990.

6 Erst in jüngerer Zeit ist die reiche archivalische Überlieferung zur österreichischen Armee verstärkt genutzt worden. Christopher Duffy: *Sieben Jahre Krieg 1756–1763. Die Armee Maria Theresias*. Aus dem Englischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe neu bearbeitet von Claudia Reichl-Ham. Wien 2003, jüngst Michael Hochedlinger, *Thron und Gewehr. Das Problem der Heeresergänzung und die „Militarisierung“ der Habsburgermonarchie im Zeitalter des Aufgeklärten Absolutismus (1740–1790)*, Graz 2021.

7 Ein guter Überblick bei Michael Sikora, *Change and continuity in mercenary armies: Central Europe, 1650–1750*. In: Erik-Jan Zürcher (ed.), *Fighting for a Living. A comparative history of military labour 1500–2000*, Amsterdam 2013, S. 201–241.

einem in der Regel als „Oberst“ bezeichneten Militärunternehmer auf eigene Kosten selbstständig aufgestellt, formiert und ausgerüstet wurde, um im Auftrag eines meist fürstlichen Kriegsherrn auf begrenzte Dauer, meist für einzelne Feldzüge, eingesetzt zu werden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg, in dem sich die Heere zuletzt als kaum mehr beherrschbar erwiesen hatten, verlangte das Bedürfnis der Potentaten, dauerhaft und jederzeit über militärische Macht zur Sicherung der eigenen Herrschaft im Innern und als politisches Instrument nach außen verfügen zu können, nach „stehenden Truppen“. Die Regimenter sollten nicht mehr nach dem Krieg aufgelöst werden, sondern „stehen bleiben“. Zuerst bedeutete das nur, dass der Kriegsherr langfristige Verträge mit den Söldnerunternehmern abschloss, und dafür zugleich deren dauerhafte Finanzierung sichern musste.

Gleichwohl muss man aber vorsichtig sein mit dem Begriff „Stehendes Heer“. Traditionell wird das Stehende Heer ja zu den Grundelementen des fürstlichen „Absolutismus“ der „Barockzeit“ gerechnet (um gleich noch zwei höchst problematische Begriffe zu erwähnen). Für jede Armee wird traditionell ein klares Anfangsdatum – meist noch tief im 17. Jahrhundert – genannt, das sich auf die Errichtung der ersten Truppe bezieht, die nicht wieder aufgelöst wurde.

Manchmal führte dies zu recht gewagten Konstruktionen einer Regimenten-Genealogie, die vor allem im historistisch gestimmten 19. Jahrhundert ihre Blüten trieb. Das Alter eines Regiments galt als entscheidend für sein Ansehen und bestimmte seinen Platz in den „Stammlisten“. Tatsache ist, dass noch weit im 18. Jahrhundert fast regelmäßig, am Ende von Kriegen, aber auch immer wieder aufgrund fehlender Finanzen, viele Regimenter aufgelöst wurden. Selbst wo die Einheiten auf dem geduldigen Papier noch vollständig erscheinen, zeigt ein genauer Blick auf die Listen, dass oft so viele Soldaten entlassen und Pferde verkauft wurden, dass man noch nicht einmal von Kaderstrukturen für eine künftige Aufrüstung sprechen kann. Wenn Bedarf und Möglichkeiten sich änderten, wurden neue Truppenteile aufgestellt.<sup>8</sup>

Auch in Brandenburg-Preußen, das immer als Exempel einer kontinuierlich wachsenden Armee galt, wurden zwischen 1655 und 1713 über hundert selbstständige Einheiten errichtet und wieder aufgelöst; dauerhaft bestehen blieben sehr viel weniger. Erst mit König Friedrich Wilhelm I. (reg. 1713–1740) war seit 1717 tatsächlich eine kontinuierliche Vergrößerung der Armee festzustellen, aber diese blieb noch lange ein Sonderfall in Europa.

Je länger und je mehr Offiziere und Soldaten dauerhaft bezahlt und in Dienst gehalten werden konnten, verband sich dies mit einer immer weiteren Ausdehnung der Kontrollbefugnisse der Kriegsherren, die nach und nach durchgesetzt wurden. So veränderte sich das ursprünglich privatwirtschaftliche System stetig, ohne grundsätzlich aufgehoben zu werden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Herrscher fast überall die letzte Entscheidung über die Ernennung der Offiziere, bestimmten die Art der Bewaffnung und Ausrüstung und reglementierten die Ausbildung.

Die preußische Kriegsmacht war in dieser Hinsicht recht weit fortgeschritten, zumal sich hier das Verhältnis von zentraler Reglementierung und dezentraler Praxis im Vergleich zu anderen Staaten und ihren Armeen als außergewöhnlich effektiv erwies.

Aus heutiger Sicht erstaunlich sind dabei weniger die Reste von Privatwirtschaft und Autonomie innerhalb der Armee, die sich auch in allen anderen Bereichen von Staat und Gesellschaft in vormoderner Zeit finden, sondern vielmehr, dass die verantwortliche Befolgung der Reglements und Vorschriften durch die Offiziere des preußischen Heeres trotz Fehlens einer ausgebauten Kontrollbürokratie offenbar besser funktionierte als anderswo.

So wurden in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach wie vor viele Dinge dezentral auf der Ebene der Regimenter – als der militärischen Basiseinheit von (bei der preußischen Infanterie) etwa 1500 Soldaten unter 50 Offizieren – geregelt. Der Regiments-Chef erhielt einen Pauschalbetrag, mit dem er im Rahmen der Reglements und Vorschriften sein Regiment wie ein Unternehmen nach wirtschaftlichen Grundsätzen führen musste. Auf der Ebene darunter funktionierte die *Kompaniewirtschaft*, bei der die Capitains (Hauptleute) wiederum als eine Art abhängige Sub-Unternehmer für die ihnen unterstellten Kompanien (in Preußen 12 pro Regiment) verantwortlich waren.

Obwohl also zunehmend mehr zentral vorgeschrieben und genau festgelegt wurde, blieb die Ausführung bei den einzelnen Regimentern und Kompanien. Schon aufgrund der weiten Entfernungen und schwierigen Kommunikationswege war dies effizienter als eine nicht funktionierende zentrale Lenkung und Kontrolle. Persönliches Gewinnstreben der Regiments- und Kompanie-Chefs war in diesem System durchaus einkalkuliert.

### Offiziere

Wenn wir den Blick auf die Struktur und Praxis der Armeen in der Epoche des Siebenjährigen Krieges fokussieren, ist es durchaus sinnvoll, mit den Offizieren zu beginnen, auch wenn das unserem sozialgeschichtlichen Gewissen widerstrebt. Offiziere waren in der Frühen Neuzeit klar von den einfachen Soldaten getrennt – in gewisser Hinsicht sind sie das über Ausbildung und Laufbahn bis heute, obwohl die Schranken der altständischen Gesellschaft nicht mehr existieren. Auch wenn es Geschichten vom Aufstieg von ganz unten durch Glück und Bewährung gab, kamen Offiziere mit wenigen Ausnahmen aus den höheren Schichten der ständischen Gesellschaft, dem Adel und dem städtischen oder auch landbesitzenden Bürgertum.

Zu einem gemeinsamen Standesbewusstsein trugen nicht nur die soziale Herkunft und die Verhaltenskodizes, sondern auch die Karrierewege bei, die bei einem Teil der

---

In der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Herrscher fast überall die letzte Entscheidung über die Ernennung der Offiziere, bestimmten die Art der Bewaffnung und reglementierten die Ausbildung. Die preußische Kriegsmacht war in dieser Hinsicht recht weit fortgeschritten.

---

<sup>8</sup> Mit Blick auch auf die Armeen der kleineren deutschen Staaten Peter H. Wilson, *German Armies: War and German society 1648–1806*, London 1998.

Offiziere einen oder mehrere Wechsel des Dienstherrn beinhalteten, was in der Staatenwelt des *Ancien Régime* kein moralisches oder politisches Problem darstellte. Diese etablierte horizontale Mobilität von Offizieren und der damit verbundene Wissenstransfer trug natürlich erheblich dazu bei, dass sich Armeen mehr ähnelten als andere Bereiche der regional geprägten Gesellschaften. Überdies hatte sich eine internationale Anpassung der Dienstränge nicht zuletzt durch die Praxis des Austauschs von Kriegsgefangenen seit dem späten 17. Jahrhundert etabliert.<sup>9</sup>

Die Offiziere der preußischen Armee galten schon im 18. Jahrhundert als eine im Vergleich zu anderen europäischen Heeren ungewöhnlich homogene Gruppe, da ihr Adelsanteil besonders hoch war und sie sich in Mehrheit (zu etwa 70 %) aus dem einheimischen Adel des brandenburgisch-preußischen Herrschaftsgebietes rekrutierte. Der Rest waren Adelige aus dem Ausland sowie ein kleiner Anteil Bürgerlicher, von denen es in anderen Armeen deutlich mehr gab.

Hier wirkten mehrere Faktoren zusammen: Eine Voraussetzung war, dass die Territorien des Königreiches Preußen über einen sehr zahlreichen, aber im Durchschnitt wenig vermögenden Adel verfügten, für den die militärische Karriere eine der wenigen standesgemäßen Beschäftigungsmöglichkeiten bot. Die regionalen Unterschiede waren hier gleichwohl deutlich. Überall, wo adelige Familien stark über die Grenzen der zersplitterten Herrschaftsgebiete des Alten Reiches vernetzt waren, gab es für sie mehrere Möglichkeiten und verschiedene Loyalitäten zu berücksichtigen. So waren auch Angehörige der besonders einflussreichen und begüterten Adelsfamilien deutlich zurückhaltender in der Entscheidung für die Armee, da die damit verbundene enge persönliche Bindung an den König ihre Position als ständische Gegenmacht zum Herrscher einschränkte.

Ein wichtiger Faktor für die Geschlossenheit der Offizierkorps der Regimenter war, dass der Regiments-Chef (und mit ihm inoffiziell meist die Gemeinschaft der Offiziere eines Regiments) darüber entschied, wer dem Herrscher zum Offizier vorgeschlagen wurde. Hier wurden die familiären und nachbarschaftlichen Netzwerke wirksam. Das sorgte dafür, dass oft nahe und entfernte Verwandte und generell viele Adelige aus einer Region als Offizierskameraden in einem Regiment dienten.<sup>10</sup>

Zwar verhinderten die enge königliche Kontrolle und die namentlich von Friedrich dem Großen noch verschärfte Forderung, möglichst nur Adelige zu Offizieren zu machen, dass Regiments-Chefs allzu selbstständig ihre eigene Personalpolitik machen konnten. Doch wurde es freilich auch begrüßt, wenn Regiments-Chefs, die aus fremden Diensten kamen oder dem außerpreußischen Hochadel angehörten, ihre Beziehungen nutzten, um auswärtige Adelige als Offiziere in die preußischen Dienste zu holen.

Der übliche Gang einer Offizierskarriere spielte sich über Jahrzehnte in dem Regiment ab, in das ein junger Adelige –

meist als *Frey-Corporal* im Unteroffiziersrang – eintrat und in dem er nach einigen Jahren als Fähnrich in den Kreis der Offiziere aufgenommen werden konnte, sobald eine Stelle frei wurde. Auch Bürgerliche konnten in der preußischen Armee Offizier werden, und ihre Zahl wuchs langsam, aber kontinuierlich. Auch wenn junge Adelige oder Söhne des gehobenen Bürgertums formal „von der Pike auf“ zuerst im Mannschaftsstand dienten, war ihr Weg zum Offizier von Anfang an vorgezeichnet. Für „echte“ Aufsteiger waren langjährige Bewährung oder besondere Kenntnisse und Fähigkeiten (etwa in der Artillerie) Voraussetzung für die Übernahme.

Den Umkreis „ihres“ Regiments verließen Offiziere, die im Dienst blieben und nicht nach wenigen Jahren wieder ausschieden (was aber durchaus häufig war, zumal der Dienst für Subalternoffiziere finanziell ein Zuschussgeschäft darstellte), meist erst in fortgeschrittenem Dienstalter und erfolgreichem Aufstieg: Erst beim Erreichen eines Ranges als Stabsoffizier, vom Major aufwärts, wurden Offiziere relativ regelmäßig zu anderen Truppenteilen versetzt, doch gab es auch Laufbahnen vom Fähnrich bis zum Oberst innerhalb eines Regiments.

Dies alles führte dazu, dass die Offizierkorps der Regimenter eine hohe Homogenität und Geschlossenheit aufwiesen, was eine spezifische „Regimentskultur“ prägte. Es ist daher richtiger, von „den“ Offizierkorps im Plural zu sprechen als von „dem“ preußischen Offizierkorps, das im 18. Jahrhundert noch nicht existiert hat. Das Selbstverständnis der Offiziere als Gemeinschaft drückte sich auch ganz besonders in der Uniform aus, die innerhalb eines Regiments für alle Offiziere – vom Fähnrich bis zum Obersten – genau gleich war und keinerlei Rangabzeichen zeigte. Man kannte sich in der kleinen Welt des Regiments genau und jenseits dessen konnte man den Rang eines Offiziers zumindest ungefähr an seinem Alter schätzen.

Neben dieser langwierigen Laufbahn, die sich allerdings durch die hohen blutigen Verluste im Krieg deutlich beschleunigen konnte, gab es in den Heeren der Epoche aber auch weiterhin die bereits erwähnten internationalen Söldnerkarrieren von Offizieren, die den Dienstherrn wechselten. Dies waren immer wieder Offiziere aus weniger dauerhaft „stehenden“ Heeren, die bei Reduktionen arbeitslos wurden, aber auch Profis mit vielfältigen Dienst- und Kriegserfahrungen, die zum Transfer von Wissen und praktischen Kenntnissen begehrt waren und weitaus schneller in hohe Ränge aufsteigen konnten. Dort trafen sie auf eine weitere Gruppe von jüngeren Herren, die dank hochadeliger Herkunft eine in der ständischen Gesellschaft selbstverständliche Führungsrolle spielten.

Freilich sprechen wir hier bei den Offizieren nur von etwa drei Prozent der Armee; auf einen preußischen Offizier kamen etwa 30 „Mannschaften“, also Unteroffiziere und Soldaten, wobei es in manchen anderen Armeen im Verhältnis einige Offiziere mehr gab.

## Soldaten

Für die Masse der Soldaten der „Stehenden Söldnerheere“ gab es keine Aussicht auf eine Karriere und auch nicht die adelspezifische Vorstellung von individuellem Ruhm und

9 Vgl. Daniel Hohrath, „In Cartellen wird der Werth eines Gefangenen bestimmt.“ Kriegsgefangenschaft als Teil der Kriegspraxis des Ancien Régime, in: Rüdiger Overmans (Hg.): In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg, Köln, Weimar, Wien 1999, S. 141–170.

10 Vgl. Carmen Winkel, Im Netz des Königs. Netzwerke und Patronage in der preußischen Armee 1713–1786. Paderborn 2013.

Ehre, sondern nur einen mehr oder weniger langen Lebensabschnitt in Uniform, der nicht nur aus heutiger Sicht zwar wenig attraktiv, aber je nach Lebenssituation doch eine gute Alternative war. Ein Blick in die erhaltenen Listen zeigt jedenfalls, dass das lange auch in der Geschichtswissenschaft gepflegte Vorurteil, die Heere des 18. Jahrhunderts hätten sich fast ausschließlich aus der „Hefe des Volkes“ rekrutiert, aus den untersten Schichten, aus Tagelöhnern, Bettlern und Streunern, keinesfalls zutrifft.

Auch wenn Armeen des 18. Jahrhunderts auf dienstpflichtige Untertanen zurückgreifen konnten, wie in Preußen durch das Kantonsystem,<sup>11</sup> durch das jedem Regiment ein bestimmter Rekrutierungsbezirk zugewiesen wurde, blieben die Grundstrukturen des Söldnerwesens prägend. Ob es tatsächlich vor allem die wehrpflichtigen *Kantonisten* waren, die den stabilen Kern der preußischen Armee bildeten, oder ob die lang dienenden Berufssoldaten das prägende Element darstellten, lässt sich wohl nicht abschließend entscheiden.

Zwar stellte das preußische Kantonsystem tatsächlich ein besonders effektives Modell dar, doch wird dessen Sonderstellung vielleicht überschätzt. Tatsächlich waren die meisten Landesherren – so auch die preußischen Könige – durchaus darauf bedacht, dass die eigene Bevölkerung in ihren dünn besiedelten Territorien produktiven Tätigkeiten in Landwirtschaft und Handwerk nachgehen konnte. Ökonomisch wertvolle Gruppen waren meist ganz vom Kriegsdienst befreit.

Daher galt es als wünschenswert, die Armeen mit möglichst vielen „Ausländern“ aufzufüllen. Jedoch ist dieser Begriff missverständlich: Nur recht wenige Soldaten stammten von weit her, die bei weitem zahlreichsten aber aus eng benachbarten Regionen gerade im *Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation*, das ja aus rund 300 verschiedenen selbstständigen Herrschaften bestand, die meist noch aus vielen verstreuten Gebieten zusammengesetzt waren.

„Ausländer“ war man oft schon vor den Toren der Heimatstadt oder im benachbarten Dorf, wenn dies einem anderen Herrn zugehörte. Hinzu kam, dass ein bedeutender Teil der in den Listen als „Ausländer“ geführten Soldaten der preußischen Armee aus den diversen Bevölkerungsgruppen des eigenen Landes stammten, die von der Dienstpflicht in den Kantons nicht erfasst wurden; sie waren also durchaus vielfach Landeskinder, die nur nicht als *Kantonisten* einberufen, sondern als *Kapitulanten* mit Zeitverträgen eingestellt wurden. Sie wurden also als „Söldner“ angewor-

**Das Selbstverständnis gerade der preußischen Offiziere als Gemeinschaft drückte sich auch ganz besonders in der Uniform aus, die innerhalb eines Regiments für alle Offiziere – vom Fähnrich bis zum Obersten – genau gleich war und keinerlei Rangabzeichen zeigte.**

ben, ebenso wie die von außerhalb des preußischen Staatsgebiets Kommanden – im Prinzip freiwillig und dann für eine vertraglich vereinbarte Dauer.

Zur Armee ließen sich Männer aus den verschiedensten Gründen anwerben: Ein wichtiger Anlass, Soldat zu werden, waren gewiss materielle Notlagen. Das Leben der Menschen in der Frühen Neuzeit war vom Mangel gekennzeichnet. Nicht nur die untersten Schichten waren bei Missernten und anderen wirtschaftlichen Krisen unmittel-

bar in ihrer Existenz bedroht. Der Soldatenberuf bot vielen ein bescheidenes, aber immerhin sicheres Auskommen, Kleidung, Nahrung und Unterkunft.

Daneben spielten aber auch weitere positive Anreize eine Rolle, die von der bis heute gerne zitierten bürgerlichen Militärkritik gerne unterschlagen wurden: Die Uniform verlieh durchaus ein gewisses soziales Ansehen als Waffenträger des Königs, und sie zeigte an, dass ihre Träger z. B. nicht mehr als erbuntertänige Bauern der Jurisdiktion ihrer Gutsherren unterstanden.<sup>12</sup>

Der Unterschied von Krieg und Frieden scheint angesichts der Unsicherheiten des Lebens im Allgemeinen nicht die Rolle gespielt haben, die wir ihr heute zumessen. Für Dienstpflichtige wie für „Söldner“ galt: Man wusste sich ohnehin dem Schicksal ausgeliefert, das Gott allein bestimmen würde. Als braver Untertan seine Pflicht zu tun, war gottgefällig und damit wichtig für das ewige Leben. Freilich bot gerade der Krieg auch kleine Chancen, zumindest in der Phantasie derer, die sich anwerben ließen: ein Entkommen aus beengenden persönlichen Verhältnissen war seit jeher ein Motiv, Abenteuerlust, vielleicht auch Beute. Die letzteren Beweggründe galten gerade dann, wenn die Aussicht bestand, in den Krieg zu ziehen.

Die Nachfrage nach Soldaten überstieg allerdings den Pool an Freiwilligen fast zu jeder Zeit. Deshalb erwies sich die Dienstpflicht der Landeskinder als tragende Basis: In Friedenszeiten reichte es aus, wenn in jedem Jahr nur relativ wenige Männer neu eingezogen wurden, in Preußen nur solche, die mindestens 1,72 m, möglichst aber 1,80 m und mehr maßen, was weit über dem Durchschnitt der männlichen Bevölkerung in jenen Zeiten lag. Dies verringerte den Druck auf die Bevölkerung, da so nur groß gewachsene Männer das Risiko trugen, Soldat werden zu müssen.

Im Frieden mussten die ausgebildeten *Kantonisten* auch nur einmal im Jahr für eine mehrwöchige Exerzierzeit in die Garnison kommen; sonst blieben sie als Bauern oder Handwerker in ihrer heimischen Umgebung. Den täglichen Dienst in den Garnisonstädten verrichteten übers Jahr vor allem die „Ausländer“. Auch sie gingen in Friedenszeiten in

<sup>11</sup> Hierzu die neueren Forschungen: Jürgen Kloosterhuis, Kantonsystem und Regimentskultur. Katalysatoren des preußischen Militärsocialisationsprozesses im 18. Jahrhundert. In: Wolfgang Neugebauer (Hg): Oppenheim-Vorlesungen zur Geschichte Preußens an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2014, S.77–139. Martin Winter, Untertanengeist durch Militärpflicht? Das preußische Kantonsystem in brandenburgischen Städten im 18. Jahrhundert, Bielefeld 2005.

<sup>12</sup> Überzogen, aber dennoch anregend Hans Bleckwenn, Bauernfreiheit durch Wehrpflicht – ein neues Bild der altpreußischen Armee?, in: Johannes Niemeyer (Red.), Die Bewaffnung und Ausrüstung der Armee Friedrichs des Großen. Eine Dokumentation aus Anlaß seines 200. Todesjahres, Rastatt 1986, S. 1–14.

der Garnisonsstadt als Tagelöhner oder Handwerker einem Zivilberuf nach, denn Exerzieren und Wachestehen nahmen nur einen Teil der Zeit in Anspruch, und der Sold allein reichte kaum zum Leben aus.

Für die Stabilität und Resilienz der Armee erwiesen sich die Bindungskräfte innerhalb der Regimenter und Kompagnien als wesentlich: Hier spielte die gemeinsame Herkunft der Soldaten aus derselben Region, oft aus einem Dorf bis hin zu verwandtschaftlichen Bindungen eine große Rolle, namentlich bei den preußischen *Kantonisten* ist dies zu beobachten. Im Krieg kam die lebenswichtige Kooperation der Kameraden hinzu, von der täglichen Nahrungszubereitung in der Zeltgemeinschaft bis hin zum notwendigen Zusammenwirken im Gefecht. Schließlich spielten auch die Vorbildfunktion der Offiziere und nicht zuletzt der Stolz auf die Ehre des eigenen Truppenteils eine wesentliche Rolle, dies auch und gerade bei den „Ausländern“, denen das Regiment und die Armee zur Heimat geworden war.

Der Übergang in den Militärdienst bedeutete für die meisten, dass sie mit einem Kulturschock zurechtkommen mussten, der ihnen zugemutet wurde. „Einen Kerl zu dressieren und ihm das Air von einem Soldaten beizubringen, daß der Bauer heraus kommt“ – also die umfassende Sozialisation in einem fremden Umfeld stand als erste Aufgabe der Ausbilder in den preußischen Reglements. Junge Männer, die ihre gesamte Prägung in einfachsten agrarischen Lebensverhältnissen erhalten hatten, mussten sich eine aufrechte Körperhaltung angewöhnen sowie sich und ihre aufwendig gestaltete bunte Uniform – für manche wohl die erste vollständige Bekleidung ihres Lebens – penibel sauber halten.

Die Ausbildung des Soldaten stellte hohe Anforderungen. Im Zentrum stand vor allem bei der Infanterie das Exerzieren mit der Feuerwaffe. Die Bedienung des Vorderlader-Gewehrs erforderte eine komplizierte Folge von Handgriffen, die ständiges Üben verlangten. Um mit der glattläufigen Flinte auf möglichst große Distanz schießen zu können, musste der Lauf lang sein, und um mit einer so langen und schweren Waffe in schneller Folge schießen zu können, brauchte man möglichst große Soldaten. Wenn die preußische Infanterie in 200 Meter langen, nur drei Mann tiefen Linien auf dem Schlachtfeld agieren konnte, galt sie dank ihrer Disziplin und Feuergeschwindigkeit von mehr als drei Schuss pro Minute als nahezu unüberwindlich. Bei der Kavallerie war eine überaus gründliche Reitausbildung erforderlich, die das Agieren in geschlossenen Formationen verlangte.

## Die Armee im Krieg

Als choreographierte Katastrophe war die Schlacht gewiss die dramatischste Prüfung für den Zusammenhalt der militärischen Einheiten: Wenn die Soldaten in der apokalyptischen Hölle des Schlachtfeldes, umgeben vom ohrenbetäubenden

Donner der Gewehrsalven und des Geschützfeuers, angesichts massenweise getöteter und verwundeter Kameraden die Nerven behielten, weiterhin auf Befehle ihrer Offiziere reagierten und in ihrer Formation blieben, zeigte dies den Erfolg der militärischen Sozialisation.<sup>13</sup> Es gibt Zeugnisse für den kollektiven Stolz militärischer Einheiten, der gerade in Krisensituationen zu besonderen Leistungen anspornte.

Das Selbstbewusstsein der erfahrenen Berufssoldaten setzte aber auch manchen Zumutungen seitens der Führer Grenzen: Die bekannte Anekdote, in der Soldaten dem Preußenkönig, der sie mit den Worten „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ zum erneuten Angriff auffordert,

antworten, für den Tagessold sei genug getan, trifft durchaus die Realität. Allerdings waren Schlachten in den Kriegen des 18. Jahrhunderts selten; ihre strategische Bedeutung war oft genug gering im Verhältnis zu den blutigen Verlusten, die den beteiligten Armeen drohten.

Der Alltag von Soldaten in den friederizianischen Kriegen wurde vom täglichen Überlebensdruck bestimmt. Tagein, tagaus wurde marschiert und gelagert. Kleine Gefechte wechselten sich mit Phasen des Nichtstuns in Lagern und Unterkünften, aber auch mit schwerer Arbeit und dauernder Gefährdung bei wochenlangen Festungsbelagerungen ab. Infektionskrankheiten in den Quartieren, schlechte medizinische Ver-

sorgung und Mangelernährung kosteten weit mehr preußischen Soldaten das Leben als die Kampfhandlungen selbst.

Die tägliche Versorgung der Menschen und Pferde mit Nahrung war ein Kernproblem für die Heerführer des 18. Jahrhunderts, aber auch für jeden einzelnen Soldaten. Bei aller Leidenschaft und Schicksalsergebenheit, die den modernen Betrachter beeindruckt und irritiert, lagen hier auch die Grenzen des Gehorsams. Wenn die Soldaten den Eindruck hatten, ihr Vertragsverhältnis werde von oben aufgekündigt – durch mangelnde Versorgung, ausbleibenden Sold oder unberechtigte Forderungen –, kollabierten Einheiten in passiver Verweigerung oder massenhafter Desertion. Hier zeigte sich vielleicht noch deutlicher als in der physischen und psychischen Ausnahmesituation der Schlacht, was die „Stehenden Söldnerheere“ zusammenhielt, oder eben auch nicht.

Dies alles, das wir dank der bisherigen Forschung am preußischen Beispiel belegen können, dürfte mit der einen oder anderen spezifischen Abweichung auch für andere Armeen der Epoche zutreffen.

Eine wichtige Frage ist bisher nicht eingehend untersucht worden, nämlich die, wie sich die Armeen im Verlauf des Siebenjährigen Krieges veränderten. Der Bedarf an Soldaten verschärfte sich in Kriegszeiten exponentiell, wenn die Heere enorm vergrößert wurden und außerdem Verluste auszugleichen hatten. Wenn die großen Männer

---

Die Ausbildung des Soldaten stellte hohe Anforderungen. Im Zentrum stand vor allem bei der Infanterie das Exerzieren mit der Feuerwaffe. Die Bedienung des Vorderlader-Gewehrs erforderte eine komplizierte Folge von Handgriffen, die ständiges Üben verlangten.

---

<sup>13</sup> Vgl. Sascha Möbius: Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg. Saarbrücken 2012.

ausgingen, reihte man auch die kleineren ein; die kleinsten und schwächsten kamen als Festungsbesetzungen in Garnisonregimentern und wer gar nicht zum Soldaten taugte, aber halbwegs gesund war, wurde noch als Fuhrknecht eingezogen.

Im Siebenjährigen Krieg kamen auch die preußischen Kantone, deren Reservoir nun rücksichtslos ausgeschöpft wurde, an ihre Grenzen, zumal ein erheblicher Teil des Landes feindlich besetzt war, wie Ostpreußen und teilweise die westlichen Provinzen. Das führte dazu, dass die Regimenter ihre regionale Geschlossenheit verloren, die als eine der Grundlagen ihrer Kampfkraft galt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass die horrenden Verluste dazu führten, dass bereits in den mittleren Kriegsjahren nicht mehr allzu viele von den gründlich ausgebildeten, lang gedienten Berufssoldaten der Friedensarmee am Leben waren – hier ist ein Vergleich mit dem Ersten Weltkrieg 1914–1918 durchaus angemessen. Der prozentuale Mobilisierungsgrad der männlichen Bevölkerung wurde erst im 20. Jahrhundert wieder erreicht.

Man kann davon ausgehen, dass nicht nur die preußische, sondern auch die anderen „deutschen“ und europäischen Armeen spätestens in den Jahren ab 1759 kaum mehr Ähnlichkeit mit denen hatten, die 1756 in den Krieg gezogen waren, sondern zunehmend aus einem Konglomerat von zwangsweise ausgehobenen Untertanen, zwangsrekrutierten Bewohnern der gerade besetzten Gebiete sowie eingereichten Kriegsgefangenen und mehr oder weniger „freiwilligen“ Söldnern unterschiedlichster Herkunft und Motivation zusammengesetzt waren.

Gleichwohl kämpften und marschierten diese Heere auch noch im siebten Jahr weiter, und die kriegsgeschichtliche Betrachtung gibt durchaus Anhaltspunkte dafür, dass sie kaum weniger effektiv und flexibel agierten als zu Beginn des Krieges. Die in Geschichtsschreibung und Öffentlichkeit bis heute weit verbreitete Vorstellung, dass sich die Heere des *Ancien Régime* aus willenlosen, mit Gewalt in die Schlacht getriebenen „Sklaven“ zusammengesetzt hätten, ist bei kritischer Betrachtung realitätsfern: Sie stammt aus den polemisch überspitzten Streitschriften der aufgeklärten Militärreformer des späten 18. Jahrhunderts und der Protagonisten der allgemeinen Wehrpflicht im 19. Jahrhundert, die das alte System als düsteres Gegenbild zeichneten.

Auf der Grundlage bloßen Zwangs konnte keine Armee funktionieren, er wäre auch nicht durchsetzbar gewesen; ein ausgebautes Terrorsystem mit bewaffneten Sicherungskräften hinter der Front, wie es die totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts anwendeten, war im 18. Jahrhundert ohnehin noch unvorstellbar.

Obwohl ein Großteil der Soldaten ganz offensichtlich bereitwillig diente, war Desertion ein Hauptproblem der Heere. Das lag nicht unbedingt daran, dass es, von bestimmten Situationen im Krieg abgesehen, so viel mehr Fahnenflüchtige gab als zu anderen Zeiten. Das Problem war, dass Soldaten im 18. Jahrhundert teuer und schwer zu ersetzen waren. In der altständisch gegliederten Gesellschaft blieb der staatliche Zugriff auf viele Bevölkerungsgruppen sehr eingeschränkt; von der „allgemeinen Wehrpflicht“ der Nationalstaaten war man noch weit entfernt.

Die Anwerbung verursachte erhebliche Kosten, ebenso die Uniform und Ausrüstung sowie die lange Ausbildungszeit, die ein guter Soldat benötigte. Deshalb trafen die drakonischen Strafen, die Deserteuren angedroht waren, stets nur einige Pechvögel zur Abschreckung. Sobald es zu viele wurden, zumal im Krieg, wurden Generalpardons erlassen, und manch einer, der sich irgendwann ‚verlaufen‘ hatte, wurde stillschweigend wieder eingereiht. Selbst Überläufer, die in Kriegsgefangenschaft des früheren Dienstherrn gerieten, wurden oft begnadigt, wenn sie groß, stark und gesund waren.<sup>14</sup>

## Die Heere als soziale Gebilde

Werfen wir noch einen Blick auf den inneren Aufbau der europäischen Armeen des 18. Jahrhunderts. Sie waren bereits aus verschiedenen Truppengattungen zusammengesetzt, die nicht nur unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen hatten, sondern auch einen unterschiedlichen sozialen Status einnahmen. Analog zur zivilen Gesellschaft lassen sich innerhalb der Armee ständische Grenzen und Hierarchien beobachten, die allerdings bislang noch nicht systematisch erforscht sind.

Zwar bildete die Infanterie die Mehrheit der Heere und bildete stets das Zentrum der Schlachtordnung. Aber es ergibt sich leicht ein schiefes Bild, wenn wir uns den typischen Soldaten der Epoche nur als Infanteristen vorstellen: Rund ein Drittel der Armeen waren Kavallerieeinheiten. Sie hatten viel mehr Freiwillige; Reiter wurden besser bezahlt, mussten nicht viel marschieren und konnten sich dank ihrer Einsätze und ihrer Mobilität auch im Krieg besser versorgen. Dafür erforderte ihre Ausbildung, vor allem im Reiten in Formation und im Kampf mit der blanken Waffe, andere Qualitäten als der Drill der Infanterie, die in geschlossenen Einheiten in der Lineartaktik kämpfen sollte, und vor allem darin geübt werden musste, als Teile der ‚Schießmaschine‘ zu funktionieren und auch in extremen Situationen in Reih und Glied zu bleiben.<sup>15</sup>

Zahlenmäßig hinsichtlich der Personalstärke kaum ins Gewicht fallend, aber im Krieg von zunehmender Bedeutung war die Artillerie; sie stellte andere als nur körperliche Anforderungen. Traditionell hatte sie noch im 18. Jahrhundert eine soziale Sonderstellung innerhalb der Armee und bewahrte lange einen handwerklich-zünftischen Charakter. Schon für die einfachen Kanoniere, die Geschütze bedienten, waren technische Kenntnisse erforderlich; erst recht reichten für Artillerie-Offiziere das soziale Kapital adeliger Herkunft und eine lange Dienstzeit nicht aus, und dementsprechend fanden sich hier relativ viele Bürgerliche mit höherer Schulbildung.

In Friedenszeiten bestand die preußische Armee, so wie die meisten anderen Heere, nur aus den regulären Regimentern der Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Im Krieg zeigte sich schnell, dass das nicht ausreichte, denn

14 Michael Sikora: Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert. Berlin 1996.

15 Vgl. Marcus Junkelmann: Der Militärstaat in Aktion. Kriegskunst des Ancien Régime. In: Bernd Sösemann/Gregor Vogt-Spira (Hg.): Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung. Bd. 2. Stuttgart 2012, S. 166–191.

im alltäglichen kleinen Krieg um Nachschub und Versorgungswege hatten Österreich und Russland einen erheblichen Vorsprung. Die beweglich und selbständig agierenden Kämpfer, die das Haus Habsburg aus Ungarn und vom Balkan und das russische Reich aus seinen Steppen aufboten, stellten durch ihre Überfälle und Beutzüge jenseits der großen Schlachten und Belagerungen ein ständiges Problem dar. Obwohl man schon in den Kriegen der 1740er Jahre Maria Theresias Husaren, Panduren und Kroaten von der Militärgrenze gegen die Osmanen kennengelernt hatte und ihre Wirksamkeit hatte schmerzlich erfahren müssen, waren daraus bis 1756 nur ungenügende Konsequenzen gezogen worden.<sup>16</sup>

Zwar waren Regimenter von leichten Reitern – nach dem Vorbild der ungarischen Husaren ausgerüstet und dementsprechend bekleidet – in der preußischen wie auch in den meisten anderen „westlichen“ Armeen als Truppengattung innerhalb der stehenden Heere aufgestellt worden. Leichte Infanterie fehlte jedoch namentlich in Preußen völlig; sie wurde erst im Krieg in Form von *Freibataillonen* aufgestellt. Wehrpflichtige Kantonisten waren für sie nicht vorgesehen; hier mussten Freiwillige kurzfristig angeworben werden, vielfach Abenteurer und Deserteure anderer Armeen. Dementsprechend galten solche Truppen als wenig zuverlässig, was sie in vielen Fällen auch bestätigten.

Auch für Offiziere war der Einstieg in solche Einheiten mit geringem Sozialprestige und der Aussicht, bei Kriegsende entlassen zu werden, eher wenig attraktiv. Aufsteiger, die sich im Kleinen Krieg besonders auszeichnen konnten und später in der regulären Armee Karriere machten, bildeten eher eine Ausnahme.

Ein grundsätzliches Problem der Kriegführung des 18. Jahrhunderts war allen Armeen gemeinsam:<sup>17</sup> Wober die Heere im Frieden überhaupt nicht verfügten, war militärisch organisiertes Personal für Logistik, Versorgung und Transportwesen. Im Siebenjährigen Krieg waren es nur wenige Offiziere und einige Beamte, die für die Versorgung der Armeen zuständig waren, und alles von Lebensmittelkäufen bis hin zur Verpflichtung der örtlichen Bevölkerung mit ihren Wagen und Zugvieh für Transporte durchführen sollten. Es muss nicht erläutert werden, wie sehr dies die Beweglichkeit größerer Truppenzahlen beschränkte, und es wird auch deutlich, warum Kriegführung in Gebieten mit geringer Bevölkerungsdichte und damit geringen Ressourcen sofort zu größten Problemen führte.

16 Zum kleinen Krieg vgl. Joachim Kunisch, *Der Kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus*, Wiesbaden 1973. Sandrine Picaud-Monnerat, *La petite guerre au XVIIIe siècle*, Paris 2010. Frank Wernitz, *Die preußischen Freitruppen im Siebenjährigen Krieg 1756–1763*, Wölfersheim-Berstadt 1994.

17 Hierzu und zu den Charakteristika der Kriegführung der Epoche die anregende Studie von Jürgen Luh, *Kriegskunst in Europa 1650–1800*, Köln-Weimar-Wien 2004.

Auf der unteren Ebene der Regimenter und Bataillone waren es dann einerseits die in den Kantons ausgehobenen und andererseits die bei Bedarf aus dem Land verpflichteten Fuhrknechte und Offiziersdiener sowie die geduldeten *camp-follower* beiderlei Geschlechts, Handwerker und Marketerinnen, sowie die mitziehenden Soldatenfrauen und -familien, die für das alltägliche Überleben der Truppen sorgen mussten, wenn die reguläre Versorgung durch vorbereitete Magazine und die Märkte der durchquerten Regionen nicht funktionierte, was häufig genug der Fall war.

Obwohl die Armeeführungen sich sehr darum bemühten, keinen riesigen schwerfälligen Tross zuzulassen, wie er den Dreißigjährigen Krieg geprägt hatte, waren diese Ungezählten auch noch im Siebenjährigen Krieg vielleicht nicht mehr so zahlreich, aber immer noch unverzichtbar für das Funktionieren und Überleben der Heere wie diese umgekehrt für sie.

Die regelmäßigen Bemühungen, den Tross von Nichtkombattanten zu begrenzen und zu verringern, waren taktisch und ökonomisch bestimmt. Sie richteten sich noch kaum an gesellschaftlich definierten Geschlechterrollen aus.

So war das Militär des 18. Jahrhunderts noch nicht die reine Männergesellschaft, als die es in der Moderne lange erschien.<sup>18</sup> Der weibliche Anteil in den Armeen der Vormoderne ist bislang nur unzureichend wahrgenommen und von der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts praktisch ignoriert worden. Selbst *Cross-dresserinnen*, also Frauen, die – offiziell unerkannt – als Soldaten dienten, scheinen trotz

strenger Verbote in den Heeren noch nicht so selten vorgekommen zu sein.<sup>19</sup> Man kann jedenfalls davon ausgehen, dass es sehr viel mehr als die bereits vorgesehenen sechs Soldatenfrauen pro Kompanie waren, die offiziell mit in den Krieg ziehen sollten und durften.

Wir kennen kaum je auch nur annähernde Zahlen der Männer und Frauen jener untermilitärischen Schichten innerhalb und im Umfeld der Armeen und verfügen bislang auch über keine Ego-Dokumente solcher Personen. Bis in solche „Kellergeschosse“ kommt auch eine „Militärgeschichte von unten“ mangels Quellen nicht, jedoch wird eine Geschichtsschreibung über die Armeen und den Krieg in der altständischen Gesellschaft die vielfältigen Aspekte der frühmodernen Militärgesellschaften zukünftig noch gezielter zu erforschen haben. ■

18 John A. Lynn II., *Women, Armies and Warfare in Early Modern Europe*, New York 2008. Beate Engelen, *Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert*, Münster 2005.

19 Marian Füssel, *Zwischen Devianz und Heldentum. Die ‚Soldatin‘ als eine ambigue Persona des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Corinna Dziudzia/Sonja Klimek (Hg.), *Einsame Wunderthiere oder vernetzte Akteurinnen?*, Wiesbaden 2022, S. 121–141.